Lebenserinnerungen und Briefwechsel

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

Mittheilungen
aus Raumer's Briefwechsel.

Des Fürsten Hardenberg Empfehlungsschreiben für Raumer.

Berlin, den 20. Juni 1816.

Messieurs!

Monsieur de Raumer, Conseiller de la régence et professeur à l'université de Breslau, a obtenu de Sa Majesté la permission de faire un voyage scientifique en Allemagne, en Italie, en Suisse, en France et en Angleterre. Connaissant Monsieur de Raumer qui a travaillé dans mes bureaux à mon entière satisfaction pour un homme qui s'est toujours distingué tant par son zèle pour le service du roi, que par ses connaissances et son caractère moral, je me plais à le recommander par la présente circulaire à Messieurs les ministres et consuls prussiens dans l'étranger. Je les invite à prêter aide et assistance à Monsieur de Raumer partout où il serait dans les cas de les reclamer et à lui accorder toutes les facilités auxquelles il peut s'attendre en qualité de sujet du roi et d'homme recommandable sous tous les rapports.

Je saisis cette occasion pour offrir à Messieurs les ministres et consuls de Sa Majesté le roi de Prusse les assurances de ma considération très distinguée.

Raumer an Solger.

Lachen am Zürichersee, den 24. August 1816.

— — — — Ich hielt's nämlich für Schuldigkeit, dem Minister durch L. einen Aufsatz Hegel's über das Studium der Philosophie auf Universitäten vorzulegen. Ueber diesen Gegenstand hatten wir uns viel unterhalten, und ich bat Hegel, mir seine Ansichten schriftlich mitzutheilen. Er that's. Der Inhalt hatte meinen großen Beifall, und ich sandte ihn weiter, jedoch ohne irgendein Urtheil über eine Anstellung. Schuckmann fürchtet die Philosophen, welche von allem Lernen und Thun abwenden und mit ihrem Hexenabracadabra die ganze Welt zu beherrschen meinen; und diese Ansicht theilen wir ja beide. Ich glaube nicht, daß H. einen glänzenden Vortrag hat, wie ihn die Studenten gewöhnlich wollen; aber nach seinen Gesprächen zu urtheilen, kann ich ihn nicht für unklar halten. Ueberhaupt war mir seine Bekanntschaft sehr angenehm. Schelling traf ich nicht in München, wol aber Jacobi. Der Mann ist sehr beliebt, und auch mir erschien seine Milde und Stille wohlthuend; daß es aber zu keinem tiefer greifenden Gespräch kam, daran waren einmal seine viel erzählenden Schwestern und das zweite mal Niebuhr schuld. Doch ich wollte eigentlich von Jacobi erzählen. Die lebhafte Opposition gegen alles Katholische und die katholischen Protestanten überraschte mich einigermaßen, doch sprach sie sich mehr in den Frauen als bei J. aus, und er trat mir bei, als ich der Meinung widersprach: Schlegel habe seine veränderten Ansichten verschweigen sollen. Vorausgesetzt nämlich, eine echte aufrichtige Sinnes- und Glaubensänderung. Wenn auch Schlegel's Verlangen an Jacobi, blind in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu springen, sonderbar und

verkehrt war, so hat doch J. die Frage über sein Verhältniß zu einer positiven Offenbarung und zum Christenthum nur umgangen; er ist ihr ausgewichen, da sie ihm doch näher als nahe tritt. Mir ward überhaupt zu Muthe, als schaffe man sich bei J. die Götter, oder den Gott zu sehr selbst, und doch kann ich mit dem Allerhöchsten, was ich selbst mache, nur einen Götzendienst treiben. Freilich ist die Gottheit äußerlich und persönlich, aber das Herausspinnen nach Spinnenmanier ist nur die eine Richtung. Ueberhaupt bin ich zu historisch, und lasse mir das Geschichtliche des Christenthums nicht für 30 Silberlinge verkaufen nach dem neuesten Verfahren der neuesten Apostel.

Raumer an seine Frau.

Luzern, den 3. September 1816.

— — — Nachmittags ging ich in Zürich zum Schützenplatz, wo nicht die Väter, sondern die Söhne ein Schützenfest hielten. Diese, bis zu Kindern von acht bis zehn Jahren hinab, waren in leichte Uniformen gekleidet, mit leichten Büchsen bewaffnet, hatten ihre eigenen, von ihnen selbst bedienten Musikchöre und schossen mit außerordentlicher Geschicklichkeit nach der Scheibe. Das Ganze war so fröhlich als ordentlich; ob ich gleich, bei aller Abneigung gegen pedantische Polizeieinrichtungen, fürchtete, es möge ein Unglück geschehen, wenn die kleinen Jungen bald hier bald dort mitten unter den Leuten und nach allen Richtungen ihre, freilich dann nur mit Pulver geladenen Büchsen losschossen. Im Ganzen ist dies sicher eine gründliche Vorbereitung zur Landwehr; aber die Abneigung gegen alles, was nur an stehende Heere erinnert, ist hier so groß daß nicht wenige meinten, der Zuschnitt sei viel zu unbürgerlich, und die Jungen würden den Soldaten

als etwas Selbständiges, als einen Stand betrachten, und dem Bürger irrig und unheilbringend entgegensetzen lernen. — — — — — Fast erschreckte mich ein Wort von Aloys Reding, den ich aufsuchte und näher kennen lernte, und der seiner heldenmüthigen Thätigkeit gegen die Franzosen halber bekannt ist. Dieser Mann, einer der größten Praktiker seiner Zeit, ein durchaus edler Mann, ist bisweilen in Schwyz verspottet und verachtet worden und fast in Lebensgefahr gerathen. Selbst jetzt war zur Tagsatzung vor ihm ein Saufaus und Windbeutel gewählt worden. Also auch hier bisweilen sehr schlechte Auswahl der Beamten. Sitzen doch (so sagt man) in der Tagsatzung manche, mit denen in Einer Stube zu sein man sich vor zehn Jahren geschämt hätte. Daher werden wir sobald keine Geschichte der schweizerischen Revolution erhalten, obgleich viel Materialien gesammelt sind. — Doch ich wollte ein Wort Reding's anführen: „Das größte, das allergrößte Unglück, was einem Volke widerfahren kann, ist, wenn es in die Nothwendigkeit versetzt wird, über seine Verfassung berathen und beschließen zu müssen. Alle Freundschaft verkehrt sich in Haß, alles Einige wird feindlich, die redlichsten Männer zerfallen, und während sie mit höchstem Eifer das Beste zu verfolgen meinen, sehen sich zuletzt alle auf allen Bahnen getäuscht; sie finden nur Greuel und Zerstörung." — Leider bestätigt die Geschichte diese Lehren nur zu oft; aber bei uns soll ja, gottlob! auch das gesammte Volk nicht entscheiden, obgleich einige Schwächlinge unter den starken Geistern dies meinen. — An Spuren der Härte, des Excentrischen fehlt es indessen auch bei uns nicht, und der Aberglaube an die erzeugende Kraft des Hasses wächst mit dem Unglauben an die Macht der Liebe. Jedes tüchtige Gemüth, welches vergißt, daß nur der wahrhaft groß ist, der große Liebe hat, muß sich zum Hassen wenden, ausschließlich dahin wenden, und so sich und andere nur gar zu leicht zerstören.

Nächst Aloys Reding war mir eine der anziehendsten Bekanntschaften ein Mailänder, Davorio, der zur französischen Zeit Vorsteher des dortigen Archivs gewesen war, und eine Geschichte der Visconti nach den Urquellen bearbeitet und herausgegeben hat. Aber nicht blos seine Kenntniß der Geschichte des Mittelalters macht ihn bedeutend, auch seine Schicksale erwecken Theilnahme. Er war ursprünglich Geistlicher, verließ aber diesen Stand, heirathete und bekam zwei Kinder. Nach dem Einzuge der Oesterreicher wurden ihm, wie anderen, mehrere Fragen vorgelegt, und die eine über seine Religion beantwortete er mit dem Worte „cristiano". Auf die Frage, warum er nicht „cattolico" geschrieben, gab er zur Antwort: „Weil dann meine Ehe nichtig, meine Kinder Bastarde sein würden." Als er bei dieser Erklärung beharrt, nimmt man ihm Amt und Brot; er flieht über die Alpen; aber auch hier machen die Geistlichen seiner Frau Gewissensangst, sie verläßt ihn und ihre Kinder, mit denen Davorio jetzt in einem Bauerhäuschen auf einem Berge unfern des Zürichersees lebt. Er läßt die Kinder reformirt erziehen und hat in dem tiefsten aller Gründe: seine Kinder zu behalten, gewiß mehr Rechtfertigung zu einem Religionswechsel als viele andere unserer neuesten Heiligen.

Bern, den 7. September 1816.

— — — — Wyttenbach, ein bejahrter, in der Naturgeschichte sehr unterrichteter Mann, hat noch mit Haller in dessen letzten Lebensjahren viel Umgang gehabt. Dieser litt sehr an Verhaltung des Urins und mußte viel Opium zur Linderung des Schmerzes nehmen. Schlief er dann nach Tische, so war er abends tief melancholisch, sprach nur von

Religion und besonders vom Evangelium Johannis; hatte er nicht geschlafen, so behielten auch andere Gegenstände noch für ihn Interesse. Sein Gedächtniß war so groß, daß er z. B. Pflanzen nicht nach dem Namen citirte, sondern sogleich dem Fragenden sagte, es ist die und die Nummer in meinem Werke. Um ihn auf die Probe zu stellen, schrieb einer seiner Bekannten die Namen aller chinesischen Kaiser nieder, brachte das Gespräch darauf und siehe, Haller konnte alle ohne Irrthum auswendig hersagen. — Einst fiel er zu Boden, glaubte, es sei vielleicht eine Art Schlagfluß, und schrieb, um zu sehen ob sein Gedächtniß gelitten habe, die Namen aller Flüsse auf, welche an der Westküste von Amerika ins Meer fallen.

Como, den 21. September 1816.

— — — Am 17. traten wir den Rückweg von Chamouny nach Martigny an, diesmal wieder mit Hülfe von Maulthieren. Der Abwechselung halber aber wandten wir uns bei der Argentière links, zum Thale Valorsine, und verfolgten dies bis zum Einfluß des darin laufenden Baches in den Trient. Dann kamen wir zum Dorfe Trient, und von hier aus war der Weg im ganzen der nämliche, welchen wir aufsteigend über den Forclas gemacht hatten. Keine Aussicht ließ sich an diesem Tage, in Hinsicht auf Weite und Umfang mit der vom Col de Balme vergleichen; dennoch möchte ich fast diesen Weg über die tête noire, als mannichfaltiger, abwechselnder und romantischer vorziehen. Insbesondere übertrifft der Punkt, wo die eau noire und der Trient zusammenfließen, und die Lage des Dorfes Finio oder Fignol, alles, was ich gesehen habe. Drei Thäler treffen hier zusammen, und von der vierten nordwestlichen Seite, wo Finio

an einer lang sich hinstreckenden Felswand liegt, fallen fünf Gewässer hinab, welche man als Silberstreifen, fast bis auf die Gipfel der Berge verfolgen kann. So ungeheuer hoch sich die Berge noch in allen Thälern von der Stellung des Wanderers an dem schmalen Pfade aufwärts strecken, so ungeheuer tief rauschen und stürzen unter ihm die Bäche und Gewässer. Klumpen von Moos und Farrnkräutern, übereinander gefallen, hier schon verwesete, dort noch in etwas grünende Blumen, Schnee, Eis, Felsstücke, Wasserstrahlen, alles in gewaltiger Gährung und Verwirrung, und doch in furchtbarer Ruhe und Sicherheit. Es zeigt sich überall eine zu Boden schlagende Allmacht und Dauer der Natur; und dennoch, gerade in diesen Tagen, wo mir das Erhabenste dieser Erscheinungen näher trat als jemals, ist mir öfter, als in den märkischen Ebenen, Schiller's Wort eingefallen: „das Erhabene sei nicht im Raume"; darum: weil es hier scheint, als wolle der Raum allein und für sich etwas sein, die Natur für sich in dem alten schlechten Sinne allein herrschen. Kann ich mir die Berge nicht noch höher, die Abgründe noch tiefer, das Eismeer noch breiter denken? Was will all das Eis, all diese stummen Berge, diese erfrorenen Glieder der Erde? Wohl hat Schiller recht gegen alle die, denen der pariser Fuß das Maß des Erhabenen ist, gegen alle, zu denen diese blos räumlichen, äußerlichen, runden und zackigen, anmaßlichen Langnasen nicht sprechen, denen sie stumm sind und bleiben müssen, so erschrecklich viel angeblich poetische Redensarten manche auch darüber machen. — Ja es gibt ein ganz anderes Mittel, die Natur zu beleben, zu heiligen, zu verklären, als den Zollstock; sowie es ein anderes Mittel für die Geschichte gibt, als die statistischen Tabellen. Wozu alsdann die unnütze Frage über die Rangordnungen, z. B. der Natur und der Kunst, wozu die Qual Francia's Madonna und den Montblanc in Theilen eines willkürlich ersonnenen

Mikrometers abzuschätzen? Wo sich die Thür zum Himmelreiche dir aufthut, da gehe ein und knie demüthig nieder; verlachen aber darf man wol die Narren, welche meinen, ihr Sackgäßchen sei die alleinige seligmachende Pforte. — Ueberrascht hat es mich aber doch, daß diese große, bei der rechten Betrachtungsweise nie genug zu bewundernde Natur, so schlechthin keine förderne Wirkung auf das Geschlecht der Menschen zu machen scheint. Ueberhaupt ist das alte Lied, über die vortrefflichen Bergvölker, ein unwahres Lied; das Meer ist zwar nicht über die Meeresfläche erhaben, aber doch ebenso erhaben, als ein Berg, das beweisen z. B. Venetianer und Holländer; und Berg und Fluß und Thal und Ebene und Meer haben wir Deutschen, und das wird erst etwas Ganzes und Tüchtiges. Es ist Wechselwirkung zwischen der Natur und den Menschen; aber nie machen sich die Menschen ganz die Natur, und nie bildet und beherrscht diese unbedingt den Menschen.

Mailand, den 23. September 1816.

— — — — — Am 19. September fuhren wir über die Straße des Simplon. Zeither schien mir das Gerede über die Erhabenheit eines Landweges ziemlich leer und überflüssig; jetzt bin ich eines Bessern belehrt worden. Viele Bauräthe würden jeden wahnsinnig nennen, der nur die Möglichkeit behauptete, in diesen Gegenden eine Straße für schlesische schmale Wagen anzulegen. Und hier streckt sich diese Kaiserstraße, breit genug für drei Wagen, und so allmählich steigend und fallend, daß man dort traben kann, und abwärts fast nie zu hemmen braucht. Man begreift es nicht, wenn man in diese Wildnisse hineinsieht; es gehört

eine ganz ungemeine Kühnheit und ein außerordentlicher Verstand zu diesem in jeder Beziehung großartigen Werke. Welche Masse von Felsen mußten gesprengt, wie viel Bergbäche mußten aufgefangen oder abgeleitet, wie viel Mauern zum Schutz in die Höhe, als Stützen nach unten aufgeführt werden, wie oft mußte man sich entschließen den Weg mitten durch die Felsen hindurchzuführen und zu wölben, weil kein anderer Ausweg vorhanden und eine Wegschaffung des ganzen Berges unmöglich war. Allgemein nennt man diese Straße, Straße Napoleon, und dabei wird's auch künftig bleiben. Dies Werk trägt seine Legitimität in sich, und wenn Napoleon auch keine Hand anlegte, so ist's doch ganz recht ihn dabei zu nennen, denn von ihm kam der Gedanke, er schaffte die Hülfsmittel und bestimmte sie, er wußte seine Soldaten zu begeistern, daß sie nicht blos stehende Soldaten waren, wie so viele andere unnütz Gefütterte; sondern daß sie arbeitende Soldaten wurden, und in unglaublich kurzer Zeit dies Riesenwerk beendigten. Mens agitat molem, der Geist bewegt die Masse; und so wie wir jeder schlechten Handlung ihre Strafe im Bewußtsein und in den Folgen beimessen, so sollen wir uns auch in Hinsicht des Großen und Tüchtigen bezeigen. Schwächlinge, selbst im Glücke furchtsam, Neidische, Aermliche, haben schon viel davon gesprochen, die Straße eingehen zu lassen oder gar zu zerstören; aber einige Einsicht, und vielleicht ebenso viel Scham, scheint die Regierungen doch zum Beschluß der fernern Unterhaltung vermocht zu haben. Auch ist die Straße jetzt noch besser im Stande, als alle unsere Chausseen in den Ebenen. Gegen Kannegießer's Annahme, daß die Völker auf den Bergesgipfeln herzukamen und wanderten, entstehen hier erhebliche Zweifel; es ist eine Kleinigkeit zu Wasser über das Adriatische Meer fahren, gegen die Unternehmung, aus Wallis über diese himmelhoch verschlossene Bergwelt nach Italien einen

Weg zu führen. Auf dem Gipfel des Simplon, wo die Wasser sich scheiden, und der Eingang in eine andere Welt glaubhaft wird, fühlte ich mich, wie im vorigen Jahre auf dem Brenner, sonderbar bewegt. Abgesehen von der größern Bedeutung solcher Land- und Völkerbewegungen, wurden wir auch fast komisch, von der Sprachverwirrung angeregt. So sagte unser halbschlächtiger Postillon: „Zu der Kapelle da oben gehen die Leute, wenn sie gestohlen oder sonst peccirt haben, um mit dem buon Dio zu caressiren.“ In Duomo d'Ossola trafen wir zu Fuß ein, indem wir in Isellen keine Pferde gefunden hatten, und reiseten am 20. etwas spät ab, weil der Erzherzog Rainer, welcher die Simplonsstraße sehen wollte, erst erwartet und weiter geschafft werden mußte. Der Tag war äußerst schön und bei Baveno bestiegen wir ein Schiff zur Ueberfahrt nach Isola bella und dann nach dem andern Ufer des Sees. Isola bella ist vielfach abgebildet, und von Jean Paul nach andern Beschreibungen genügend beschrieben; Du kennst beides, weshalb ich nur zwei Worte hinzufüge. Vieles an den Anlagen der Insel ist wunderlich, ja geschmacklos; dennoch thut das Ganze, diese Terrassen, diese südliche Pflanzenwelt, diese Düfte von Orangen, Citronen, Jasminen, diese hohen Lorberbäume, diese herrlichen Umgebungen eine sehr große romantische Wirkung, und wollte man auch einiges nicht bezaubernd nennen, so müßte es doch verzaubernd heißen. Indessen will ich eine Kehrseite nicht vorsätzlich verdecken. Das erste Weib, was uns die Thür zu den Zaubergärten öffnete, war scheußlich und ein Kropf hing ihr, wie ein großer Geldbeutel, bis auf die Brust herab; ferner führte der Ausgang durch Hintergebäude und Höfe einiger Einwohner, wo Schmuz und Gestank unmittelbar neben jenem Paradiese auf eine unglaubliche Höhe gestiegen war. Isola Madre ist ohne so künstliche Anlagen, wie

Isola bella, zeigt sich aber in ihrer Natürlichkeit auf andere Weise nicht minder reizend.

Schreiben an den Papst für Raumer.

Rom, den 12. November 1816.

Beatissimo Padre.

Il consiglier Prussiano di Raumer Professore d'istoria nell' università di Breslavia supplica umilmente V. S. a permettergli di poter leggere i libri proibiti che spettano alla sua professione e che riguardano le sue ricerche.

Die 12. 9 brii 1816.

Auctoritate ssmr. Domini Papae Pii VII nobis commissa, liceat Oratori (si vera sint exposita) legere, ac retinere libros prohibitos, ad ejus professionem, spectantes prout in precibus, sub custodia tamen ne ad alienas manus perveniant.

In 3 h. Matutina O. P. S. J. L. Secret.

Rom, den 16. November 1816.

So wenig der hochgerühmte Eingang in Rom durch die Porta del Popolo auch gesteigerten Erwartungen entspricht, so wenig läßt sich leugnen, daß es sich in Hinsicht vieler Paläste, mannichfaltiger wenn auch nicht großer Plätze u. s. w. u. s. w. sehr auszeichnet. Ja in wie vieler Hinsicht Rom einzig ist, weiß man so allgemein, daß es unnöthig wäre, darüber

Worte zu verlieren. Aber, sowie sich die Aerzte allmählich gewöhnen an die Krämpfe und Zuckungen ihrer Kranken, wie sie sogar von schönen Leichen sprechen; so muß man sich auch hier erst daran gewöhnen, die ungeheuren Wüsten, den Verfall gleichgültig anzusehen, und bis zur ausschließlichen Bewunderung des Ruinirten durchzudringen. Anfangs war es mir zu wehmüthig; die Nichtigkeit des Größten und scheinbar Ewigen springt zu schroff in die Augen, jetzt spreche ich schon gelassen mit, wenn einige meinen, es sei malerischer gewesen als manche Säulen auf dem Campo vaccino noch nicht rein ausgegraben, sondern zur Hälfte in Erde und Koth versunken waren. Alles Alte hätte weit das Uebergewicht in Hinsicht auf Größe, es ist in den Ruinen noch überwiegend, im Vergleich mit allem Neuen; — wäre die Peterskirche nicht gebaut. — Ich habe hier weniger und mehr gefunden, als ich erwartete. Weniger in Hinsicht der äußern Façade, welche unfertig, bunt, und fast mehr aussieht, als gehörte sie einem Palaste, als einer Kirche. Keine Säule steht frei und die kleinen Fenster und Thüren thun keine Wirkung. Aus gleichen Gründen bleibt auch die Vorhalle unvollkommen, und man kann nur bedauern, daß man nicht den trefflichen Plan Michel Angelo's befolgt hat, der eine Säulenhalle nach Weise des Pantheon vorsetzen wollte. — Ich habe mehr gefunden, als ich erwartete, im Innern; denn das Hauptschiff thut eine sehr große Wirkung, und noch mehr die herrliche Kuppel. Aber es ist überall die triumphirende Kirche, nirgends die heilige, ernste, demüthige. Sobald man die Peterskirche als die Kirche des triumphirenden Katholicismus betrachtet, fallen sehr viele Vorwürfe hinweg. Dann ist die Heiterkeit, Helligkeit, der Schmuck des Ganzen zweckmäßig. Mein Glaube, sie möge zu viel verschnörkelt und überladen sein, war im Ganzen irrig; obgleich manches Werk, besonders Bernini's, und selbst der große Hochaltar mit den gewundenen

Säulen mir misfällt. Die Verhältnisse der Kuppel, ihre Verzierungen, die Buchstaben: tu es Petrus u. s. w. sind so groß, als geschmackvoll und angenehm. Bei dem allem hat die Bauart der Peterskirche den Mangel, daß man die Größe des Ganzen schlechthin von keinem Punkte übersehen kann. Beim Eintritt sieht man nur das Mittelschiff, und die Seitenschiffe, welche von den Pfeilern desselben verdeckt sind, laufen nur bis an die großen Pfeiler der Kuppel. Hinter diesen beginnen zwei andere Schiffe, sodaß es eigentlich fünf Kirchen sind, in die man nacheinander geht und die man nacheinander sieht. Wären überall gothische Säulen und Bogen, so sähe man alles auf einmal, und es müßte unendlich größere Wirkung thun. Die meisten anderen Kirchen Roms sind auf ähnliche Weise, wie die Peterskirche gebaut oder modernisirt, im Vergleich mit jener aber ganz unbedeutend. Nur San-Paolo, das Pantheon und Minerva machen eine Ausnahme.

Rom, den 30. November 1816.

— — Täglich sehe ich neben meinen Amtsgeschäften etwas Neues in Rom; aber wer kann behaupten, er habe alles Sehenswerthe hier gesehen. Einerseits wird freilich der lächerlichste Götzendienst mit jeder alten Lappalie getrieben; aber wahr bleibt's auf der andern Seite, daß keine Stadt so viele Herrlichkeiten dieser Welt in sich schließt, und der Vatican ist wiederum der Mittelpunkt dieser Stadt. Darüber wird auch niemand streiten; ja wäre dies Große und Bewundernswerthe auch nur entfernt zu bezweifeln, wer ginge her, und wer hielte es hier länger als einige Tage aus. Zu sprechen werden wir darüber oft und viel haben; aber wie

schreiben und beschreiben, darüber könnte ich in Verlegenheit sein, wenn Du anders viel fordern oder hart kritisiren wolltest. Auch ist's nöthig, manches öfter zu sehen, vieles von einem Meister zu sehen, auszuruhen, zu bedenken und von neuem zu betrachten, — um allmählich zu Einsicht und Klarheit zu gelangen. Aber es gibt auch Dinge, wie Blitz, Donner, Wassersturz, Meeresfläche, die im ersten Augenblicke schon ganz da sind und den ganzen Menschen ergreifen, beherrschen, zu Boden werfen und doch wieder erheben. Wiederum sind selbst diese Dinge, obgleich großartiger als das trocken Zusammenberechnete und Geklügelte, doch nur Einzelheiten, Punkte des Lichts und der Finsterniß im Lichte. Was dagegen gibt es Herrlicheres in diesem Erdenleben, als wenn der Riesengeist eines Auserwählten eine ganze Welt vor Deinen Augen eröffnet, wenn Du, herausgerissen aus dem abgetragenen alltäglichen Leben, plötzlich das, was nur in Deinem Innersten streng verwahrt, wie ein Lichtlein brannte und Dich an größeres Licht und Leben glauben ließ, wenn Du dies durch jene Macht in himmlischen Flammen auflodern, alle Beschränkung verschwinden, alles Ideale und Göttliche wirklich siehst. Die Armuth stellt ihr Lichtchen unter einen Scheffel und ziert sich äffisch mit Gedanken und Gefühlen, die zu gut und schön für die Welt, und deshalb zu verpacken und zu verwahren wären; die wahrhaft Reichen, Gottbegabten, haben sich und ihr ganzes Leben kühn dahingegeben, sie haben erschaffen, befruchtet, beglückt, befeuert, beseligt, — und — (denn auch das ist gut), eine ganze Legion von Mücken und Fliegen hat sich an ihrem Glanze todt gebrannt. — Solch ein Riesengeist, solch ein gottbegabter übermenschlicher Mensch, war Michel Angelo Buonarotti. Wie hatte ich mir doch aus Kunstgeschichten, kritischen Verzeichnissen und Betrachtungen, Reisebeschreibungen und Kritzeleien, gar erstaunlich weise zusammengerechnet: er sei zuletzt doch nur ein wunderlicher

Manierist, ein Genie, welches sich am Ungeheuern und Fratzenhaften ergötze und dazu verführe; ein verkehrter Gegner des allein und einzig malenden, und allein nachzuahmenden und zu verehrenden Rafael. Von dem spreche ich heute nicht, und wenn ich ihn den Maler des Neuen Testaments nenne, so habe ich bei meiner Sinnesart genug gesagt; ich spreche heute von dem Maler des wunderbaren Morgenlandes und des Alten Testaments. Eine heilige Familie auf der Tribüne in Florenz von Michel Angelo (gewiß ein verfehltes Werk) machte mich noch eingebildeter, und ich glaubte ihn zu kennen und alle jene Urtheile bestätigt zu finden; aber der tiefsinnig finstere und gewaltige Blick der kolossalen Bildsäule, welche als David vor dem großherzoglichen Palaste steht, diese äschyleische Gestalt schreckte mich zuerst ein, und ich verlor den Muth, so wie meine Reisegefährten weiter zu kritisiren. So bin ich nun allmählich immermehr hinangeführt worden bis zu der Sixtinischen Kapelle. Unleugbar umschließt dieser heilige Raum das Erhabenste, was jemals gemalt worden ist. Nur die Madonna und das Christkind nehme ich aus (diese gehören Rafael); aber keineswegs das, was an großartigen Gestalten aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Der Apollo von Belvedere ist das Vollkommenste in Hinsicht der nackten Formen, und sein edles Gesicht erhebt ihn an die Grenzen des Göttlichen; oder es ist hier gezeigt, wie sich das Göttliche aus der menschlichen Form heraus entwickelt. So steigen die alten Gestalten von irdischem Boden, zu Halbgöttern, zu Göttern empor. Michel Angelo's Propheten und Sibyllen dagegen, sind Wesen, die in einer andern Welt einheimisch waren, die aus ihr herniedersteigen, die viel tiefer und umfassender den Himmel aufschließen, während die Alten nicht über den Olymp hinaufkönnen. Mit einem Worte, nur mit und durch die Bibel kann man solche Gestalten erschaffen, und es läßt sich durchaus nicht leugnen,

daß neben den schönen Verhältnissen der Körper, welche die Alten aufs vollendetste darstellen, noch ein anderer Sinn, eine andere Bedeutung in die Kunst, wie in das ganze Leben gekommen ist. Ist's nicht verkehrt, daß manche Leute niederfallen und anbeten, wenn Apollo die Kinder der Niobe erschießt, und erschrecklich schimpfen wenn Gott Vater von christlichen Künstlern dargestellt ist. Ehe ich Michel Angelo's Bilder, wie Gott den Menschen und Sonne und Mond schafft, gesehen hatte, ließ ich's auch nicht an metaphysischen Einwendungen fehlen, jetzt warne ich nur vor schwachen Nachahmungen und vergesse die Lehre von der Unsichtbarkeit Gottes vor der Hand gänzlich. Daß ich nach dem Gesagten nicht weiß mit wem ich Michel Angelo vergleichen soll, siehst Du von selbst ein; Aeschylus erinnert allerdings bestimmt an seinen, stets aufs Große und Erhabene gerichteten Sinn, aber jener kann sich in keinem Alten ganz abspiegeln, und Dante ist, bei allem Scheine der Unermeßlichkeit seiner Aufgabe, einseitiger und oft nichts weniger als schön. — Hat doch Michel Angelo an Vielseitigkeit fast alle Neuern überflügelt: Maler, Bildhauer, Baukünstler und in seiner Art für alle drei Fächer der Erste. Höchst anziehend ist die gemüthliche Lebensbeschreibung von seinem Freunde und Schüler Vasari. Ueberall strebten seine gewaltigen Kräfte frei zu werden, und was er gestaltete, war fast nur Beiwerk, um aus dem unerschöpflichen Innern immer von neuem und mehr zu entwickeln. Zuletzt, als Greis, wie unendlich rührend ist das Sonett, wo ihm auch das Höchste, was er that, und liebte und dachte, als nichtig, und Ruhe und ewiger Friede nur in den Armen des Erlösers erscheint. Wenn man solch Leben, solche Werke, solche Kühnheit, solchen Stolz, und zugleich solche innere Milde und Demuth sieht, so soll man preisen und verehren von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth; kein Gefühl, kein Ausdruck ist stark genug und aufs ganze Leben wirkt

solch ein Eindruck, solch ein Heros menschlicher Hoheit und Vollendung. Je gewaltiger und tiefer ich mich aber hier, und auf solche Weise bewegt fühle, daß ich mit allen meinen Kräften und Sinnen aufgeregt und begeistert bin; in dem Maße ist mir das Hätscheln und Liebeln mit dem Unwürdigen und Halbwürdigen, oder das Kritisiren und Deuteln am Vollendeten, durchaus ekelhaft und zuwider.

Den 2. December.

Jener Genuß, der aus den großen Werken der Maler und Bildhauer hervorgeht, ist täglich neu; von den großen Tonkünstlern alter Zeit wird zwar noch gesprochen, aber man hört sie nicht, und die meisten haben sich der letzten Mode ergeben. Es fehlt an einer echten großen Schule, und Italien ist auf keine Weise für den Musiker jetzt so die beste Bildungsanstalt wie für den Maler. Der päpstlichen Kapelle erwähnte ich schon, sie steht weit hinter der berliner Singakademie zurück, besonders in Hinsicht auf Genauigkeit, Zusammenstimmen, Milde und Ausdruck. Dies folgt schon aus der Abwesenheit aller weiblichen Stimmen, und ich bin fest überzeugt, daß der Eindruck der Musik in der Sixtinischen Kapelle keineswegs ein rein musikalischer Eindruck ist. — Ein Principe Rufini gilt hier für den größten Musikfreund und läßt es sich viel Geld kosten; mit diesem Gelde ließe sich jedoch weit mehr leisten, wenn man sich freier vom Einfluß des Tages hielte, und das Ganze nicht zum Theil auf äußeren Prunk angelegt wäre. In voriger Woche erhielt ich Zutritt zu einem solchen Concerte, und der Eintritt steht mir jetzt immer frei. Man gab eine komische Oper von Cimarosa als Concert, und das war schon ein Grundirrthum. Denn von

der Geschichte begreift man keine Sylbe, und wenn ein Herr in seidenen Strümpfen, Hosen und Klapphut, Arien singt mit Gähnen, Pischen und Nießen, wenn er nicht weiß, ob er still stehen oder mit Armen und Beinen arbeiten soll, so thut dies eine wunderliche Wirkung. Die Discant- und Altstimme war nicht übel, doch sang die zweite nicht selten unrein, der Tenor klang unbedeutend, der Baß etwas besser. Im Ganzen mache ich mich anheischig, die Oper in Breslau wenigstens ebenso gut zu geben, was gewiß ein Tadel für Rom ist. Am interessantesten erschien mir die Gesellschaft selbst, denn ein großer Theil der vornehmsten Römer und Römerinnen fand sich hier zusammen. Einzelne von den letzten waren sehr schön; die Ueberzahl aber, wie überall, Mittelgut, und dann auch zum Gegensatz für die Schönen, recht häßliche Fratzen. — In musikalischer Hinsicht sind die Concerte beim Kapellmeister Serletti besser, wo eine geschlossene Gesellschaft Kirchenmusik aufführt. Als ich eintrat, war man mitten im Gesange begriffen, und ich konnte mich im ersten Augenblicke nicht besinnen, wo ich das Stück schon öfter gehört hatte. Bald darauf erkannte ich indessen Mozart's Requiem, an welches sich Händel's Halleluja anschloß. Die beste Stimme war aus Deutschland, nämlich die ehemalige Häser, der Tenor mittelmäßig, der Baß gut, die Chöre richtig aber roh, die Direction beim verstimmten Fortepiano ziemlich mangelhaft. Im Ganzen hört man aber in diesem Kreise weit die beste Musik, und es verdient alles Lob, daß die großen Meister verschiedener Völker und Zeiten, nur ihres innern Werthes eingedenk, gegeben werden.

Rom, den 10. December 1816.

— — — Wer hier seinen ruhigen sichern Gang geht, kann den Parteien nicht gefallen. Denn diese (und so bietet sich der Uebergang zu etwas Allgemeinem) sind allerdings hier unter den deutschen Künstlern. Ein Theil bewegt sich auf weltlichen Wegen, oder findet nur durch die Natur und die alte griechische Kunst den Pfad zum Höchsten; der andere Theil schließt sich an das Christliche an, und verwirft jene Weise. Beide Theile übertreiben und sind einseitig, aber die letzte Partei ist insofern unchristlich, daß sie unduldsam wird und verketzert. Es ist einseitig, wenn jene z. B. an Perugino nur das Steife und Harte sehen und lächerlich machen; aber nicht minder, wenn diese mit jedem alten geschmierten Gemälde, Götzendienst treiben. Und sie dürfen sich über harte Urtheile nicht wundern, wenn ihrerseits etwa die Behauptung aufgestellt wird, Guido Reni oder Claude Lorrain hätten gar nicht malen können. — Von Religion und Irreligion ist viel die Rede, und das wäre ganz recht und gut; aber man behält nicht einmal die ganze künstlerische Seite vor Augen, wenn die Religion durch die Kunst erklärt und begriffen werden soll. Die sittliche, wahrlich nicht die minder wichtige Seite, wird dagegen größtentheils übersehen, und bei der Unwissenheit in der Geschichte der Lehren und der äußeren Kirche, kann von eigentlicher Einsicht und Erkenntniß nicht gesprochen werden. Man hat von viel tüchtigerer Stelle aus auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß im Protestantismus jeder zuletzt seine eigene Religion haben werde; aber hier unter diesen Leuten zeigt sich noch größere Willkür, und was jedem behagt, das ist ihm sein Katholicismus. Ich glaube man könnte manchem weismachen, die Augsburgische Confession enthalte die rein römische Lehre. Mir ist besonders solch Schwebeln und Nebeln unbehaglich, da ich hievon in der

That so viel besser unterrichtet bin, und ganze Jahre auf das Ergründen von Dingen verwandt habe, welche manche in fünf Minuten bei einer Tasse Kaffee übers Knie brachen.

Rom, den 12. December 1816.

Unter den neuern Bildhauer-Künstlern ist der Berliner Schadow und der Tiroler Eberhard sehr lobenswerth; aber an der Spitze stehen doch Thorwaldsen und Canova. Und in Hinsicht dieser beiden Männer verkümmern sich die Leute in falscher Parteilichkeit, Urtheil und Genuß. Thorwaldsen ist ein höchst einfacher und höchst tüchtiger Mensch. Er steht an Tiefe des Sinns und eigentlicher Poesie, dem Canova gewiß voran; aber warum vergöttern, oder vergiften? Das thun aber auch nur die kleinen Kläffer; Rauch, dieser wackere Künstler und Thorwaldsen's bester Freund, sagte mir dagegen in der Peterskirche (Canova's Fehler nicht verdeckend): „Wer diesen Papst und diesen Löwen gemacht hat, bleibt ein großer Mann.“ Am weitesten wird Canova von Thorwaldsen in Hinsicht der Basreliefs übertroffen, und seine Helden sind nicht sowol weichlich, als nach französisch-tragischer Schule übertrieben und fratzenhaft, um die Kraft, die man ihm bezweifelt, eben nicht geschickt zu beweisen. Seine Werkstatt ist eine kleine Welt von Kunstwerken, wogegen die von Thorwaldsen nicht durch die Menge, sondern durch reine Trefflichkeit imponirt. Eine Hebe, eine Venus und drei Grazien, die in Canova's Werkstatt stehen, sind nicht ohne Verdienst, und wenn er sich den Spaß machte, sie wie Michel Angelo zu vergraben und wieder auszugraben, so würde man vielleicht ein gewaltiges Hallo über ihre Vortrefflichkeit erheben, und sie für Antiken annehmen. Daß er aber zwei Ringer

und den Perseus auf den Vatican setzen ließ, ist eine, die Kritik übermäßig reizende Thorheit. Nicht als wenn dort nicht hundert schlechtere Bildsäulen ständen, sondern weil er der einzige Neuere ist, der sich dort anbiedert, und weil die Stellung des Perseus zu bestimmt an den Apollo von Belvedere erinnert. Ja die Stellung könnte man besser nennen, weil sie vollständig klar ist, der Apollo dagegen gewiß anders war und mangelhaft restaurirt ward. Sonst verhält sich aber der Apollo zum Perseus, wie ein Gott zu einem wohlgewachsenen Lieutenant, der sich ins Zeug wirft und sich modelliren läßt. Besser sind die Fechter, am schönsten seine weiblichen Gestalten. Damit ist aber gar nicht gesagt, als könne Thorwaldsen nicht zart arbeiten: ein Adonis für den Prinzen von Baiern könnte nicht schöner und milder gehalten sein.

So viel von Bildwerken, jetzt noch ein Wort über die Caracci. Die Staffeleigemälde dieser Schule wollten mich gar nicht recht ansprechen, und erst als ich hier sah, wohin man kurz vor ihnen mit der Malerei hingerathen war, ward ich auf den Werth der Reformen aufmerksam, welche sie gegen schlechte Tonangeber durchsetzten. Dennoch überraschten mich die Frescogemälde Hannibal's im Palaste Farnese, ich fand sie bei weitem vorzüglicher, als ich dachte. Durchaus richtige Zeichnung, geschickte Gruppen, liebliche Gesichter, reizende Formen und eine fast unglaubliche Kunst, alle Gestalten aus der Wand hervortreten zu lassen. Die gemalten Karyatiden, und die gemalten bronzenen Schilder, welche zwischen den größern Gemälden angebracht sind, hält man für Bildwerke, und schwört darauf daß man keine Fläche vor sich habe. Nicht minder ist dies bei den eigentlichen Gemälden der Fall, und nirgends sah ich diese täuschende Kunst der Malerei auf einen solchen Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Nur bei einigen Bildern Correggio's in Dresden, sondert sich alles gleich schön voneinander.

Vorigen Sonntag hörte ich eine Messe in der Sixtinischen Kapelle, und werde schon den Vorwurf des trockenen Prosaismus, oder wenn's hoch kommt, des Protestantismus hinnehmen müssen, da ich darüber gar nicht so lobposaunen kann, als manche Reisende. Diese Manier ist mir aber doch gar zu wohlfeil, um sich hoch auszubringen, und ich will ganz einfach erzählen, wie es war. Es versammelten sich hinter einem hölzernen Abschlage, der aber die Uebersicht des ganzen keineswegs verdeckt, etwa 20 Engländer, 10 Deutsche, 10 Bettelmönche, 10 andere Geistliche und 10 Italiener. Das war das ganze zuhörende und zuschauende Publikum; obgleich noch für mehrere hundert Menschen Raum war. So gleichgültig ist man also in Rom für diese Feierlichkeiten. Den mittlern Gang nahmen Schweizer ein, die in ihrer alterthümlichen Tracht keinen Anstoß geben; als nun aber die rothröckigen Gardisten mit ihren Bärenmützen angezogen kamen, als sei's eine Wachtstube, oder als solle es eine Prügelei geben, so nahm ich allerdings daran einen Anstoß. Hier sollte man keine Flinte und kein Schwert sehen; bleiben diese doch in militärischen Monarchien draußen. Sowie ein Cardinal angestiegen kam, schlugen sie gegen die Flinten, welches Geklirr gar nicht wie geistliche Musik klang. Hinter jedem rothen Cardinal geht ein lilaener Schwanzträger oder Caudatarius. Sobald jener innerhalb des Abschlags ankam, kniete er nieder, und in demselben Augenblick hob der Caudatarius ihm ein roth Käppchen vom Kopf in die Höhe. Nach einer halben Minute angeblichen Gebets erhebt sich der Cardinal, das Käppchen fällt wieder auf seinen Kopf und er geht seitwärts, um sich auf eine Bank zu setzen. Sobald dies geschehen, beugt der Caudatar seine Knie vor ihm, legt ihm den weiten Mantel in gebührende Falten und setzt sich dann zu seinen Füßen. So geschah's mit den meisten. Einige aber, die sich verspätet hatten, kamen mit gleichem Geräusch während der

Messe und des Gesanges an. Aus einer Seitenthür trat der Papst ein, ein alter Mann von sehr ehrwürdigem und sehr mildem Ansehen, der einzige, der einen recht wohlgefälligen Eindruck machte. Sobald er auf seinem Throne Platz genommen, fing ein Cardinal an die Messe nicht zu singen, sondern höchst ungeschlacht zu schreien, und in Absätzen fiel das Chor der päpstlichen Sänger ein. Gegen den Cardinal war dies allerdings bewundernswerth; an sich aber hatte die Composition mit Ausnahme von zwei Sätzen sehr wenig Verdienst. Das Meiste lederne Fugensätze, sehr ledern durchgeführt. Die Sänger selbst sind fest, und singen ziemlich richtig, schreien aber dabei äußerst roh und ungeschlacht, und die dicken Castraten waren mir ein unangenehmer Anblick. Es ist eine Reiseübertreibung und Schmeichelei des Fremden, wenn man dies Chorsingen, wie es jetzt ist, mit dem Vortrage heiliger Musik, durch die berliner Singakademie auch nur vergleicht. Diese ist ätherische verklärte Engelsmusik, jenes irdisches Wesen. Doch wie gern hätte ich jeden Ton aufgefaßt; aber die Italiener, einschließlich der Mönche, schwatzten unaufhörlich, und während dieses angeblich feierlichsten Gottesdienstes, kam ein Lumpenkerl mit einer großen Leiter, stieg über unsere Köpfe empor und putzte die Lichter. Welch Geschrei würde jedes Publikum mit Recht erheben, wenn der Lampenputzer während eines Stückes über die Scene marschirte, und hier! — wer nicht hören wollte, konnte aber sehen, und dies schien auch mehr anzuziehen. Nämlich gleich nach Anbeginn der Messe erhob sich ein Cardinal (und so nacheinander alle übrigen), hinter ihm der Schwanzträger. Jener ging von der Bank zur Mitte der Kapelle, dann im rechten Winkel abbrechend gegen den Altar, dann einen zweiten rechten Winkel schlagend gegen den Papst, beugte das Knie und küßte ihm die Hand, während welcher Zeit der Schwanzträger den Schwanz jedesmal in den schwer zu findenden rechten

Winkel hineinhilft, zuletzt aber einen großen Knoten hineinschlägt. Diese kleinen Künste des geistlichen Exercirplatzes werden hier ebenso geistlos aufgeführt, als die auf dem militärischen. Könnte man nur unterdessen Michel Angelo's Meisterwerke sehen, aber diese räuchert man so ein, daß es ein Wunder ist daß sie noch nicht ganz schwarz geworden sind. In dem ganzen Wesen zeigt sich die sonderbarste Mischung von christlicher Demuth, heidnischem Ceremoniell und atheistischer Gleichgültigkeit. Es ist nicht ganz verderbt, sondern trägt einen schönen und verehrungswerthen Keim in sich; es ist aber noch weniger ganz rein und vollkommen, oder unbedingtes Vorbild des Christlichen. Ich habe es vielleicht schon öfter gesagt, aber mir ist's so klar und eindringend, daß ich es wiederholen muß: das Christenthum nur von der künstlerischen Seite betrachtet, erschöpft weder die ganze Kunst, noch das ganze Christenthum. Es ist thöricht, die ganze alte Kunst, wie manche thun, zu verwerfen; es ist verkehrt zu vergessen, daß das Christenthum und die Religion nicht blos eine Angelegenheit der Maler, sondern aller Menschen ist, daß die sittliche Seite nicht kleiner oder minder würdig ist. Aber in dieser Beziehung vermißt man hier alle Einwirkung; und unbegreiflich zeigt sich der, mit weit wenigern Rechten begabte protestantische Geistliche weit nützlicher, als der katholische; aber vier Fünftel der hiesigen Geistlichkeit würde auch vielleicht bei uns zum Gymnasium zurückgewiesen. Von Rom, von Italien aus, wird die Reformation der Welt jetzt so wenig ausgehen, als im 16. Jahrhundert. Versteinte theologische Ruinen, von den meisten mit französischer Sauce hintergegessen; ist das das wahre Manna? Wir haben's aber auch nicht!

Rom, den 27. December 1816.

Die Italiener feiern das Weihnachtsfest nicht so wie wir; um aber doch der deutschen guten Sitte nicht ganz verlustig zu gehen, wurden wir zum Bescheren beim Gesandten Reinhart geladen. Die Freude der Kinder ging auch auf die ältern Personen über, und nach manchen kleinen Spielen kam man bis zum Großvatertanz, wobei die größte Verwirrung den größten Reiz zu gewähren schien. Jetzt kam's in Vorschlag, gar nicht zu Bett und um 3 Uhr nach Santa-Maria maggiore zu gehen, um die Weihnachtsfeierlichkeiten zu sehen. Weislich aber fiel der Entschluß doch fürs Schlafen aus, und um 4 Uhr (vollkommen früh genug) eilten wir zur Kirche. Ich sagte Dir schon, daß sie unter den Basiliken Roms die schönste ist, und ihre Beleuchtung war, wenn auch keineswegs reich, doch zweckmäßig. So weit ward meine Erwartung erfüllt, in allem Uebrigen aber getäuscht. Von Andacht und Demuth, feierlicher Sitte, keine Spur; sondern das weltlichste bunteste Gewimmel. Was die Geistlichen in einer Ecke der Kirche sangen oder sprachen, hörte man nicht. Die 2—3000 Menschen zerfielen in 4—500 Gruppen, und jede führte unter sich das lauteste Gespräch. Die meisten gingen hin und her, aber keine geringe Anzahl von Bauern, Weibern, Kindern und Bettlern lagen an den Wänden, essend oder in den mannichfachsten Stellungen schlafend, anderer Dinge nicht zu gedenken. So schliefen drei Weiber auf drei niedrigen Stufen fast übereinander, und der Kopf der zweiten lag zwischen den Schultern der ersten, der der dritten zwischen den Schultern der zweiten. Ein Spaßmacher zog die Aufmerksamkeit einer ziemlichen Anzahl auf sich, und unmittelbar daneben saßen in den Beichtstühlen Priester mit sehr langen Stöcken, welche den einzelnen im Gange Niederknienden, damit ein paar mal über

den Rücken fuhren, als Zeichen, ich weiß nicht welcher Entsündigung.

Die herumgetragene heilige Wiege glich vollkommen einer großen gläsernen Punschbowle; aber selbst in diesem Augenblick konnte man von dem Singen nichts verstehen. Wie die Wogen des sturmbewegten Meeres, so war der Lärm der unandächtigen Menge. Dazu kam ein ganz unglaublicher Gestank, und ein Bekannter nannte das Ganze in der That nicht unpassend eine Knoblauchsredoute. — Mir ist's höchst interessant, diese Dinge mitangesehen zu haben, denn jeden andern, der es mir so erzählt und beschrieben hätte, wie es ist, würde ich der vorsätzlichen Uebertreibung beschuldigt haben. Wer an Ordnung und Stille gewöhnt ist, kann dies Jahrmarktstreiben gar nicht begreifen. Wenn man den berliner Christmarkt ohne Buden und Käufer in eine Kirche setzt, so hat man etwas Aehnliches, das Schlafen, Essen und Stinken abgerechnet. — Nachdem wir noch einmal wieder ausgeschlafen hatten, gingen wir nach Sanct-Peter, um auch hier den Feierlichkeiten beizuwohnen. Sie waren im ganzen denen in der Sixtina ähnlich, nur dauerte das Ganze länger. Solcher Lärm wie in der Maria maggiore fand allerdings nicht statt, indessen hatte das Ganze doch durchaus den Charakter eines aufzuführenden Schauspiels, und aus diesem Gesichtspunkte betrachten es auch die meisten Italiener. Ob der Papa un bel gruppo mache, ist ihnen das Interessanteste; sonst schimpfen sie auf den alten Greis, der allein den Charakter von Würde und Religion an sich trägt. Auf die Masse kann's nicht wirken, wenigstens nicht bessernd, und unser Choralgesang, von dem man hier nichts weiß, sollte nur in der Ausführung verbessert werden; sonst ist er gewiß darin trefflich, daß die Gemeinde sich nicht immer leidend verhält. Diese Ansichten sind nicht allein die meinen, sondern die H—s, L—s, des Musikers Spohr und mehrerer, welche zum ersten mal dies alles erleben. — Ob

die Einwohner des Kirchenstaats zu den sittlichsten und gutmüthigsten gehören, magst Du daraus abnehmen, daß seit unserer Anwesenheit 6 geköpft, 274 Räuber auf mehrere Jahre und zum Theil auf zeitlebens nach den Galeren geschickt sind. Als ich nach dem Feste wieder auf die Bibliothek in der Minerva ging, sagte der mir günstig gestimmte, vorsitzende Pater: „Ich weiß, Sie waren in der Maria und in Sanct-Peter zum Feste.“ Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Sie haben sich gewiß skandalisirt.“ „Da Sie so bestimmt fragen“, erwiderte ich, „will ich's nicht leugnen.“ Und nun fuhr er, ganz mit mir einverstanden, fort: Früher sei die Feier um Mitternacht angegangen, weil aber damals alle Leute aus den Kaffee- und Weinhäusern hingelaufen und Unanständigkeiten vorgegangen wären, habe sie der Papst auf eine späte Stunde verlegt, wo die schlechten Nachtwandler hoffentlich ausbleiben würden. Aber leider sei der Skandal nicht geringer geworden, und ernste Maßregeln zur Herstellung des Anstandes erschienen dringend nöthig. Wenn Du an Dresden denkst, muß Dir dies unglaublich vorkommen, aber es ist so.

Neapel, den 14. Januar 1817.

Du siehst, daß der in meinem kleinen Zettelchen angekündigte Plan glücklich ausgeführt ist. Auf dies glücklich darf ich mit Recht Nachdruck legen, denn die Gefahren der Reise waren keineswegs unbedeutend, und selbst Niebuhr hielt es für seine amtliche Pflicht uns zu warnen, und eine Verschiebung der Reise anzurathen. In Fondi hatten die Räuber zwei Einwohner des Nachts selbst in der Nähe der Wache aus

der Stadt geholt; aus Terracina fünf andere wohlhabende Männer, von denen sich vier mit bedeutenden Summen lösten; dem fünften, welcher dazu nicht im Stande war, gaben sie eine Tracht Prügel, schnitten ihm die Ohren ab, und ließen ihn laufen. Einer Schauspielerin hatten sie nichts gelassen, als eine rothe Tuchjacke und eine rothe Tressenmütze. Zwei Engländer die, von Neapel aus, eine entferntere Fahrt wagten, wurden so rein ausgeplündert, daß sie fast nackt zur Stadt zurückkehren mußten. Und diese Geschichten ließen sich noch sehr vermehren. Weil wir aber entweder jetzt oder nie nach Neapel reisen mußten, so entschlossen wir uns natürlich ohne alle Furcht zum Reisen. Doch übten wir die Vorsicht, alle irgend entbehrlichen Sachen in Rom zu lassen, und nur so viel Geld mitzunehmen, als wir höchst nothwendig brauchten. Auch ist uns nicht das Geringste zugestoßen, zum Theil wol eine Folge der Maßregeln, welche endlich die päpstliche Regierung ergriffen hat. Nach dem etwa vor zehn Tagen in Terracina begangenen Frevel, sind zwei Compagnien mit zwei Kanonen aus Rom auf die hohe Jagd ausmarschirt, und haben zunächst alles Gesträuch auf 50 — 100 Schritt zu beiden Seiten des Weges niedergesäbelt. Für die erste Zeit wird das Gesindel sich hüten, aber zu einer wahren Wiedergeburt der bürgerlichen Verhältnisse hilft ein solches Treibjagen keineswegs genügend.

Bei Santa-Maria maggiore und dem Lateran ging's hinaus in die Campagna di Roma. Bis Albano an drei Meilen kein Dorf, ja kein Haus. Eine einsame Wüste; es ist, als rächten sich frühere, an einer halben Welt begangene Frevel durch giftige Luft und durch Verblendung, welche keine Auferstehung des Lebens finden kann und finden will. Rom verschwindet schnell dem Blick und dadurch wird die Betrachtung noch ängstlicher, bis man die Höhe von Albano hinaufkommt. Auch hier entgehen dem schärfern Blick nicht die Spuren früherer vul=

kanischer Umwälzungen und Zerstörungen; aber die Welt der Pflanzen hat einen reichen Schleier über das Ganze verbreitet, herrliche immergrüne Eichen versetzen in eine andere Jahreszeit. Der See von Albano liegt freundlich zwischen den bewachsenen Ufern, jenseit des Klosters Pallazuola schimmern röthliche Berge in mannichfaltigen Formen, und auf der andern Seite hebt sich neben Castell Gandolfo Rom wieder aus der Tiefe, und die Kuppel der Peterskirche ragt wie ein Riese über die andern Zwerge der Kirchen und Paläste hervor. Abends erreichten wir Velletri, in früherer Zeit bei unruhigen Bewegungen der Römer nicht selten ein Zufluchtsort der Päpste, sonst eine enge unbedeutende Stadt, die aber von der Anhöhe eine weite Aussicht über die Pontinischen Sümpfe gewährt. Lägen diese sechs Fuß tiefer, es wären venetianische Lagunen, lägen sie sechs Fuß höher, es wäre das fruchtbarste Bruchland. Das jetzige Mittlere ist das ungünstigste, und vielfache Bemühungen, diese Sümpfe auszutrocknen, sind ungenügend geblieben; vielleicht weniger, weil es an sich unmöglich ist, als weil es neben der ersten großen Arbeit stete Aufmerksamkeit und ununterbrochene Nachhülfe erfordert. Diese ist in den letzten Jahren unterblieben, doch sieht man noch deutlich, wie viel Pius VI. für diese Gegend gethan hat. Heerden von häßlichen Büffeln weiden hier wild, Tausende von Wasservögeln zeigen sich in dem Grase, dem Rohre, dem Wasser. Menschen und Wohnungen sieht man dagegen fast gar nicht, und fern zur Linken ziehen sich die Berge, bis sie sich immer mehr und mehr nähern und endlich bei Terracina schroff, in glänzend heller Farbe und in wunderlich malerischen Gestalten ans Meer treten. Ich eilte beim letzten Blick der Abendsonne die Terrassen hinauf und übersah den ganzen Busen von Terracina. Zur Rechten der Monte-Circello, welcher zwar mit dem Lande vereint ist, aber, am Ende der niedrigen Sümpfe sich erhebend, wie eine Felseninsel aus dem

Meere hervorsteigt. Weiter links liegen die Inseln Parmarola, Ponza, Zannone; dann folgt die ununterbrochene weite Oeffnung des Meeres, bis ganz zur Linken Ischia sich zeigt und bei hellem Wetter sich auch der dampfende Vesuv erkennen läßt. So die Aussicht zum Meere; und auch die Landseite hat große Schönheiten. Die weniger steilen Felsen hinauf sind Terrassen gegründet, wo Cactus in bedeutender Zahl, einzelne Palmen und Gärten voll reichbehangener Orangenbäume dem Ganzen ein Ansehen geben, was ohne Vergleich südlicher ist als in Rom. Ganz ähnlich ist Monticello, Fondi und Itri; welche Orte tiefer im Lande, obgleich sehr malerisch auf den Bergen liegen. Sonst sind diese Berge keineswegs reich bewachsen, sondern guten Theils kahl und zwischen den verwirrt herabgerollten Steinen wächst nur kurzes Gestrüpp empor. Bei Molo di Gaeta (wo wir, wie in Velletri und Terracina eine Nacht zubrachten) genossen wir nochmals einer schönen Ansicht des Meeres und wandten uns dann zum Garigliano. Hier verändert sich die Gegend ganz. Die Berge treten ins Land zurück, und es eröffnet sich eine sehr weite, ganz lombardische Ebene. Auch der Anbau ist ähnlich, obgleich nicht ganz übereinstimmend. Statt der Oel- und Maulbeerbäume finden sich (wahrscheinlich des Holzes halber) viel schwarze Pappeln, an denen sich die Reben weit höher und stärker emporranken, als in der Lombardei. Der Boden war fast überall mit Weizen besäet, der so grünte wie bei uns im Anfange des Mai. Doch wäre es wieder unrichtig, den hiesigen Winter unserem Frühjahre gleichzusetzen. Die Sache ist verwickelter als man glaubt, und daher macht man sich gewöhnlich falsche Begriffe. Palmen, indianische Feigen, immergrüne Eichen, Orangen, die in der größten Pracht noch an den reichbelaubten Bäumen hängen, alles dies sieht man bei uns nie, und es ist hier mit bloßer Umstellung der Monate nichts geschehen. Man könnte deshalb jetzt hier vollen Sommer

annehmen, wenn nicht unmittelbar daneben die gänzlich blätterlosen Laubbäume das Bild des Winters darstellten. Noch in Capua fanden wir morgens Eis, sobald aber die Sonne hervorkommt, schmilzt es gänzlich und die gewaltigen Regengüsse vertreten eigentlich die Stelle des Schnees. Während dieses wenige Eis aber da ist oder der gewaltige Regen fällt, friert man mehr als bei uns, weil man an den schnellen Wechsel der Temperatur nicht gewöhnt ist und in den nicht häuslich eingerichteten Wohnungen gar keine Mittel findet, die Kälte abzuhalten.

Neapel, den 15. Januar 1817.

Ja es ist außer allem Zweifel, daß die Lage dieser Stadt weit die aller andern übertrifft, welche ich sah. Venedig ist in gewissem Sinn noch eigenthümlicher, aber es hat blos das Wasser, und keineswegs so schönes Wasser als Neapel. Hier dagegen der herrliche Busen, der sich im Halbzirkel öffnet und rechts durch Ischia und Procida, links durch Capri auf anmuthige Weise verengt wird. Näher als Capri sieht man die Felsen von Sorrent und noch mehr zur Linken steigt der Vesuv in die Höhe. Entfernt man sich von der Stadt und den Straßen und Spaziergängen am Meeresufer, entweder gen Posilippo oder auf der entgegengesetzten Seite, so sieht man Neapel selbst, an den schönen Hügeln hingestreckt, und auf den Höhen mehrere Burgen, besonders die herrlich liegende San-Elmo. Die Stadt selbst hat zum Theil gerade und breite, zum Theil aber auch krumme und enge Straßen. Unter jenen ist die äußerst lange Toledo und die Chiaja am merkwürdigsten; fast überall sieht man ein Gewimmel von Menschen, hört ein Getöse, wie es mir noch in keiner Stadt vorgekommen

ist, und wogegen Rom ganz einsiedlerisch erscheint. Man sollte glauben, es sei hier der Mittelpunkt eines unendlich größern, mächtigen, siegreichen Staats, und es wird hier fast unglaublich daß Fremde, Stadt, Staat und König, nach dem eigenen Zeugniß der Neapolitaner bewachen müssen. In den Provinzen selbst aber mag's weit mehr hervortreten, wie die äußeren Glieder um der übergroßen Hauptstadt willen absterben. So z. B. sah ich in Fondi und Itri Lumpengesindel, welches selbst das römische noch übertraf. Von dieser Jämmerlichkeit, Lauserei und fratzenhaften Armuth, die in Frevelmuth übergeht, kann man sich schlechterdings keinen Begriff machen, wenn man es nicht sieht. Du glaubst nicht, wie einerseits diese neue, prachtvolle, überreiche Natur zur Bewunderung fortreißt, und andererseits dieses Menschengeschlecht erschreckt und zurückstößt, gleichzeitig zu Mitleid und Zorn bewegt. Als wir in Fondi aßen, hörten wir Klagetöne wie aus der Erde hervordringen, konnten erst aber gar nicht entdecken, woher sie kamen. Endlich erblickten wir eine magere schmuzige Hand, welche unter der schlecht schließenden Thür in die Stube hineinreichte. Anfangs warf der eine dies der andere jenes hin, welches die Hand eiligst an sich zog, endlich aber nahm ich ein Brot, um es hinauszubringen. Welcher Anblick, als ich die Thür öffnete! Schalen von Orangen und von Käse, roher Salat, abgegessene Knochen waren der Gegenstand von Streit zwischen Mutter und Kindern. Mehr als halbnackt und in thierischer Gier aßen alle jene ekelhaften Reste, und als sie das Brot sahen, welches ich zerschnitt, fielen alle über mich her wie wilde Thiere, die in langen Tagen keine Beute gefunden. Ich verlor so die Fassung, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte; und der Hintergrund dieser Scenen waren die goldenen Orangengärten, die schönen Berge und das herrliche Meer!

Den 17. Januar 1817.

— — — Du sagst, daß Goethe jauchzend und jubelnd über Rom schreibe. Gewiß ist die große Eigenthümlichkeit und die Tiefe der Auffassung ein Hauptgrund dieser Erscheinung; aber ganz allein liegt's doch nicht in seinem überlegenen Geiste; sondern sowie der, welcher die Wunder der Kunst, den seligen Rafael, den übermenschlichen Angelo u. s. w. im Auge behält, niederfallen und anbeten, oder jubeln und jauchzen muß, so wird der, welcher die Familien, die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse, den Staat, die Armuth und die Frevel aufmerksam betrachtet, ein Gegenstück finden, welches zu den bittersten Thränen bewegen sollte. Und die Begeisterung der Wehmuth und des Zornes ist nicht geringer als die der reinen Freude, und der Sinn soll sich wenigstens nicht vorsätzlich vor dem einen oder dem andern zuschließen, ob sich gleich eine Natur von selbst mehr hierhin, die andere mehr dorthin neigt. Es wäre blinde Einseitigkeit, wenn man Italiens Vorzüge nicht anerkennen wollte; aber es ist eine wahre Sünde, wenn Deutsche die Vorzüge Deutschlands ganz verschweigen, und Abgötterei mit einem Lande treiben, wo nur die Vergangenheit etwas taugt, die Gegenwart aber großentheils aufgelöset und die Zukunft mit Dunkel umhüllt ist.

Neapel, den 30. Januar 1817.

Schon sind wir siebzehn Tage hier; wie schnell ist die Zeit vergangen, ob wir gleich erst wenig von den entferntern Umgebungen gesehen haben. Viel Zeit haben freilich die Bibliotheken weggenommen. Es sind deren zwei von einiger Bedeutung, die königliche und die Brancacciana. Keine hat bis

auf die neuesten Zeiten für die verschiedenen Fächer fortgekauft, keine ist vollständig für ältere Zeiten, nicht einmal in Hinsicht auf neapolitanische Geschichte. Die Benutzung besonders der königlichen ist unbequem, weil alle Schüler und Studenten dort lesen, weil man schrecklich lange auf jedes Buch warten muß, und oft ganz unbrauchbare erhält, welche man keineswegs schnell genug umtauschen kann. In Rom machten sich die Leute weit mehr eine Ehre daraus, einen Fremden zu bedienen, und es war ihnen keineswegs gleichgültig, ob und wie man ihre Geschichte behandele. Hier dagegen ist das allen vollkommen gleichgültig, kaum kann man irgendetwas aus ihnen herauspressen, und die wenigen Aeußerungen zeigen genügende Gründe des Schweigens, nämlich Unwissenheit. Die Werke über die allgemeine und besondere neapolitanische Geschichte, die Stadtgeschichten u. s. w. sind ohne Vergleich schlechter und geschmackloser, als die im nördlichen Italien. Diese Geschmacklosigkeit spricht sich auch in den meisten Kirchen und öffentlichen Denkmalen aus. Im Vergleich mit Rom erscheinen diese kleinlich und erbärmlich. Desto lebendiger ist die Stadt: solch Treiben des Volkes in den Hauptstraßen übersteigt allen Glauben, und das gewaltige Geschrei der Käufer und Verkäufer, der Lohnkutscher, der Stiefelputzer, der Bettelleute, das Geräusch der Wagen u. s. w. betäubt fast die Sinne.

Neapel, den 3. Februar 1817.

— — — — Ganz außerordentlich überrascht aber ward ich durch die großen historischen Gemälde, welche man größtentheils in einem runden Gemache in Herculanum gefunden hat. Die Gestalten wachsen bis zur vollen Lebensgröße, sind

so vortrefflich im Einzelnen gezeichnet, so meisterhaft und großartig geordnet, haben so schöne Formen und so herrliche Bildung und Ausdruck der Gesichter, daß man sie in der That mit dem Besten der neuern Zeit vergleichen kann. Bedenken wir nun, daß man keine griechische Hauptstadt ausgrub, daß darunter schwerlich der Pinselzug eines der gerühmteren Meister begriffen ist, so wird's fast zu einer baaren Albernheit und Thorheit, wenn man noch behauptet: die Malerei der Alten sei weit hinter ihrer Bildnerei zurückgeblieben. Dido in Lebensgröße, eine durchaus edle Gestalt von tiefem Ausdruck; Hercules und Iphikles mit Thieren vortrefflich geordnet und in der Mitte eine Flora von wahrhaft göttlichem oder doch dämonisch vornehmen Wesen; Theseus, dem die Kinder für die Befreiung vom Minotaurus danken, er, eine vollkommen schöne an den Apollo erinnernde Gestalt, und die Kinder voll Innigkeit und Ausdruck; — die Erkennung der Iphigenia — mir fast das Liebste. Links Orest, sitzend, das Haupt mit der Hand gestützt, ein Kopf voll tiefen Ernstes, Pylades, ebenfalls sitzend, den Rücken dem Beschauer zugekehrt, den Kopf aber so gewandt daß man das Profil sieht, und wie er in zweifelhafter Freude ein fern gehaltenes Blatt lieset und prüft. Hinter beiden Iphigenia, ein Kopf von der allergrößten Bedeutung und Wirkung, zugleich Schmerz, Theilnahme, Hoheit und Bangigkeit über den noch nicht klaren Ausgang ausdrückend. Diese drei zur Linken, rechts eine neugierige alte Dienerin, der wehmüthig theilnehmende Führer und wahrscheinlich eine Priesterin. In der Mitte ragt zwischen beiden Gruppen Diana in freudiger Jugend und siegender Ruhe hervor, und verbindet die beiden Theile aufs schönste zu einem durchaus wohlgeordneten, anziehenden Ganzen. Nachdem wir hier einige Stunden aufs angenehmste und lehrreichste zugebracht hatten, trat die Frage über die Besteigung des Vesuvs wieder hervor, und alle Zweifel wurden, nicht ohne

meine lebhafte Stimmführung zurückgeschlagen. Nur die Spohr fuhr mit den Kindern und Kruse zurück; denn ohne besondere Vorkehrungen ist die Unternehmung keiner Frau anzurathen, und K., der den Berg schon bestiegen hatte, wollte sich nicht zum zweiten mal anstrengen. L. und S., als die stark Beleibten, nahmen Esel bis etwa auf die Hälfte des Wegs; Hagen und ich, wir wurden gleichfalls von etwa zwanzig Eseln und Eseltreibern dergestalt umringt und eingeschlossen, daß wir keinen Fuß vor den andern setzen konnten, und als vernünftige Worte nicht halfen, schlugen wir endlich links und rechts aus Leibeskräften mit unsern Stöcken darein, was aber auf die Eselei wenig Eindruck machte, welche uns mit Anerbieten wol eine Viertelmeile verfolgte. Wäre das Gesindel nicht so unverschämt gewesen, wir hätten uns bereden lassen; jetzt wollten wir unseren Willen haben und setzten ihn durch. Eine Strecke von Portici geht's noch durch sehr angebaute Gärten, wenn nur die abscheulichen Mauern nicht so oft die Aussicht nähmen; allmählich aber stiegen wir über das Bebaute empor, links und rechts sahen wir die Ströme der alten Lava, und nur dazwischen noch Striche frischer Pflanzenwelt. Dann verschwanden auch diese, und nur der sogenannte Eremit, ein Wirthshaus, liegt auf einer noch sichern und fruchtbaren Stelle. Wir stärkten uns hier mit Brot, Käse, Wein und Apfelsinen und begannen die zweite rauhere Hälfte des Marsches. Weiche Asche und die kleinen beweglichen Steine möglichst vermeidend, kletterten wir auf der hervorstehenden festern Lava nicht ohne Anstrengung weiter und erreichten endlich eine Stelle, die unsere Führer als das Ende der heut erlaubten Reise darstellten. Damit wollten wir uns aber so wenig begnügen als einige angekommene Engländer, sondern machten uns auf den Weg zum kleinen Krater. Kaum waren wir etwa 200 Schritt gegangen und geklettert, so hörten wir hinter uns einen furchtbaren Knall und sahen,

wie der größere Krater eine gewaltige Masse von Rauch, Feuer und Steinen auswarf. Alle waren erschreckt, aber nach kurzer Frist wagten wir einen zweiten Ansatz, erreichten wirklich den Rand des kleinen Kraters, schauten hinein und eilten dann zurück. Dies zu unserem Glücke, denn kaum waren wir an der ersten Stelle wieder angelangt, so erfolgte ein solcher Auswurf von Steinen aus jenem scheinbar ruhigen zweiten Krater, daß wir sehr leicht alle konnten erschlagen werden. Auch unterließen die Führer nicht, ihre eigene Weisheit laut zu preisen und unsere Tollkühnheit herunterzumachen. Und in der That, jedes Besteigen ist auf gewisse Weise tollkühn und wird nur durch die häufige Wiederholung alltäglich. Es ist ja hier nicht, wie man es sich oft denkt, ein sicherer Boden und in der Mitte nur ein großer Kessel voll Feuer, es ist etwas viel Größeres, Furchtbareres, Ungeheueres. Auf der Fläche von einer Quadratmeile siehst Du nichts als die wildeste gräßlichste Zerstörung, und darüber hinaus strecken unzählige Lavaströme ihre Schlangenarme in die fruchtbaren Gefilde, so weit nur das Auge reicht. Aus vielen hundert kleinen Oeffnungen dringt der Schwefelrauch, hinter den Fußtritten in der Asche steigt der Dampf empor, ein Stock in die Fugen gestoßen wird brennend zurückgezogen. Von Zeit zu Zeit schreckliches Toben unten, zur Seite und oben; im Augenblick des Scheins einer völligen Ruhe, furchtbare Ergüsse von Flammen und glühenden Strömen aus den Hauptöffnungen. Die Sonne ging endlich unter und immer glühender erschienen Dampf und Steine. Wie Feuergarben stiegen diese auf eine erstaunliche Höhe und fielen dann nach allen Seiten des Berges nieder. So fast ununterbrochen am höheren Krater; der niedere dagegen, welcher seltener spie, hüllte sich in desto schwärzern und schrecklichern Dampf und schien uns alle vernichten zu wollen. Aber dieser schwarze Dampf, je höher er stieg, desto leuchtender schien sich sein Rand zu ver-

klären, und als er sich endlich theilte, siehe, so stand der Vollmond in silbernem Lichte gerade über der Mitte des kleinen, ruhig gewordenen Kraters, während das Feuer des großen im dunkelsten Roth gegen den dunkelblauen Himmel emporloderte. Diese Ruhe und diese Wildheit, diese Hölle und dieser Himmel, das Lager der sonderbar Beleuchteten auf dünner Lavadecke über dem Feuermeer, das Wassermeer mildstrahlend in der Ferne; — ich finde ja der Worte kein Ende, um die Anschauungen der äußern und die Gefühle des innern Sinnes zu bezeichnen und auszudrücken. Größeres sah ich nie, als die Firnen der Berge im Chamounythale, und diese Feuerkronen des wüsten Vesuv. Dort die Erhabenheit der Stille, hier die Bewegung; das ewige Eis und das ewige Feuer, schienen sie nicht gleichmäßig die Ohnmacht und Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des Menschen beweisen zu wollen? — Dennoch, was weiß zuletzt das Eis und das Feuer von der Ewigkeit? Dem Geiste ist's erhaben; was will die Schnee- und Lavalavine bedeuten ohne den Menschen? Freilich ist diese Frage nicht die allerletzte, aber es kommt mir hier auch gar nicht auf Begründung der Naturphilosophie an. Alle Liebe scheint bei den erhabensten Erscheinungen der Natur zu schwinden, nicht so bei der Kunst; in Michel Angelo's tiefem Gemüth war bei aller unerreichten Erhabenheit doch ein Strom von Liebe größer als alle Lavaströme. Wahre Liebe ist aber freilich nicht Hätschelei, wenigstens offenbart sie sich nicht überall auf gleiche Weise. — Doch ich gerathe auf Umwege, anstatt zu sagen, daß wir vom Vesuv auf geradem, steilem Wege hinabstiegen. Auf der tiefen beweglichen Asche und den losen, leichten, verkalkten Steinen traten wir nirgends fest, und ob wir gleich fast bis ans Knie einsanken, rutschten wir doch ununterbrochen mit solcher Schnelligkeit fort, daß jeder Schritt vielleicht zwölf Fuß lang war, und in einer Viertelstunde legten wir die Strecke zurück, zu welcher wir aufsteigend zwei

Stunden gebraucht hatten. In Portici nahmen wir einen Wagen, fuhren im herrlichsten Mondschein nach Neapel und beschlossen nach langem Hungern diesen überreichen Tag mit einem späten, aber vergnügten Abendmahle.

Neapel, den 12. Februar 1817.

— — — Am 8. Februar fuhren wir nach Caserta. Der Weg ist dem ganz ähnlich, der nach Capua führt, und zeigt, sobald man aus den Abhängen Neapels auf der Höhe angekommen ist, eine weite, jedoch mit Ulmen und Weinstöcken so dicht bepflanzte, mit Weizen besäete Ebene, daß man im Sommer durch den Ueberschwang des Grüns gewiß nicht zwanzig Schritte weit sehen kann. Das Schloß, von Vanvitelli erbaut, gehört zu den größten und regelmäßigsten von der Welt. Ein Viereck mit kreuzweis durchlaufenden Gebäuden und vier Höfen. Da wo die kreuzenden Gebäude zusammenstoßen, führt eine prachtvolle marmorne Treppe in das obere Stock, wo sich von Kirche und Kapelle bis zu Bad- und Billardzimmer alles für Geist und Leib Erforderliche — wenigstens dem Scheine nach — befindet. Aber freilich ist nicht alles aus einem Geist und Stück, sondern manches unvollendet, manches schon verfallen, und die Spiegel zuletzt besser als die Kunstwerke. Den flüchtig hingewischten Hackerts kann man wenigstens keinen großen Werth beilegen, ob man gleich dem Künstler unrecht thäte, ihn blos nach diesen befohlenen Jagd- und Fischereisuiten zu beurtheilen. Nachdem wir die Stube gesehen, dove il re scrive und dove la moglie scrive (so nennen sie die jetzt ihm angetraute Frau), das Bad, wo die drei Grazien und sonderbar genug die Geschichte Aktäon's abgemalt war, gingen wir in den Garten

zu den Wasserbehältern und Wasserfällen, wozu der Bedarf durch eine Wasserleitung meilenweit herbeigeführt wird. Ein römisches Werk, sagen alle Beschreibungen, — hätte das Werk nur einen vernünftigen Zweck. Man sieht dem Wasser an, daß es sich um nichts und wieder nichts beunruhigt und in diese Gegend geleitet fühlt. Die Berge, welche den Hintergrund des Ganzen bilden und wo es herabstürzen muß, sind fast ganz kahl, öde und wüst, der Boden steinig und ungünstig. Mir ist's unbegreiflich, wie man auf den Einfall kommen konnte, mit solchen Kosten und Umständlichkeiten in Caserta ein Schloß zu bauen, und einen Garten der Art zu erkünsteln. Einige südliche Gewächse, wie Kampherbäume, Camellien u. s. w. geben dem Theile des Gartens, welchen man den englischen nennt, ein Interesse, auch sind einzelne Durchsichten nach der Seite des Vesuvs recht schön; aber jeder Punkt bei Neapel ist ohne Vergleich Caserta weit vorzuziehen. — So am 8. Februar, am 9. fand ich (der ich in der Regel weit früher aufstehe, als die andern), daß das Wetter sehr günstig und zu einer größern Fahrt geeignet sei; weil aber Spohrs, die mit uns in einem Hause wohnen, nicht sogleich fortkonnten, ward der Aufbruch bis zum Mittag verschoben. Die Gesellschaft bestand aus uns dreien, den beiden Aeltern Spohr und den beiden Töchterlein, die bei mir in großer Gunst stehen. Daß diese musikalischer Herkunft und aus dem protestantischen Sachsen sind, geht daraus hervor, daß die eine, als der Papst mit den Händen in der Sixtinischen Kapelle den Segen vertheilte, zu ihrem Vater sagte: nun fängt der Papst gar an, selber zu taktiren.

Wir bestiegen einen Kahn mit vier Ruderern. Das Meer war still, die Sonne klar und warm, und an dem herrlichen Rückblick auf Neapel, dem wunderlich, barock und romantisch bebauten und verwüsteten Rücken von Posilippo, hatten wir

noch immer zu betrachten und zu bemerken, als schon bei der ersten bedeutenden Wendung, der Kahn zwischen einem felsigen Riff, zu der sogenannten Schule Virgil's hindurcheilte. Hier öffnet sich eine neue Welt, das abgerundete hohe Nisida steht zunächst mit allen Quarantäne haltenden Schiffen, zur Rechten das feste Land, zur Linken in größerer Entfernung das nicht minder schroffe Vorgebirge Misenum, darüber hinaus Procida, und noch entfernter, größer und höher Ischia, das Ziel unserer Seefahrt. Aber zu spät hatten wir diese im Vertrauen auf das ruhige Wetter begonnen; es erhob sich ein widriger Wind, der Abend kam heran und zuletzt blieb uns nur der Schein der Sterne, und der vollen mit solcher Klarheit leuchtenden Venus, daß sie einen Streifen im Meere erhellte, und die schwarzen Köpfe der bald darauf sich in weißen Schaum auflösenden Wellen zeigte. Das Boot war klein, und trotz der größten Anstrengung der Ruderer, kamen wir nur höchst langsam von der Stelle. Die Spohr verging fast vor Angst, und ob wir diese gleich nicht theilten, so hatte es doch keinen Zweifel, daß die geringste weitere Zunahme des Windes uns des kleinen Bootes halber in ernstliche Gefahr gestürzt haben würde. Endlich, und endlich nachdem wir noch viele Vorgebirge umschifft, und bei jedem vergeblich gehofft, es sei das letzte, legten wir in Lapo an, und fanden bei dem Geistlichen, Herrn Tommaso ein Quartier und Abendbrot, besser als wir es fast irgendwo auf der Reise gehabt haben. Dies tröstete und stärkte, und es ward beschlossen, am andern Morgen den Epomeo, den höchsten Berg der Insel zu ersteigen, oder vielmehr auf Eseln zu erreiten. Sieben solcher Thierlein und acht Begleiter stellten sich am andern Morgen richtig ein; aber es dauerte eine Weile, ehe alle gerüstet, besonders ehe die Frau und die beiden Mädchen aufgeladen waren. Jene und eine Tochter, hatten statt der Sättel eine Art von seitwärts stehenden Großvaterstühlen, die

dritte ward aber auf einen gewöhnlichen Sattel gesetzt und wo der Weg unsicherer erschien, links und rechts von den Eseltreibern gar zierlich an den Spitzen der Elbogen und Zehen festgehalten. Den Zug eröffnete ein lustiger Junge von 12—14 Jahren, der als Freiwilliger mitlief und einen Thurm von Mänteln auf dem Kopfe trug, dessenungeachtet aber ärgere Courbetten machte, als die Esel und unablässig alle Arten von Nationaltönen von sich gab. Diese beziehen sich hauptsächlich auf das Antreiben und Lenken der Esel, und sind wenig mannichfaltiger und nicht angenehmer, als das Eselsgeschrei selbst. Als ich versuchte, den Jungen mit einer zweiten Stimme oder fugirten Nachahmung zu begleiten, ward er noch vergnügter und unter solchem Lärm und Geschrei kamen wir nach Furia, nach Ponza, wandten uns dann dem Meere entlang, sodaß wir einen großen Theil der Insel umkreiseten, und erst nach mehreren Stunden auf den Epomeo loszusteigen begannen. Bis in diese höhere Gegenden liegen vielleicht hundert Gärten in Terrassen übereinander, und jeder ist vom andern durch große Steinmauern geschieden, welche oft zugleich die Stützen für die höhere Fläche sind. Nur durch die sorgfältigste Cultur hat man den Boden von dem ungeheuren Uebermaß von Steinen und Lava reinigen und für Wein und Gartenbau gewinnen können. Die Arbeit lohnt sich indessen, und wir tranken hier Wein, der sich mit dem allermildesten Rheinwein vergleichen ließ und doch wiederum feuriger war. Die Aussichten nach der Abendseite über das Meer hinweg, hatten natürlich keine Grenze, der Vordergrund der Insel bot aber in den Gärten, Terrassen, Schluchten, Vorgebirgen, Felsen u. s. w. die größte Mannichfaltigkeit, welche nur durch das reiche Grün einer spätern Jahreszeit hätte erhöht werden können. Weinstöcke, Feigenbäume u. s. w. standen noch ganz entlaubt und winterhaft, dagegen blühte der Blumenkohl, Lupinen, Saubohnen, Blu-

men mancherlei Art, besonders aber die sehr schönen und großen Mandelbäume. Gegen das Innere der Insel wurden die Thäler tiefer, die Felswände höher und schroffer abgeschnitten und immer deutlicher ward es den Steigenden, daß der Epomeo ein ausgebrannter Vulkan sei. Endlich erreichten wir den Gipfel, der noch schroff und wild und zackig in die Höhe steht, zur Seite aber eingestürzte Feuerkessel, Asche, verkalkte Steine und halbverwitterte Lava zeigt. In diese Wüstenei, in diese Wände des Kraters haben sich kühne Menschen hineingebaut, dem langen Schweigen des Berges vertrauend. — Vor allem sehnten wir uns, die unermeßliche Aussicht nach allen Gegenden, besonders die reichste gen Neapel zu genießen; aber ein böser Nebel umhüllte die Spitze, und nur einzelne Sonnenblicke eröffneten Theile der Insel und des grünblauen Meeres. Erst beim Herabsteigen wurden unsere Wünsche großentheils erfüllt, denn der Nebel deckte nur die obersten Spitzen; Procida, Misenum, die Busen von Bajä und Neapel, die Küste von Sorrent, der Vesuv und Capri lagen vor unsern Augen. Ein unbeschreiblich schöner Halbkreis. — Der Weg führte in steilen Schlangengängen in die Tiefe, und unser Zug hätte in einer Operndecoration gebraucht werden können. Männer, Frauen, Kinder, Eseltreiber und ledig gehende Esel, wie sie in sechs bis acht Stockwerken übereinander kletterten, und sich bald links bald rechts wandten, zum Theil auch wol einmal auf die Nase fielen. In Lapo wartete der Hungerigen ein treffliches Mahl, wobei auch genügend getrunken und über dies und das so viel gelacht wurde, daß der Athem fast verging.

Am 11. Februar war ich wieder früher auf als die andern und unterhielt mich mit unserm Wirthe. Vor der ersten Ankunft der Franzosen gaben die Bewohner von Ischia gar keine Steuern; jetzt hatte sich das geändert und diese Aenderungen mochten zuletzt auch auf die Rechnung Einfluß haben,

obgleich sie nach dem was wir Gutes genossen, nicht zu unbillig war.

Neapel, den 4. März 1817.

— — — Mein Aufenthalt in Rom war lehrreicher, großartiger, lohnender an wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbeute; aber die Zeit ist mir hier in Neapel weit schneller und angenehmer verflossen. Laß uns vom angeblich Verächtlichen beginnen (aber es gehört dazu), man ißt und trinkt ohne Vergleich besser als in Rom; hier das rastlose Treiben des Volks gegen die Leerheit der Straßen oder die kalten Bewegungen in Rom, hier die unvergleichliche Natur, und wenigstens eine Kunst vorzüglicher, die der Gegenwart. Die päpstliche Kapelle ist mangelhaft gegen die hiesige und kein Schauspiel ist in Rom auszuhalten, während das teatro nuovo hier fast eine alte Leidenschaft für das Schauspiel in mir wieder aufregt. Nach so vielen schlechten Schauspielergesellschaften in Italien, hat mich die hiesige in Erstaunen gesetzt. Man kann sagen, daß kein einziges schlechtes Mitglied darunter sei, wenigstens stimmte alles in den Darstellungen, die ich sah, wohl zusammen. Freilich ragen einzelne mehr hervor, so der Komiker Pertica, der mich mehreremale übermäßig zu lachen gemacht. In einem Stücke, Die Wette, soll er als Phlegmatikus in Zorn und Eifer gesetzt werden. Sein Benehmen, der Wunsch die Wette zu gewinnen, und die steigenden Aergermittel, welche endlich obsiegen, gaben eine der lustigsten Darstellungen, die ich je sah. Demarini erinnert an Iffland, aber er ist weniger studirt, hat mehr Stimme und Gestalt, und gehört mit einem Worte gewiß zu den ersten jetzt lebenden Schauspielern. Dasselbe gilt von der

Tessari. Sie hat eine Kraft und ein Feuer der Darstellung, wie vielleicht keine deutsche Schauspielerin, und doch kann man gar nicht sagen, daß es übertrieben und fratzenhaft erscheine. So sah ich sie z. B. in einem Stücke von Federici, wo sie fälschlich beschuldigt wurde, ihren Mann ermordet zu haben. Das Stück selbst hatte eigentlich keine Handlung, keinen wahren Fortschritt, dagegen schrecklich viel breite psychologische Scenen. Dessenungeachtet gab sie gleich vortrefflich den tiefsten Schmerz, das Flehen der ängstlich Unschuldigen, und den, als alles fehlschlägt, furchtbaren Zorn einer ungerecht und schändlich behandelten Frau. Wenn diese großen Talente zur Darstellung echter Meisterwerke verwandt würden, welche Wirkung müßten sie da nicht hervorbringen. — — Einer Merkwürdigkeit habe ich indessen beigewohnt, daß nämlich die Oper eines vom Hofe begünstigten vornehmen Liebhabers der Musik, vollständig ausgepfiffen wurde. In den ersten Acten zeigte sich noch Parteiung, aber gegen das Ende und als der Hof wegging, war das Pfeifen allgemein. Und welch Pfeifen, nicht blos mit dem Munde, sondern auf den eigens dazu mitgebrachten gellenden Pfeifen. Man sagte: schon weil der König den Tonkünstler begünstige, werde die Oper fallen; aber auch abgesehen davon, war das Machwerk unter aller Kritik. — Einmal besuchte ich den Maskenball in San-Carlo; öfter hinzugehen lohnte jedoch der Mühe nicht, denn es war bald so leer, bald so voll, daß fast gar nicht getanzt ward; bei weitem die meisten Personen erschienen ohne alle Maske in ihren Alltagsröcken, und die Maskirten waren weder sehr prächtig, noch im geringsten darauf bedacht, den etwa angenommenen Charakter durchzuführen. Ueberhaupt ist man darüber einig, daß die Römer, ernsthafter und trockener das ganze Jahr hindurch, aber im Carneval weit lustiger und amüsanter seien als die Neapolitaner. Die Masse der Wagen und Menschen in der Straße Toledo übersteigt bei weitem

das, was der römische Corso fassen kann, aber von Masken ist wenig zu sehen. Witzig und angenehm mag endlich der Maskenspaß an beiden Orten nicht immer sein. Von den 10000 Menschen, die wol in Toledo auf- und abgehen, waren vielleicht funfzig maskirt, und einige so flegelhaft daß sie schönen Engländerinnen solche Kugeln an den Kopf warfen, daß der einen sogleich das Blut von den Backen lief.

Einen Abend habe ich mit Spohr in der hiesigen musikalischen Akademie zugebracht. Der Gedanke dieser künstlerischen Erziehungsanstalt ist gut und hat gewiß dazu beigetragen, manchen neapolitanischen Musiker zu bilden; aber jetzt scheint mir Zingarelli nicht die nöthige Geschicklichkeit zur Leitung einer solchen Schule zu besitzen, und das Ganze an Einseitigkeit der Richtung und Oberflächlichkeit des Studiums zu leiden. Die jungen Leute sangen und spielten zwar ihre eigenen Compositionen, z. B. eine Knabe von elf Jahren ein Hornconcert mit großer Geschicklichkeit; zu tadeln aber bleibt 1) daß der Dirigent ungeschickt klappend leitete und ganz unverständig eilte; 2) daß in den Compositionen das Gesuchte gar friedlich neben dem ganz Trivialen stand; 3) daß man von den Blasinstrumenten übermäßigen Gebrauch machte; 4) und vor allem aber, daß sich gar keine Spur von gründlichem Studium und eigentlicher musikalischer Arbeit zeigte, und die Kirchenmusik wie der vielstimmige Satz ganz vernachlässigt ward.

Neapel, den 5. März 1817.

Um die kurze Erzählung über unsere Reise besser zu verstehen, nimm die Karte zur Hand. Am 25. Februar wanderten wir zum Hafen, das heißt diesmal außer den Dir Be-

kannten ein Berner, v. W., und der Breslauer Rösel, dessen Bekanntschaft mit den Gegenden uns bis Salerno doppelt wichtig war, da hier alles darauf ankam, Naturschönheiten zu sehen und die richtigen Standpunkte dafür aufzufinden. Wir nahmen eine Barke mit vier Rudern, welche bei dem guten Wetter groß genug erschien, um uns quer über den Busen nach Castellamare zu bringen. Auch ging's anfangs sehr gut, wir freuten uns des schönen Rückblicks auf Neapel, sahen zur Linken das reichbebaute Ufer und den Vesuv, und gegenüber wurden die Ufer von Castellamare, Vico und Sorrento immer deutlicher. Niemand aber traue dem ungeheuern Meere; unerwartet erhob sich vom Lande her ein scharfer Wind, und der anfängliche Reiz des Schaukelns verlor sich bald, denn das Schiff lag so zur Rechten, daß das Wasser oft hineinstreifte, und zur Linken, woher die Wellen kamen, schlugen sie nicht minder über Bord. Besonders hatte ich vorn einen jämmerlichen Platz und ward von allen Seiten so begossen, daß fast kein trockener Faden am Leibe blieb, das Gesicht arg vom Seewasser brannte und das Ausspucken desselben kein Ende nahm. Die Gefahr war in der That in dem kleinen Schifflein nicht gering, und wir waren sehr froh, endlich das Ufer zu erreichen. Nach eingenommenem Mittagsbrot wanderte ich in nassen Kleidern nach den Ruinen von Stabiä, links von Castellamare. Man findet Ueberreste von Katakomben mit einigen christlichen Gemälden, die Nische eines ehemaligen Bades, jetzt schön mit Epheu und andern rankenden Gewächsen behangen; sonst ist fast jede Spur der Stadt verschwunden. Die Gegend ist hier anziehend, noch mehr aber auf der andern Seite von Castellamare, wo Scanzano, Gragnano, Lettere u. s. w. landeinwärts, die Berge hinan aufeinander folgen. Abends stiegen wir zu den Schiffswerften hinab, und ergötzten uns an den malerischen Gruppen

und Beleuchtungen, welche das Feuer eines großen Kalkofens veranlaßte.

Noch reicher an Genuß war der folgende Tag, der 26. Februar. Wir gingen dem Ufer entlang, geraume Zeit immer bergan, und mit jedem Schritte mehrten und änderten sich die Aussichten. Dann ward's rauher, die Berge steiler, die Schluchten tiefer und in fast regelmäßiger Folge sahen wir in der Ferne, daß gewaltige Raubvögel mit gellendem Schwirren von der höchsten Höhe sich bis zum Meere hinabschwangen. Als wir aber näher kamen, erkannten wir, daß ein Seil von ungeheuerer Länge in den Lüften ausgespannt war, und hoch über unsern Köpfen flogen die an glatten Haken aufgehangenen Reisbündel von dem Bergwalde zu dem Ablager hinab. — Endlich hatten wir den höchsten Punkt unseres Weges erreicht, wir nahmen Abschied von Castellamare, von dessen malerischer Burg und allen den genannten herrlich gelegenen Orten. Jetzt eine plötzliche Wendung des Wegs und eine neue Welt lag zu den Füßen der Erstaunten. Die schönsten Berglehnen, reich mit Oelbäumen, Citronen, Orangen, Portogallen bepflanzt, alle die letzten in glühender Pracht. Häuser, Thürmchen, Kuppeln, Kirchen, Terrassen aufs mannichfaltigste und wunderbarste durcheinander gestreut, rechts das Meer, das Ufer selbst bald mit schroffen Felsen, bald mit wilden Landspitzen hineinlaufend, im Hintergrunde die Insel Capri mit ihrem so höchst eigenthümlichen Profil, landeinwärts wunderbare hohe Berggestalten, die mich lebhaft an den Traunstein bei Gmünd erinnerten. Ich erklimmte mit H. eine höhere Felsspitze, welche uns auch den Rückblick auf die verlassenen Gegenden erlaubte und den Vesuv aus dem Meere hervorsteigen ließ. Ein unbeschreiblich schönes und reiches Panorama. Wir konnten uns lange nicht losreißen und werden gewiß in unserem Leben nie trocken Brot unter solchen Zugaben frühstücken. Aber die andern riefen Marsch!

und nun ging's durch Vico, durch Piano di Sorrento nach Sorrento selbst. Zu allen Seiten Gärten voll der größten Orangenbäume und anderer Bäume dieser Art, Gärten der Armide; hier erst ist Italien so vollkommen südlich, wie man es sich anderwärts irrig zu denken pflegt. Der Eingang in die Stadt geht über einen Bogen, den oben ein hohes Felsenthor schließt; zu beiden Seiten laufen in der Tiefe des Thals die Gärten, und wir Durstige fanden hier Apfelsinen von der größten Vollkommenheit. Später sahen wir einige Kunstwerke; aber diese Bruchstücke schienen hier im Vergleich mit der Natur alle Bedeutung zu verlieren, und der Kapuzinergarten und die Aussicht vom Meere aufwärts, welche wir nicht vergaßen, boten größere Genüsse. Der Gang bis Massa war dem frühern ähnlich, doch bleibt Sorrento der Mittelpunkt und Brennpunkt dieser südlichen Erscheinungen. Von Massa fuhren wir nicht ohne Unbequemlichkeit nach Capri, und erreichten diese Insel erst spät abends um 10 Uhr. In dem angeblichen Wirthshause schlief alles, oder vielmehr nur zwei Weiber. Sie wurden herausgepocht, unser Verlangen vorgetragen, und da nun zur Erfüllung derselben viel, besonders Betten zusammengeborgt werden mußten, so sahen wir uns bald von dreizehn, sage dreizehn aus den Betten aufgestöberten Weibern umgeben, die uns nicht eher verließen, als bis wir uns zu Bette legten. Keine einzige war auch nur hübsch zu nennen, das Geschlecht auf Ischia ist schöner und tüchtiger. Als ich mich morgens wie gewöhnlich zuerst von meinem in der Küche aufgeschlagenen Lager erhob, fand ich daß es regnete; dennoch ward beschlossen, auf der Insel umherzuwandern. Vor allem nach den Ruinen der Paläste Tiber's. Deren gab's mehrere, der größte lag indessen auf einer dem festen Lande zugekehrten höchsten Spitze der Insel. Der innere Abhang ist offenbar einmal künstlich in die Form eines ungeheuer großen Amphitheaters gebracht worden, denn noch jetzt

laufen die fleißig bebauten Terrassen ringsum parallel. Vom Hauptpalaste stehen äußerst starke Grundmauern, mehrere Gewölbe und Bogen; das Ganze, man erkennt es noch, war sehr groß und prächtig. Jetzt steht Neueres darauf und dazwischengebaut, und in die kaiserlichen Prachtzimmer haben sich Esel und Schweine hineingedrängt. Freilich sind die zuletzt in ihrer Art besser, als ein Kaiser wie Tiber. Von dieser Spitze senken sich kahle, röthlich glänzende Felsen in wunderlichen Gestalten schroff hinab, bis auf die Fläche des Meeres, eine ungeheuere Tiefe, wie ich von einer anderwärts erklimmten Mauerspitze deutlicher sehen konnte. In diesem Augenblick hellte sich das Wetter auf, nicht blos Capri selbst lag deutlich vor mir, sondern auch die ganze Küste von der Spitze Campanella bis zum Vesuv. Auf der andern Seite traf gerade ein Sonnenblick die Insel Ischia und über dem Epomeo stand ein heller Regenbogen. Dann sahen wir mehrere schöne Grotten, stiegen mühsam in die Tiefe und wieder hinauf. Aber auch dies mußte verlassen werden, wir betraten zum dritten male ein Schiff und hofften binnen wenigen Stunden Amalfi zu erreichen, aber der Wind ward ungünstig, es fing wieder an zu regnen, und als wir endlich um 10 Uhr in der Dunkelheit jene Stadt erreichten, ging die Brandung an dem flachen Ufer so hoch, daß die Schiffer wenig Lust bezeigten hineinzuspringen, um das Schiff mit einem Seile ans Land zu ziehen. Dann thaten sie es alle, bis wir erschreckt bemerkten, daß wir, im Fall das Seil reiße, hülflos ins Meer hineingeschleudert wurden. Mithin beriefen wir ein Paar zurück, hörten aber gleich nachher einen Wortwechsel am Lande, worauf alle wiederum den Kahn bestiegen und anfingen ins Meer hineinzurudern. Zu unserm größten Erstaunen brachten wie heraus, daß ein Unteroffizier durchaus jede Landung untersagt habe, so verlangten es die Gesetze der Accise und der Quarantäne. Welche Aussicht, in der Nacht bei starkem

Regen, bei dem mit jedem Augenblick wachsenden Winde, zwischen einer starken Brandung bis zum Morgen herumzufahren, oder aufs offene Meer getrieben, oder ans Land gesetzt zu werden, wo weder Wirthshäuser noch Betten zu finden. Außerdem zog der offene Kahn Wasser, und der Kiel schien bei dem vielen Hinundherziehen auf dem Sande und den Steinen gelitten zu haben. Bei diesen Verhältnissen zwangen wir unsere Schiffer, nochmals ans Land zu fahren und Rösel, als der leichteste, setzte sich auf die Schultern des ersten und ich des zweiten Schiffers. Dann folgten schnell die übrigen, und ehe die wachthabende Person wußte, was sie recht thun sollte, waren wir sämmtlich am Ufer. Große Worte von unserem Stande, wichtigen Verbindungen u. s. w. schienen trotz unseres schmierigen Ansehens Eindruck zu machen, und nie habe ich mich vielleicht mehr gefreut unter Dach und Fach zu kommen, als diesen Abend.

Am andern Morgen, den 28., entschleierte sich erst die Gegend von Amalfi. In eine enge Schlucht ist es hineingebaut, die Häuser steigen in Terrassen übereinander, und die Berge sind weit höher, steiler, überhängender und mannichfaltiger zerschnitten, als in einer von den übrigen Gegenden. Größer konnte Amalfi nicht werden, die Beschränktheit des Raumes verbietet jede Ausdehnung und der Hafen taugt nicht für große Schiffe. Eine herrliche Aussicht bietet das Franciscanerkloster (wie man denn überhaupt nicht leugnen kann, daß die Mönche bei der Wahl ihrer Anbaue viel Sinn für Naturschönheiten bewiesen haben). Amalfi liegt zur Linken, und weiter übers Meer strecken sich hintereinander mehrere Bergrücken, bis in der größten Entfernung das Ufer von Pästum am weitesten ausläuft. Wir begnügten uns nicht mit der einen Aussicht vom Franciscanerkloster, sondern stiegen mühsam weit, weit höher hinauf, wo natürlich der Blick immermehr umfaßte und nach dem Innern des Landes sich

4*

ein enges romantisches Thal eröffnete, durch welches ein rascher, viele Mühlen treibender Bach hindurchströmt, und endlich in mehrere Zweige getheilt wird, um Amalfi mit frischem Wasser zu versorgen. Nach Tische wagten wir uns zum vierten male auf das Meer, und diese Fahrt war die glücklichste. Schiff und Ruderer besser als zeither, das schönste Wetter, die herrlichsten Farben des Wassers und der Sturm, der vom Lande wehte, fuhr über unsere Köpfe dahin, weil wir uns nahe an dem bergigen Ufer hielten. Dennoch war der bloße Rückschlag der Wellen ans Ufer sehr stark, und wir tanzten so hoch, daß vielleicht ohne Einübung uns Besorgniß ergriffen hätte. Viele der Felsen sind ausgehöhlt und diese homerischen Scyllen sogen ungeheuere Massen Wasser ein, und spien sie dann brüllend und so in Staub aufgelöset von sich, daß ich im Widerschein der Sonne helle Regenbogen sah. Traten die Wellen zurück, so zeigten sich an den in der Regel mit Wasser bedeckten Felsentheilen, die schönsten rothen Korallen. Von Maggiore, Minore, Chitarra, Vietri und wie die schön gelegenen Orte am Ufer heißen, erreichten wir Salerno, welches etwas ebener liegt, mehr fruchtbares Land darbietet und sich angenehm längs dem Meere hinstreckt. Gregor's VII. Grabmal in der Kirche hätte mich mehr interessirt, wäre vom Ursprünglichen nur eine Spur gelassen; so aber ist alles erneut, und die ihm gesetzte Bildsäule wahrscheinlich ohne alle Beziehung auf das Urbild. — Durch Rösel's Hülfe fanden wir ganz außerordentlich schöne Standpunkte, sodaß die Compositionen des größten Landschaftsmalers nichts Reicheres und Vortrefflicheres bieten können, als es hier schon ungeändert und ungemehrt vor Augen liegt.

Am 1. März frühmorgens fuhren wir von Salerno nach Pästum und abends spät waren wir schon zurück. Die Fahrt lohnte der Mühe, denn die drei großen Tempel, welche hier noch zum guten Theil erhalten stehen, sind die bedeutend-

sten Ruinen griechischen Ursprungs, die man außerhalb Griechenlands sehen kann. Ernster, altdorischer Stil, keineswegs alles zur vollen Schönheit entwickelt, aber desto gediegener und fester. Wenn heute ganz Neapel zu Grunde geht, solche Ueberbleibsel kann es nie bieten. Daß unsere neuen Eroberer nicht zerstören, bis alle Spuren der Cultur vergehen und Wüsten sich erzeugen, dies ist gewiß ein Fortschritt, mit so vielem Recht sie auch sonst getadelt werden. Die sonderbare Stellung zweier Säulenreihen übereinander, einer Säulenreihe durch die Mitte des Tempels hindurch u. s. w. waren mir sehr auffallend. Ich enthalte mich aber längerer Beschreibungen; einst werden wir beim Durchblättern des bekannten Kupferwerks mehr darüber sprechen können.

Zuletzt soll aber kein Genuß ohne Kehrseite sein, und dies Mangelhafte alles Zeitlichen und Irdischen drängt mit Recht und zum tiefsten Trost, auf eine religiöse Betrachtung der Welt und zu Gott hin. In den paradiesischen Gegenden fehlte es nicht an kahlen Bergen und nur mit höchster Mühe ließ sich an vielen Stellen dem Boden etwas abgewinnen. Das Volk sah krank, zerlumpt und elend aus, und an dem schönen Tage in Sorrento wurden wir öfter angebettelt, als auf der ganzen Reise durch Deutschland. Die Rosen von Pästum sind verschwunden, in Morästen herumliegende häßliche Büffel machen die durch Vernachlässigung ungesund gewordene Gegend noch ungesunder; ein jämmerlicher Betteljunge war der einzige Bewohner der Tempel, und als eine kleine gebückte und in Lumpen eingehüllte Figur sich erhob, um Käseschalen aufzulesen, erkannte ich kein Mädchen, sondern ein zwerghaftes hexenartiges Weib. Am wüsten Wege lag ein alter Mann todt, zum Erschrecken; niemand nahm von ihm Kenntniß. Dies war der südlichste Tag, die Mittagsseite der Basilika die südlichste Stelle der Reise. Wir tranken auf eine glückliche Rückkehr und zum Wohl der Einheimischen.

Der Rückweg von Salerno geht durch die sehr schönen Gegenden von Vietri und Cava. Am letzten Ort besuchte ich das Klosterarchiv nicht ohne Nutzen.

Rom, den 15. April 1817.

Noch immer bin ich in Rom, noch immer weiß ich den Tag der Abreise nicht bestimmt anzugeben, theils aus guten, theils aus unangenehmen Ursachen. Schilt mich nicht einen lässigen Briefschreiber, die Erzählung von den letzten beiden Wochen wird mich entschuldigen. Zuerst also die heilige Woche. Der einzige wahrhaft großartige und ergreifende Augenblick ist der, wo der Papst von dem Vorsprung der Peterskirche hinab den Segen ertheilt. Die vielen Tausende von Menschen, die Wagen, die in Italien nie fehlenden Thiere u. s. w. treiben sich in lautem und bunten Gewimmel auf dem großen Platze umher. In jenem Augenblick entsteht aber plötzlich eine solche Stille, daß man nur das Rauschen der beiden schönen Springbrunnen hört, und alle stürzen auf ihre Knie nieder. Wahrlich, diese gleichmäßige Erscheinung, durch die Idee des Glaubens und der Abhängigkeit von einer höhern Leitung hervorgebracht, ist etwas Bedeutenderes, als wenn 30000 Mann aufs Commandowort das Gewehr präsentiren oder gar auf ihre Nebenmenschen abschießen. Die Speisung der Pilger und die Fußwäsche ist der Idee nach besser, als der Ausführung; indessen trat das milde edle Wesen des jetzigen Papstes sehr angenehm hervor. Die Erleuchtung des schwebenden Kreuzes in der Peterskirche, macht besonders aus der Ferne beim Eintritt eine gute Wirkung. Doch ist es trotz seiner Größe zu klein für das ungeheuere Gebäude, und die mehrsten Theile müssen schon der Bauart

halber dunkel bleiben. Hier in der Peterskirche ist nun aber das weltliche Treiben, Laufen, Sprechen, Spazierengehen, Hundebellen u. s. w. ganz wie unter den Linden, oder im Prater, und jenen Augenblick der Segensprechung abgerechnet, habe ich während der ganzen heiligen Woche in Rom auch nicht den Schein von Andacht bemerkt. Besonders trat das alte Götzenthum bei der Verehrung der Reliquien heraus; ja dies ward mit Zurücktreten des löblichen Angedenkens, ein wahrer Fetischismus. Vor allem aber wirst Du, so wie ich es war, auf die Feierlichkeiten in der Sixtinischen Kapelle begierig sein; ich stehe aber in dieser Beziehung so zwischen lautem Jubel und kaltem Tadel in der Mitte, daß ich es vielleicht keinem recht mache. Wenigstens will ich meine Ansicht etwas umständlicher darlegen, um nicht ungehört verdammt zu werden. Es kommt in Betracht der Ort, die Aufführung der Musik und die Composition selbst. Nach der ungemeinen Verehrung, mit welcher ich von Michel Angelo und der Sixtinischen Kapelle sprach, wirst du um so eher der Meinung sein, dieser Ort müsse Andacht und Wirkung ungemein erhöhen. Ich habe dies aber nicht gefunden, sondern erst nachher in der Einsamkeit Michel Angelo's Werke wieder recht verstanden. Das stete Stoßen, Drängen, die schlechte Luft und hundert kleine verdrießliche Aeußerlichkeiten, stören jeden Kunsteindruck und das allmähliche Dunkelwerden nimmt sich auch in halbwahren Beschreibungen besser aus, als in der Wirklichkeit. Das Ganze beginnt noch bei hellem Tage und sechs Lichter vor dem Altare, funfzehn zum Zeichen und Abzählen der Bußpsalmen und sechs an einer Barrière bilden die ganze Erleuchtung. Wenn nun der Meßner mit einer großen an einer ungeheuer langen Stange befestigten Lichttülle hin und her balancirt, um einem Lichte den Todesstoß zu geben, und dabei einen in die Rippen stößt, den andern auf den Fuß tritt, so spürt man eben keine religiösen Regun-

gen, und wenn alle Lichter verlöscht sind, ist's weder recht hell noch recht dunkel. Mithin sind nach meiner Ueberzeugung diese ganz äußerlichen Vorkehrungen sehr mangelhaft und bei andern Einrichtungen könnte der Eindruck weit größer sein. Gleichen Tadel muß ich über die musikalische Anordnung des Ganzen aussprechen. Vor dem eigentlichen Miserere werden funfzehn, schreibe funfzehn lange Bußpsalmen nicht abgesungen, sondern nach einem und demselben Ritornell von fünf bis sechs Noten recht eigentlich abgeschrien. Nachdem dies auch den Geduldigsten während zwei Stunden gefoltert hat, kommt erst das etwa zwanzig Minuten dauernde Miserere. Dies ward nun von der päpstlichen Kapelle ohne Vergleich besser gesungen als alles was ich von ihr gehört habe, und die mir sonst unangenehmen Stimmen der Castraten, thaten bei den lang aushaltenden Noten die Wirkung von Harmonicaglocken. Dies ist ein Lob, aber meines Erachtens immer nicht das höchste, wenn Menschenstimmen wie Glocken klingen. Die Darstellung der ungewöhnlichen Musik ist nicht leicht, und bedarf einer fortwährenden Ueberlieferung; denn selbst jetzt liefen manche Fehler unter, und wenn für jeden ein Paul zur Weinkasse gezahlt wird, haben sie abends nicht Durst gelitten. Was endlich die Musik betrifft, so möchte ich sie den alten Gemälden von Mantegna, Masaccio u. s. w. gegenüberstellen, wo der tiefe Sinn und die große Eigenthümlichkeit trotz aller Mängel den Unbefangenen oft so bestimmt anspricht. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß jene alten Gemälde der Triumph aller Malerei sind, und ebenso wenig kann ich dies in Hinsicht der Musik von jenem Miserere zugeben. Von dem einfachen „Cor mundum“ von Leo und dem „Wie herrlich ist die neue Welt“ von Graun, durch größere Werke wie „Lottis crucifixus“ und Mozart's „Lacrymosa“ bis zu den zusammengesetztesten Kunstwerken von Bach, Fasch und Händel, weiß ich eine ganze Reihe von

Eindrücken, die bald einfach und tiefer, bald großartiger und erhebender waren. Es ist gewiß unrecht in jener Musik (die ich zweimal sehr aufmerksam hörte), die Quintessenz der italienischen Schule zu erblicken; schon Leo's achtstimmiges Miserere thäte recht einstudirt und recht ausgeführt gewiß größere Wirkung. — In derselben Woche hörte ich auch das „Stabat mater" von Pergolese, eine schon etwas durchsichtige und bald zu hoch, bald zu gering geschätzte Arbeit, aber die Vera-Häser und die Schönberger (also zwei Deutsche) sangen so ganz außerordentlich schön, daß mir dieser Genuß jene Sixtina ganz zurückgeschoben hat. Die Stimme der Häser ging mehr zu Herzen, als alle Glocken, und nie hörte ich einen so vollen und doch durchaus angenehmen Alt, wie den der Schönberger. An den eigentlichen Osterfesttagen ist nichts Erhebliches zu sehen, die sogenannten Functionen ausgenommen, die sich immer ähnlich sind und uns schon handliche Langeweile machen. Deshalb begaben wir uns den 5. April auf den Weg nach Tivoli, das heißt L. H., P., Walkof und ich. Durch die leidige wüste Campagna hindurch erreichten wir jenen Ort und ich fürchtete in etwas, das Lob dieser Gegend möchte wie das Lob von Albano übertrieben sein. Aber diese Furcht war ungegründet, Tivoli läßt sich auch noch nach Neapel sehen, und diese Wasserleitungen, Flüsse, Bäche und Fälle sind in dem sonst so trockenen Italien eine ungemein reizende Erscheinung. Jeder hat wol Kupferstiche der Cascatellen gesehen; aber in der Natur und im Frühlinge, zwischen dem ersten Grün und den blühenden Bäumen, dem dunkeln Epheu und den hellen Sonnenstrahlen ist es ganz etwas anderes. Wie viele Standpunkte sind überdies nicht möglich, bald von der Höhe bald aus der Tiefe, bald an der andern Seite des Thales, und wie viel Wasserfälle sind es: bei der Grotte des Neptun zwei, dann der Fall des Stroms bei der Brücke, dann die Cascaden, dann die Cascatellen.

Horaz war kein Thor, das zeigt die Lage seiner Villa mit der Aussicht auf die Cascaden viel gründlicher, als lange Commentare über seine Werke, und für das Verständniß derselben hilft das Umherschweifen in Tivoli mehr, als lange Noten. Wer das Leben nicht versteht, kann die Satiren und Episteln schwerlich fassen, dies soll aber nicht gegen Heindorf gesagt sein.

Am 6. April wanderten wir weiter (abwechselnd zu Esel) nach schönen Ueberresten von Wasserleitungen, der auf hohem Berge liegenden Villa Madama über Vicovaro, Cosimata nach Riofreddo, und am 7. April nach Carsoli. Von hier ging ich mit Walkof einen weitern Weg durch breitere Thäler, die andern auf dem kürzern steilern Wege nach demselben Ort. Die erste Straße (endlich weiß ich es gewiß) hatte Konradin eingeschlagen. Am 8. April besah ich mit Walkof das Schlachtfeld in allen Richtungen, Scurcola, Alba u. s. w. und nur nach langen Zweifeln und nach Abschüttelung aller Irrthümer, welche neuere der Gegend unkundige Schriftsteller verbreiteten, glaube ich für alle Hauptsachen die Wahrheit gefunden zu haben. Ein kleiner Grundriß und eine von Walkof gezeichnete Ansicht wird die schwierigen Ortsverhältnisse erläutern. Neben diesem streng geschichtlichen Zweck, war der Genuß in diesen Gegenden außerordentlich groß, von der Fläche des rings mit Hügeln umkränzten Celaner Sees, durch die fruchtbaren palentinischen Ebenen hindurch, über das auf einsamen Felsen liegende furchtbar, ja beispiellos furchtbar zerstörte Alba hindurch wechseln die Eindrücke, bis der hohe weitbeschneite Velino, Italien und die Schweiz zu verbinden scheint. Durch den kürzern Weg kamen wir wieder nach Carsoli und so fort bis Tivoli. Das Frühjahr war unterdessen vorgerückt und das Thal des Anio in seiner größten Pracht.

Der Cardinal Consalvi an Bartholdi wegen Raumer.

Dalle Stanze del Vaticano.

Desiderando il sottoscritto Cardinale Segretario di Stato di corrispondere alle premure di VS. Illma, ha fatto presenti i desiderj del Sig[e] Barone di Raumer al Santo Padre, il quale si é degnato di permettere che siano rese ostensibili' al Sig[e] Barone le Carte dell' Archivio Vaticano che desidera vedere et per questo oggetto il Sig[e] Barone si dirigera a Monsig[e] Marini Archivista, il quale e stato contemporaneamente prevenuto dal sottoscritto, e gl' indichera quali siano precisamente i manoscritti che brama di consultare, affinché si abbia il commodo di invenirli, non essendo ancora compitamente ordinate le carte ricuperate da Parigi, e quindi gli saranno dal medesimo comunicati successivamente con le solite cautele prescritte dalle Costituzioni Apostoliche. Nel dare a VS. Illma questo riscontro il Cardinal sottoscritto Le rinuova le assicurazioni della sua vera stima.

C. Card. Consalvi.

Rom, den 2. Mai 1817.

Ueber Katholicismus und Protestantismus habe ich mich mit Herrn A. Marini umständlich besprochen, der, um zu meiner Bekehrung mitzuwirken, mir die Bildnisse aller Generale der Jesuiten geschenkt hat, die Du in Deinem ästhetischen Kunstzimmer neben der Rafaelischen Madonna aufhängen könntest. Er wunderte sich daß die protestantischen Reiche, Städte,

Dörfer u. s. w. dem Papste nach seiner Rückkehr noch keine Gesandtschaft geschickt und um Wiederaufnahme in die Kirche gebeten hätten; sie wären aus dem Hause herausgetreten, müßten also auch den Eintritt nachsuchen. Ich erwiderte ihm: „Das alte Haus sei baufällig gewesen und sie hätten sich ein neues gebaut.“ Auf alle gründliche Beweise daß die Katholiken recht hätten, wandte ich nichts ein, versicherte ihm aber, „zunächst verhinderten drei Dinge jede Vereinigung in größerer Zahl: der Gottesdienst in fremder Sprache, das Verbot des Bibellesens und das Cölibat“. Er meinte hierauf: „Die Juden hätten ja auch ihre babylonischen Weiber und Kinder nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft weggejagt“, wogegen ich sagte: „Erstens sind unsere Geistlichen keine Juden, zweitens ihre Weiber keine Babylonierinnen, und so sehr auch der alte Haß gegen Papst und Cardinäle mit Recht geschwunden ist, so gibt doch kein Prediger eins seiner Kinder für das ganze Collegium.“ — Einen andern machte ich darauf aufmerksam, daß bei uns ohne Vergleich weniger Verbrecher wären, keine Unsicherheit der Straßen u. s. w., was er mit großem Scharfsinn folgendergestalt erklärte: „Gott sieht daß es mit den Protestanten gar jämmerlich steht, hat aber nach seiner Barmherzigkeit und um sie nicht ganz zu verderben, dem Teufel verboten, sie in Versuchung zu führen. Die Katholiken dagegen, welche vom wahren Licht erleuchtet und mit allen Hülfs- und Gnadenmitteln der Kirche so reich ausgestattet und verpalissadirt sind, darf der Teufel versuchen, wobei denn freilich manche unterliegen, aber immer noch vortrefflicher daran sind, als die unversuchten Protestanten.“ — — — — — —. Wie oft bin ich Michel Angelo's vornehme Treppe des Capitols hinabgestiegen, den marmornen Kolossen vorüber, die edle Bildsäule Marc Aurel's begrüßend, den Tarpejischen Felsen zur Seite lassend, wieder hinab zum Triumphbogen Sever's, den Tempeln der Concordia, des Jupiter, des An-

tonin, dem Bogen des Titus und Konstantin, dem Friedenstempel, dem Coliseum. Diese wenigen Morgen Landes, der Vatican und die Peterskirche, sie wiegen ja mehr als einen ganzen Welttheil auf. Die immer Gegenwärtigen mögen dadurch gleichgültig, oder durch die Uebermacht niedergedrückt werden; auf den Fremden muß es erregend wirken und fürs ganze Leben unvertilgbar, immer jugendlich fortwirken. So hoffe ich, wenn ich auch abgereiset bin, mehr in Rom zu bleiben, als mancher Römer.

Raumer an Solger.

Rom, den 2. Mai 1817.

— — — Canova ist gewiß im Vergleich mit seinen nächsten Vorgängern, ein großer Künstler, er hat den Bernini'schen Fratzen ein Ende gemacht, und es ist thöricht, wenn jetzt junge Klügler thun, als könne er keinen Finger bilden; daß aber Thorwaldsen ihn in jeder Beziehung überflügelt hat, leidet gar keinen Zweifel. Diesen habe ich in der letzten Zeit öfter gesehen, zum Theil wegen des schlesischen Plans*), Blücher eine Bildsäule zu setzen. Er ist bereit, eine solche zu Pferde zu modelliren, und fordert dafür verhältnißmäßig eine so geringe Summe, daß er in gleicher Zeit gewiß weit mehr verdienen könnte. Aber er freut sich der Aufgabe, will für seinen Ruhm das Werk unternehmen, und wenn die Schlesier nicht thöricht sind, so thun sie alles Mögliche, vielleicht das größte Kunstwerk der neuern Zeit in ihre Hauptstadt zu bekommen. Sehr habe ich mich gefreut, daß Thor-

*) Dies unterblieb, weil nur gekrönte Häupter dürften auf ein Pferd gesetzt werden.

waldsen der Theorie widerspricht, deren ich schon in meinen frühern Briefen erwähnte, als wäre die Bildhauerei blos auf die alten Götter angewiesen. Die Patriarchen, Christus, Maria, Johannes, die Apostel gäben die trefflichsten Gegenstände; es fehle nur an Bestellern und Abnehmern, und er hoffe an Christi Einzug in Jerusalem zu zeigen, daß er ebenso gut ein christliches Basrelief zu machen verstehe, als an dem (bewunderten) Zuge Alexander's ein heidnisches. Freilich solche abgemagerten Fratzen, als uns manche jetzt wieder unter dem Namen von Christus einschmuggeln wollten, können die Bildhauer nicht brauchen oder bilden; sie verschmähen so viele unkünstlerische, häßliche und dennoch gemalte Geschichten von Märtyrern, Tortur u. dgl., aber es bleibe noch immer ein großer und echter Reichthum. So sah ich bei Thorwaldsen einen Taufstein mit vier sehr schönen Basreliefs, Johannes, der Christus tauft, Maria mit Christus und Johannes, Christus, der die Kinder segnet, und drei gen Himmel schwebende kindliche Engel. Mündlich mehr hiervon.

Meine Verehrung für Michel Angelo hat keineswegs abgenommen, aber nur wenige (z. B. Cornelius) wissen diesen Riesen zu würdigen; und fälschlich halten sie sich nur an das jüngste Gericht, diesem Werke der übermüthigsten, mitunter fast rasenden Kraft, und sehen von den andern Gemälden in der Sixtina, den Sibyllen, Propheten u. s. w. ganz ab, als wären sie nicht da. Und gerade hier und in den Bildern, wo Gott die Lichter theilt, den Menschen schafft u. s. w., ist die bloße virtus in wahre Erhabenheit übergegangen. Glauben Sie ja nicht, ich wolle hiemit Rafael zurücksetzen, dieses reichste Gemüth, diesen Brunnquell von Schönheit.

Raumer an seine Schwester Agnes.

Rom, den 3. Mai 1817.

— — Gestern hatte ich eine große Fehde mit einem österreichischen Fräulein, welche ihr Vaterland und Deutschland überhaupt, gegen Italien jämmerlich herabsetzte. Ich ließ dem letzten alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren, und wie in mancher Beziehung Italien schlechthin einzig in seiner Art sei; als sie mir aber weismachen wollte, die freien österreichischen Bauern und die herrlichen Tiroler wären arm, elend, häßlich, gegen die italienischen Landleute, als sie sogar mehr Bettler und Räuber in Deutschland, als in Italien finden und das neue, frische, gesunde Leben eines ganzen Volks mit alten Ziegelsteinen aufwiegen wollte, da gingen mir die Geduld und die halb beistimmenden Redensarten aus, und es kam zu einer herzhaften Rede, welche das arme Fräulein ohne Barmherzigkeit aus allen falschen Stellungen herausjagte. Sollen wir nach Ablegung der französischen Aeffereien nun eine ähnliche italienische Krankheit bekommen? Zwar wird sie weniger allgemein und gefährlich sein, aber in Verbindung mit falschen, unduldsamen Kirchenansichten könnte die Sache doch arg genug werden. — —

Raumer an seine Frau.

Florenz, den 14. Mai 1817.

— — — Am 11. Mai fuhren wir über Montevarchi nach Florenz. Von dem Augenblicke, wo das Toscanische

beginnt, scheint der Fleiß zuzunehmen und die Bettelei wird geringer. Die letzten schlechten Jahre haben manchen auch hier verarmen lassen, aber es zeigt sich doch ein großer Unterschied in dem Sinn und Wesen der Einwohner und in der Einwirkung der Regierung. Das weite, mit vielen Seitenthälern verzierte Arnothal ist aufs sorgfältigste angebaut, und erscheint lustiger, als manche andere italienische Gegend, weil die Gegenstände der Cultur mannichfaltiger sind. Neben dem Weizen sieht man auch Roggen, Klee, Saubohnen, Lein u. s. w.; wogegen Neapel fast nur Weizen und die Lombardei nur Weizen und Mais zeigt. Der Dünger wird sorgfältig gesammelt und benutzt, und während in Rom alle Straßen damit verziert und durchräuchert sind, gehen in Florenz ununterbrochen Leute mit Karren und Besen umher, welche auch das Geringste wegkehren, wodurch die Stadt fast das Ansehen holländischer Reinlichkeit gewinnt. Zwischen jedem Feldstücke stehen Bäume, meist Ulmen oder Ahorn, die man regelmäßig gezogen hat, sodaß sie etwa 15—20 gleich lange Zweige regelmäßig in die Höhe strecken, und die Gestalt eines umgekehrten inwendig hohlen Hühnerkorbs darstellen. An jeden dieser Zweige ist eine Rebe festgebunden, die sich mit der Spitze zur Erde senkt. Jetzt, wo das Laub überall durchbrach, gaben Feld, Bäume und Reben einen ungemein heiteren Anblick, doch bleibt es ganz eigenthümlich, daß während der Roggen schon lange Aehren hat, Feigen, Maulbeeren und manche Eichen noch laublos dastehen.

Turin, den 5. Juni 1817.

— — — Ueber Napoleon's Einzug in Grenoble u. s. w. wußte der Genfer Coindet mehreres von einem Augenzeugen.

N. stieg bei der Ankunft vom Pferde und ging allein auf dem Platze auf und ab, dann ließ er die Soldaten zusammenrufen, und redete viele einzeln an: „Warst du nicht mit mir bei Marengo? Fochtest du nicht mit mir bei Austerlitz“ u. s. w. Dann das bekannte Wort über die Bourboniden: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.“ Aus Lyon hatte nur ein von den Bourboniden ganz unabhängiger Mann sich an sie angeschlossen und sie begleitet. Napoleon erfuhr's und sagte: „Es ist ein Mann von Charakter, schickt ihm das Kreuz der Ehrenlegion.“ Als Ney seine bekannte Proclamation verlesen, warfen alle Soldaten die Lilien ab, und die seit einem Jahre in den Hüten und Mützen verborgenen Adler wurden aufgesteckt. Es war ein Triumphzug sondergleichen bis Paris. — — — Heute wird hier in Turin das Fronleichnamsfest mit großen Umzügen gefeiert. Aus den Fenstern der Hauptstraßen hatte jeder, fromm oder eitel, oder beides zugleich, herausgehangen was er hatte, von schön gewirkten Tapeten bis zu alten schmuzigen Bettdecken. Der Zug war zahlreicher, als mir zeither einer vorgekommen, und man sah eine Musterkarte von geistlichen und halbgeistlichen Uniformen. Mönche, Weltgeistliche, Kanonici, Brüderschaften, Nonnen, Beamte, Advocaten, Professoren u. s. w. mit sehr verschiedenen Abzeichen. Sonderbar nahmen sich die in eine Art feine graue Leinwand ganz eingehüllten weltlichen Damen aus, wenn aus jener Verpuppung ein bunt geputzter Arm hervorguckte, der mit einem großen Fächer der armen Verpuppten in der argen Hitze Kühlung zuwehte. Die schönsten Caricaturen gaben aber die Beamten und die Universität. Du weißt, wie sich diese schon bei uns drollig ausnimmt, sobald sie sich einmal in Masse putzt; hier aber trug jeder eine gewaltige Alongenperrüke auf dem Kopfe und allerhand anderes Brimborium am Leibe, sodaß für Hogarth eine reiche Ernte gewesen wäre. Jeder Theilnehmende hatte ein großes

Wachslicht in der Hand, und neben den meisten gingen schmierige Straßenjungen her, welche theils auf Papier, theils aber in die bloße Hand, die Wachstropfen auffingen. Einige arme Mitzügler hielten, wie es schien, das Licht vorsätzlich so schief, daß das Wachs für das mitlaufende Söhnchen ununterbrochen laufen mußte; wogegen es eine Dame übel nahm, daß solch ein Wachsjäger unmittelbar Hand an ihr Licht legte, um das Abgelaufene abzubrechen. Sie gab ihm mit ihrem großen Fächer einen solchen Schlag auf den Rücken, daß die ganze Straße schallte. Fürs Ohr gab's überhaupt mannichfache Genüsse: Läuten, Bimmeln mit den Glocken auf eine Weise, die man bei uns gottlob nicht kennt, angeblich geistlicher Gesang, aber kein Ton rein und richtig, und wenn vorn aus d gesungen wurde, so hoben die funfzig Schritt darauf Folgenden in dis und die wiederum Folgenden in e an. Zwischendurch wiederum anders gestimmte Kriegsmusik von Trompeten und Hörnern, von Trommeln und Pfeifen, Schießen, Hundegebell und das alles gleichzeitig! Kurz in meinem Leben habe ich ein solches Treiben nicht gesehen, und solch Charivari nicht gehört. Religiös ist mir dabei, ich muß es ehrlich bekennen, nicht zu Muthe geworden, auch einem meiner Nachbarn nicht, der da meinte: „es sei heute in der Stadt nichts Neubackenes, außer der buon dio. Sonst war das Ganze einmal recht ergötzlich anzusehen, und die Gelegenheit bequem, alle Einwohner der Stadt im Putz auf den Straßen beisammen zu finden. Es ist sehr schwer, solchen umständlichen geistlichen Maßregeln und Anstalten die rechte Würde und Einheit zu geben, oder die ursprünglich bezweckte Würde zu erhalten. Das Ganze fällt gar zu leicht in äußerliche Spielerei auseinander und der weltliche Spaß gewinnt die Oberhand; oder das Gedränge und die Hitze behindern jeden ernsten Gedanken und was der nahe liegenden Hindernisse und Uebelstände mehr sind. In Italien sind Kirchendienst und

Processionen ein Theil der ästhetischen Schauspielerei, aus diesem Gesichtspunkt werden sie angeordnet, betrachtet und beurtheilt. Und so läßt es sich denn auch ausführen. — — —

Am 8. Juni ging's den Cenis hinauf. Die Straße ist nicht so großartig und schauerlich und kühn, wie der Simplon; aber dennoch bleibt das, was die Franzosen auch hier gethan haben, bewundernswerth genug. Den größten Eindruck macht ein Thal schon auf bedeutender Höhe. Schneewände, durch Menschenhand senkrecht abgeschnitten, lagen zur Seite des Weges, drüber hinaus Felswände mit vergänglichem Schnee bekränzt, und in größerer Entfernung höhere Berge, deren ewiger Schnee sich grell gegen den dunkelblauen Himmel abschnitt. Der Winter hatte einen Theil der Straße und ein Haus zerstört, weshalb der Weg tiefer ins Thal hinabgelegt war, und durch eine grüne mit raschen Bergwässern bekränzte Wiese ging. Dann stieg er wieder im Zickzack hinan und der Hauptquell stürzte durch vier übereinander gebaute Brücken bis in die Tiefe hinunter. Eine furchtbare Einsamkeit, und doch schien die Natur lebendig; so laut tönten die Gewässer und so rasch und beweglich stiegen und senkten sich die leichten Wolken, oder schwebten fast scherzhaft an den Bergen hin und wieder, hier den Felsen, dort den Quell, ja den ewigen Schnee begrüßend und neckend. Auf der Höhe findet sich sonderbar genug eine lange Ebene und ein See, dann aber geht's durch das wilde Thal der Arc rasch hinunter bis Lasnebourg. Das Wasser des Arc ist fast schwarz, die Gegend erinnert an Wallis, aber leider auch die Menschen mit Kröpfen und jämmerlichen Gesichtern. Aus dem Thal des Arc geht's in das Thal der Isere nach Chambery, welches zwischen mannichfachen Anhöhen sehr angenehm liegt.

Raumer an seine Tante Marie.

Bern, den 20. Juni 1817.

— — Viele Reisende, welche Geld und Zeit aufgetrieben, Italien zu sehen, lassen bei der Rückkunft blasende Postillone voranreiten, und machen Berichte wie von gewonnenen Schlachten. Dieser Ton ist mir nicht genehm. Die verschiedenartigsten Töne wären vielmehr anzustimmen; aber das macht gerade die Verwirrung, und so kann ich Eindruck und Erinnerung nicht kürzer und besser bezeichnen, als damit daß er tragisch sei, daß Italien mit seiner Geschichte und Gegenwart mir wie eine große Tragödie vor Augen steht. Welche glanzvolle Herrlichkeit, welche dunkle Schlagschatten, welche finstere Nacht, und so Freude, Besorgniß, Leid. Indem sich hier nichts Einzelnes zeigt, sondern alles zu einem großen Ganzen zusammentritt, wird das Gemüth so viel mannichfacher, so viel tiefer bewegt, als bei dem bunten Flickwerk, an dem sich das Auge anfänglich ergötzen kann, der ganze Mensch aber recht eigentlich flach und verwirrt wird. Das einzige romantische Venedig und sein Untergang, das einsam wüste Rom, und daraus hervorschlagend die ewigen Lichtflammen der höchsten Kunst. Die Wunder Neapels und die Ameisenhaufen jämmerlicher Menschen, dies und Unzähliges steht so eng, so untrennlich nebeneinander daß ich tief bewegt und fast nicht ohne Thränen daran denken kann, und nicht weiß, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes, oder beides zugleich sind. Die Höhe und Vollendung, sowie die Ausartung und der Verfall, stehen mir so lebhaft vor Augen, daß ich kaum glaube, die Zeit könne die Erinnerung schwächen.

Raumer an seinen Vater.

Bern, den 21. Juni 1817.

— — Diesseit der Alpen erhielt alles sogleich ein anderes Ansehen. Von Kunst ist nicht mehr die Rede, wol aber noch von Wissenschaft; die Geistlichen treten in den Hintergrund, dagegen zeigt sich mehr Anwendung der anerkannten Grundsätze, und während in Rom die Hunde in der Messe zur Beförderung ihrer Verdauung auf und nieder spazieren, durften wir Sonntag Vormittag nicht in Iverdun hineinfahren, damit der Lärm den Gottesdienst nicht störe. Die Natur ist verschieden, denn es fehlen die glühenden Farben und Lichter und Gewächse des Südens; wogegen die großen frischen Wälder, die unzähligen Quellen, Bäche und Flüsse und ein mannichfaltiger, mehr durch Menschengeist erschaffener Landbau hervortritt. Ein Großes, recht in die Augen Fallendes haben wir aber zum voraus: das Landvolk. In Italien fehlt dies, es fehlen eigentliche Dörfer ganz, und Sie glauben nicht wie erfreulich mir die ersten Wirthschaftshöfe, im Gegensatz der großen italienischen Villen, waren, diese Steinwüsten, wo weder Menschen noch Vieh sich wohl befinden, ja wo sich überhaupt oft weder Menschen noch Vieh vorfinden. Wenn's hoch kommt sind einige Zimmer mit steinernen Köpfen bevölkert, vor denen man, so schlecht sie auch oft gefertigt sind, doch den Hut abziehen soll.

Raumer an seine Frau.

Aarau, den 6. Juli 1817.

Meinen letzten Brief beendete ich in Schwyz unter vielem Regen, doch heiterte es sich allmählich so weit auf, daß wir den 2. Juli nachmittags nach dem Rigi aufbrechen konnten. Von oben war's trocken, von unten desto nässer, und dieser sonst bequemere Weg dadurch beschwerlich genug. Um den Sonnenuntergang noch zu sehen, strengten wir uns zuletzt sehr an, unsere Bemühungen wurden aber auch reichlich belohnt. Nach dem ebenen Lande zu stand die Sonne, eine ungeheuere Feuerkugel von einem Kreise vielfarbig leuchtenden Nebels umgeben, über ihr ein langer, scharf abgeschnittener schwarzer Wolkenstrich. Näher am Rigi steigen aus allen Schluchten die leichtesten, weißen Wölkchen empor, wechselten von Augenblick zu Augenblick ihre Gestalten, schwebten auf und ab, jetzt nach dieser, dann nach jener Seite, vereinten sich, trennten sich, ein Elfentanz wunderbarer und schöner, als alle Menschenballete. Bald traf das Licht der Sonne die Wölkchen mehr, bald weniger; jetzt verschlossen, dann öffneten sie die Aussicht über die großen Ebenen, und Hügel und Wälder und Seen. Während man staunend die überreiche Landschaft betrachtete, hatte ein Windstoß das leichte bewegliche Wölklein über den Kamm des Berges getrieben, und mit Windesschnelligkeit eilten sie zu einer zweiten, dritten Bergspitze, und umhüllten sie in dichten, milchweißen Schleier, bis sie plötzlich wiederum aufbrechend, in noch größere Fernen zogen. Die Sonne ward unterdessen klarer, und warf nach einzelnen Gegenden des Landes und der Berglehnen ihre gerötheten Strahlen, wodurch diese im Gegensatz von andern beschatteten ernsten Theilen, in lebendigster Heiterkeit heraustraten. Gleichzeitig begann nun erst in allen Wolken ein Farbenspiel,

von dem hellsten Weiß durch alle Abstufungen von roth, gelb, purpur, dunkelblau, bis zu dem dunkelsten Schwarz, was auf den Hochgebirgen des Oberlandes lastete. Erst als die Sonne untergegangen war und alle Gestalten und Farben sich in nächtliches Dunkel verloren, gingen wir zum Wirthshause, welches sich jetzt auf dem Culm befindet, hatten aber bei den zunehmenden und den auf den hohen Bergen gelagerten Wolken, fast keine Hoffnung, am andern Morgen irgendeine Aussicht zu genießen. Daher, welch freudiges Erstaunen, als wir den ganzen Umkreis in der allerhöchsten Klarheit und auch nicht ein Wölkchen am ganzen dunkelblauen Himmel fanden. Sowie die Sonne links vom hohen Sentis emporstieg, so wurden nach und nach die Bergspitzen von den höchsten zu den niedrigen beleuchtet und ihre ungeheuern Schneeebenen traten glänzend heraus, während die steilsten vom Schnee unbedeckten Felswände, wie scharf abgeschnittene schwarze Schatten sich dazwischen hinzogen. Das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, das Wetterhorn, der Mönch, der Eiger, die Jungfrau bis Blümlisalp, ja endlich bis zum Pilatus, lag alles in einer unglaublichen Klarheit vor uns, und ein sehr gutes Fernrohr, welches wir vorfanden, sowie ein vom Rigi gezeichnetes Panorama, half dem Genusse, wie dem Verständnisse bedeutend nach. Der Sentis, Glärnisch, der Hacken und Mythen lagen im Schatten, über das ebenere Land zog sich ein leichter Morgenduft. Alles trug dazu bei, die Mannichfaltigkeit und Schönheit zu erhöhen. Auf unserer ganzen Reise haben wir nur ein Panorama gefunden, was in seiner sehr verschiedenen Art sich mit dem des Rigi messen darf, nämlich das von den Camaldulensern bei Neapel, wo Meer und Inseln, und der feuerspeiende Vesuv, und die gewaltige Stadt, den Seen, Matten und Schneealpen an Schönheit und Erhabenheit wetteifernd gegenübertreten.

Basel, den 7. Juli 1817.

— — Von ihr und andern habe ich manches über Frau von Krüdener gehört. Sie besitzt eine große Gabe zu reden, und weiß die alte Gewandtheit einer Weltdame mit der angeblichen Begeisterung einer Heiligen wohl zu verbinden. Sie hält sich weder zu den Katholiken, noch zu den Protestanten, spricht indessen, den Verhältnissen nach, bald diesen, bald jenen genehmer. Die Almosen und Speisungen, welche sie den Armen austheilt, sind bedeutend. So unschuldig, ja trefflich dies alles aussieht, hat man sie doch aus dem Badenschen und aus Basel verwiesen und heut wird sie durch Gensdarmen über die luzerner Grenze gebracht, da sie auf alle höflichern Weisungen nur geantwortet: „Der Heiland habe ihr noch nicht eingegeben, daß es die rechte Zeit sei.“ Die Obrigkeiten haben aber ganz recht: sie wollten ihr gestatten, in ihrer Wohnung Andachtsübungen zu halten, und verlangten daß in Hinsicht der Austheilungen an Arme eine gewisse Ordnung eintrete; damit war aber Frau von Krüdener nicht gedient, welcher nach allen Aeußerungen hauptsächlich daran liegt, das Ungewöhnliche zu thun und Reden und Aufsehen zu verursachen. Die Begeisterung machte nicht Halt bei ihr, sondern auch andere, bis zu Tirolermädchen und Schneidergesellen, fingen an zu predigen und die Welt zu erlösen. Ein dergleichen Prophet streckte die Arme weit auseinander und rief: „O Natur, ja Natur du bist schön, ja schön, auch die Engel im Himmel, laßt uns niederfallen!“ Und burdautz legt sich nun die ganze Versammlung lang zur Erde nieder, bis der Schneiderprophet es bequemer findet, aufzustehen. Mehrere hundert Bettler, Vagabunden, Gaudiebe haben sich um Frau von Krüdener versammelt, welche von ihr nun zwar einmal zu essen bekommen, dann aber Gärten und Felder,

wie die Heuschrecken ausplündern und die nächsten Orte jämmerlich ausbetteln. Die Zuziehung der Prediger und Obrigkeiten ward aber um so mehr mit vollem Rechte verlangt, da Frau von Krüdener eine besondere Armenzeitung herausgab, und damit übereinstimmend predigte. Von Gott und Christus und Religion ist darin so viel die Rede, als im Jahre 1789 in den französischen Marktreden von Freiheit und Gleichheit; zu gleicher Zeit aber sagt sie den Armen die gefährlichsten Dinge, welche Plünderung der Reichen und Aufstand gegen alle bürgerliche Ordnung sehr leicht zur Folge haben könnten, besonders in solcher Hungerszeit. Dieser Ton ist aber um so verwerflicher, da die Regierungen und die Wohlhabendern in der ganzen Schweiz die größten und außerordentlichsten Anstrengungen gemacht haben, um die Aermern auf alle Weise zu unterstützen, und die Geistlichkeit keineswegs ihren Gemeinen so entfremdet ist, daß Schneiderlein und Weltdamen sie ersetzen müßten. Für mein Theil will ich gern glauben, daß Frau von Krüdener ihres alten Wandels überdrüßig ist und dafür aufrichtig Buße thun möchte; aber die Ansichten sind übertrieben, und die Mittel einseitig und verkehrt, wie es gewöhnlich geht wenn Eitelkeit im Hintergrund lauert, und das Leben eines Menschen in zwei Stücke bricht, wo das zweite ganz das Gegentheil des ersten sein soll. — Sie hat Pestalozzi besucht und ihn sehr gescholten, daß er die Jugend durch Umwege zu Gott führe. — Haben Sie mich verstanden, fragt sie nach großen Reden, und Pestalozzi antwortet weinend (die Hand auf die Brust legend): „Hier offen, aber (die Hand vor die Stirn legend) hier zu!“ Sobald sie aber zur Thür hinaus war, ist alles, wie Wasser am Wachstuchmantel abgelaufen, und er hat sich ganz unbekümmert und heiter fortbewegt. Sehr lustig sei es gewesen, als er in seinem schweizer Deutsch (ihr unverständlich) seine Methode ent-

wickeln wollen: „Lug sy, Frau Krudener, mit mien Bub, da geht's so" u. s. w.

Raumer an seine Schwester Agnes.

Strasburg, den 12. Juli 1817.

— — Unsere Reise durch die Schweiz war im ganzen sehr angenehm, obgleich es in Lauterbrunnen regnete, und wir auf dem Grimsel einen Tag still liegen mußten. In der fürchterlichsten Einöde von Schnee und Eis, ein furchtbares Gewitter mit Sturm und Regen. Noch mühsamer war fast das Ersteigen der Furka, aber die ungeheuere Aussicht nach dem Crispalt und Gotthard von einer, nach dem Finsteraarhorn auf der andern Seite, lohnte für jede Anstrengung. Niemand hatte in diesem Jahre vor uns die Grimsel und Furka bestiegen, stundenlang gingen wir bis über die Knöchel, oft fielen wir bis an die Knie in den Schnee. Die Furka hinauf hatten wir einen Maulesel für unsere Sachen genommen, und um ihn abwechselnd zu reiten. Als ich darauf saß, fiel er vorn bis an den Hals in den Schnee, sprang dann mit großer Anstrengung heraus, sprengte aber dabei das Sattelgurt, sodaß ich mit Mantelsack, Flaschen und Eßwaaren hoch durch die Luft flog, und dann den Abhang hinunter in den Schnee fiel. Wäre dieser, wie des Morgens früh, hart gefroren, oder wären gar Felsen in der Gegend gewesen, ich hätte Hals und Bein gebrochen. Die Schärfe der Luft, die abwechselnde Hitze, Kälte und Nässe, hatte mir und L.'s Gesicht, Hals und Arme so aufgezogen, daß sie ganz dunkelroth wurden und gewaltig schmerzten, als wären sie mit kochendem

Wasser begossen. Erst nach mehreren Tagen nahm der Schmerz ab, und wir haben uns ganz gehäutet, wie nach einem Scharlachfriesel.

Raumer an seine Frau.

Dessau, den 31. August 1817.

Vorgestern waren wir in Wörlitz. Wie sehr wünschte ich Dich herbei. Der Garten hat fast nie einen so überaus heitern und angenehmen Eindruck auf mich gemacht und anstatt nach so vielem Sehen anderer Gegenden zu verlieren, ist mir die Eigenthümlichkeit dieser Schöpfung noch werther geworden. Wie schlecht ist dagegen Schwetzingen. Das Verkehrte dachte ich mir leicht aus Wörlitz hinweg, das Sonderbare erschien mir in romantischem Lichte, die Kritik schwieg, und so gehört dieser Tag zu den erfreulichsten der Reise. Die Wasserfahrt über den friedlichen See in der mildesten Witterung, war überaus erquickend, und gäbe ich auch den Garten preis, so bliebe doch das ganze übrige Land als ein Garten übrig. — Das Andenken an den alten Herzog war bei jedem Schritte lebendig. Er hatte Fehler, aber wie viel Treffliches er geleistet hat, zeigt am deutlichsten die Vergleichung mit andern Fürsten und andern Staaten. Und wiederum nur in kleinen Staaten ist solch ein Fürst und solche Wirksamkeit möglich. Als der Vater zuletzt bei ihm war, wollte er ihm die Hand küssen; der Herzog aber litt es nicht, sondern sagte, „er solle seinen Kopf an den des Herzogs legen, und so wollten sie voneinander Abschied nehmen“. Die beiden alten Männer haben dabei geweint, wie die Kinder, und dann sich gefaßt wie Männer. Man hört auch nicht Einen, der dies

Gefühl der Anhänglichkeit, des Schmerzes, der Dankbarkeit nicht theilte. Wie rührend und erfreulich ist dies, wenn man an die allgemeine Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit der Verhältnisse denkt, die sich fast in ganz Europa zwischen Herren und Unterthanen aussprechen.

Der Minister von Schuckmann an Raumer.

Berlin, den 11. November 1817.

Sie werden nicht geahndet haben, daß Ihr Brief an mich vom 3. d. Mts. ein Valetbrief sei, an dem Tage geschrieben, an welchem meine Entfernung von dem Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts vollzogen ward. Damit Sie nicht glauben, daß ich das Unterirdische dem Ueberirdischen, und den Dienst des Pluto dem des Apollo vorziehe, muß ich Ihnen sagen, daß ich an dieser Veränderung absichtlich nicht den mindesten Antheil habe, sondern sowie das Publikum, am 4. damit überrascht worden bin. Da Seine Majestät auf meine Anfrage, ob Misfallen über meine Amtsführung die Ursache sei, indem ich dann sehr gern bereit sei, solche ganz abzulegen, mich in sehr gnädigen Ausdrücken das Gegentheil versichert hat; so bin ich über die Beweggründe nicht belehrt, und habe nur die bisherige seltene Dauer dieses meines Berufs, seit dem Jahre 1810, mit Dank zu erkennen. Der Wahrheit bin ich es aber auch schuldig zu sagen, daß Herr Minister Altenstein hiebei ebensowol überrascht worden ist, als ich. Diese officielle Veränderung hindert jedoch nicht, daß ich an dem Inhalte Ihres Plans lebhaften Antheil nehme, und Ihnen für das Vergnügen, welches mir diese Mittheilung gemacht hat, recht herzlich danke.

Ich sehe die Beförderung Ihrer Reise allerdings als einen Theil des Guten an, welches ich in diesem Beruf zu bewirken strebte, und habe ich dessen nicht viel vermocht, so scheide ich doch mit dem Bewußtsein, es überall ohne Einseitigkeit und Befangenheit von ganzer Seele gewollt zu haben, und werden alle, die mit regem Eifer an Veredlung der Menschen durch rechte Wissenschaft arbeiten, wie Sie, von meiner innigsten Theilnahme, so lange ich lebe, begleitet sein.

Tieck an Raumer.

Ziebingen, den 21. December 1817.

Geliebter Freund!

Um nur noch Ihre verlangte 1817 als ein redlicher Mann zu erfüllen, nehme ich, da ich keine sonderliche Wahl mehr habe, lieber den allerkürzesten Tag, um nur nicht in die Gefahr zu kommen, meinen Brief bis zum allerlängsten aufzuschieben, wenn ich das neue Jahr erst wirklich herantreten ließe. Meinen herzlichen Dank für die Freude, die Sie mir durch Ihren lieben Brief gemacht haben. Können Sie die Zeit und Lust gewinnen, mich öfter so angenehm zu überraschen, so kann ich Ihnen dagegen die Versicherung geben, daß jeder Ihrer Briefe mir eine wahre Herzstärkung ist, deren ich in meiner Kränklichkeit, Unbeholfenheit und vielfachen Planen und Arbeiten recht sehr bedarf. Könnte ich doch nur Ihren oder unseres Solger stetigen und ruhigen Fleiß gewinnen: allein seit meiner frühen Jugend ist dies eins meiner größten Leiden, daß ich nur selten meiner Laune gebieten kann, in Träumen, Planen, Wünschen und oft unfruchtbaren

Studien lebe, und dann plötzlich wie im Sturme und dann zu viel und zu schnell arbeite. Wenn Sie einen Sohn haben, erziehen Sie ihn zur Ordnung. Aber es hilft auch nicht immer; denn bei mir ist von der Seite von meinen Aeltern und Vorgesetzten das Hinlängliche geschehen, und doch ist es der Mangel dieser Fähigkeit, welcher mir so oft mein Leben am meisten verkümmert hat.

Was Sie von der Unlust oder Lust schreiben, sich in vielen Stunden blos der Freude und der Passivität an dem, was schon da ist, hinzugeben und am eigenen Hervorbringen verzweifeln, verstehe ich so ganz, weil ich diesen Zustand ebenfalls oft erlebt habe. Aber dennoch glaube ich, daß nur derjenige wieder eine volle und wahrhaft befriedigende Lust an den großen Hervorbringungen der Vorzeit empfinden kann, in dem das eigene Talent dadurch zum Bewußtsein kommt. Der Stachel eigener Productivität ist es doch wol, was unsern Enthusiasmus wach erhält, und so ist immer das Selbstschaffen nur die Gewähr und der Beweis für das Verständniß. Darum sollen Sie nie ermüden. Ich mag nicht sagen, seit ich Ihren ersten Kreuzzug gelesen habe, wie viel ich von Ihnen mit Sicherheit erwarte, weil Sie es, da wir uns noch wenig persönlich kennen, für Schmeichelei oder Complimentensucht halten möchten, denen ich nicht ergeben bin. Ich glaube wol, daß Breslau Sie bisweilen drückt, aber jedem Talente ist vom Schicksal auf eine oder die andere Weise gegenüber, etwas Niederziehendes in die Wagschale gelegt, damit wir uns nicht überheben: ich wenigstens, wenn ich in Gegenwart oder Vorzeit herrliche Talente kennen lerne, suche gleich, um sie mir zu vergegenwärtigen, wer sie denn wol recht geärgert, gebeugt, und an sich irre gemacht hat?

Wenn Sie mir nur bald von Ihrer Handschrift etwas könnten zukommen lassen, mehr um mich zu belehren, als daß ich Ihnen über Ihre Arbeiten irgendetwas Befriedigendes

sagen könnte, wenn nicht das rohe Urtheil eines Laien, der sich nicht entwöhnen kann, aus der Poesie heraus die Dinge anzusehen, Ihnen annehmlich sein könnte. Denn in der Geschichte wenigstens sollten sich freilich Dichter und Geschichtschreiber nicht mehr feindlich gegenüberstehen; dies ist ein Punkt, wo wir beide in unseren Ansichten einig sind, und dies bringt mich auf meine geschichtlichen Plane. — — — Mir bleiben Shakspeare's Bürgerkriege das größte Muster, wir haben kaum in der deutschen Geschichte irgendwo einen Moment des Lustspiels: die Hohenstaufen sind in der Heiterkeit erhaben, im Fall tragisch, wie nur etwas im Alterthum. Karl der Große ist rein groß, und Heinrich der Vogler mir der heiterste Moment, so schlicht und einfach, daß etwas Aehnliches in Heinrich IV. sich nirgends denken läßt.

Sehr froh bin ich, daß Ihnen der „Fortunat" heitere Stunden gemacht hat, Sie haben sich durch die Gespräche der fingirten Gesellschaft irre führen lassen, deren Urtheile nicht immer die meinigen sind; denn ich gestehe Ihnen unter uns, daß ich den zweiten Theil dieses Gedichts über den ersten setze, doch wird der erste die gewöhnlichen Leser mehr befriedigen. Spaß verstehen an der wahren Lust, Lust haben, ist auch eine Kunst: wenn ich dichten soll, darf ich mir die Mehrzahl des Publikums nicht vergegenwärtigen.

Der Minister von Schuckmann an Raumer.

Berlin, den 27. December 1817.

Ich kann, lieber Freund, Ihren freundlich offenen Brief nicht weglegen, ohne Ihnen dafür zu danken. Eben weil ich mir bewußt bin, nicht eitel zu sein, mache ich die Grimasse

nicht, als sei der Beifall vernünftiger Männer mir gleichgültig; so wenig, als ich je mein Thun als eine um den Beifall Aller buhlende Allmannshure prostituiren werde. Jedes Uebel hat auch sein Gutes. Die Indignation schafft nicht blos Verse, sondern auch Veranlassungen zu freimüthigen Aeußerungen. Sehr lieb ist mir, daß mein Verhältniß zu Herrn von Altenstein ganz ungetrübt ist, und unser gemeinschaftliches Streben zum Guten durch nichts getrennt wird.

Zu Ihrem Troste kann ich Ihnen sagen, daß es mir gewiß nicht durch den Werth meiner Person, sondern durch das Gewicht der Wahrheit gelungen ist, die Ueberzeugung sehr allgemein zu begründen, daß man sich durch das allgemeine Schlaraffen-Geschrei nicht muß verführen lassen, ein papierenes Constitutions dach in die Luft zu stellen, sondern daß man durch Communalordnungen und Provinzialstände, dem Geiste und Zustande des Volks angemessen, Fundamente legen muß, worauf die Erfahrung fortbauen möge. Das beste Fundament in den Provinzen, wo der Bauer noch kein Eigenthum hatte, sind die Eigenthumsverleihungen, worin es in der Mark zur Zufriedenheit beider Theile sehr gut, und in Pommern besser, als in dem polackischen Oberschlesien und in Ost- und Westpreußen geht.

Gelingt mir es, wie ich hoffe, diese Sache ganz durchzuführen, so ist sie die einzige, von der ich mir sagen darf, etwas für die Nachwelt unzweifelhaft höchst Wohlthätiges, und dem Kerne des Staates eine verdoppelte Kraft Verleihendes, in der Stille vollbracht zu haben, und dann will ich gern zur Ruhe gehen.

Leben Sie wohl

Mit Freundschaft und Achtung Ihr.

Raumer an seine Tante Marie.

Breslau, den 31. December 1817.

In die Ausarbeitung meiner „Geschichte der Hohenstaufen" bin ich ganz versunken, bis Ostern hoffe ich das sechste Buch zu beenden, welches von 1196—1216 geht. Mich ergreift der Inhalt, und im Augenblick erfreut mich auch wol dies und jenes Dargestellte recht lebhaft; aber bei der Durchsicht der mir fremd gewordenen ersten Bücher, sah ich fast nur die Unvollkommenheiten!! Dazu kommt, daß mir fast nirgends eine theilnehmende Stimme entgegenkommt, und wenn ich dies oder das mittheile, sich weder Beifall noch Tadel hören läßt, das Verdrießlichste was einem widerfahren kann. So sitze ich seit 1803 allein, und soll Standhaftigkeit, Muth, Ausdauer, Fleiß ganz allein in mir erzeugen, und aus mir herauspumpen. Dazu gehört mehr Begeisterung, als auf eine Batterie loszulaufen. — Von Tieck allein habe ich mich solchen Trostes zu erfreuen, worauf ich's noch ferner wagen könnte; wenn ich's nicht ohnedies müßte, da es ja mein Leben ist.

Tieck an Raumer.

Ziebingen, den 2. Februar 1818.

Liebster Freund!

Sie haben die Worte über die Nachahmung alter und großer Muster mir aus der Seele gesprochen. Die wahre Art sein Individuum auszusprechen, schließt gewiß die Kunst und die sogenannte Parteilosigkeit des Historikers so wenig

aus, daß beides erst dadurch möglich wird, insofern die letzte noch irgendeine Bedeutung hat, wenn man sich über diese althergebrachte Phrase erst verstanden hat. Aber wie wenige Individuen gibt es denn auch! Sind die meisten doch nur ein Conglomerat von Angewöhnungen, gehörten Redensarten, kleinen Vorurtheilen und noch kleinern Passionen. Die Alten sind dadurch so groß, daß man von ihnen sagen kann: ein Mann ein Wort. In jedem Wort finde ich den Mann unmittelbar; Sache und Darstellen, Zeit und Vortrag, alles schließt von selbst ineinander. Will man nun diese Vortrefflichkeit, Vollendung und Virtuosität übertragen auf andere Verhältnisse und Zeiten, so entgeht ja nothwendig den letzten Klima und Lokalität, das Individuelle, was ja der wahre lebendige Geist ist. Tacitus ist groß durch seine gesunkene Zeit, sein Zorn klingt in jedem Wort und erweckt unseren ernstesten Geist: aber ich wünschte unserem Johannes Müller wohl, er hätte als einwohnender Schweizer sein großes Talent ausbilden können, und wir würden dann nicht so oft den übertragenen Tacitus und noch seltener den Professor hören, wo das Bäurische des Schweizers besser thun würde. Macchiavell's Trefflichkeit paßt nur für diese Geschichte und nur für seinen genommenen Standpunkt; mit einem Wort, um es mir in die Poesie zurückzuübersetzen: wie jedes Kunstwerk nur einmal dasein kann (was schon von selber die Nachahmung ausschließt) so auch jedes Geschichtswerk, und freilich muß jenes scheinbare Wunderwerk eintreten, daß gerade diese Aufgabe nur von diesem einzigen Geiste gelöset wurde, daß beide völlig ineinander aufgehen: was wäre denn aber die echte Begeisterung, wenn sie diese scheinbare Unmöglichkeit nicht auf eine leichte und sichere Weise lösen könnte? — Ich wundere mich oft, wie noch immer gewisse Vorurtheile und Autoritäten uns bedrücken, deren Widerspruch doch so leicht zu lösen ist; es ist das alte leblose Gespenst des Ideals, was noch

immer nicht weichen will; jener Glaube, daß es an sich nichts Vollendetes gebe, sondern nur einem höhern Unsichtbaren entgegenstrebe, was dann scharf angesehen die Leere und der Tod sein muß. Das wahre Ideal muß aus sich selbst hervorgehen und sich in sich selbst erfüllen, sich selbst beleben und erklären. Man sagt sonst wol: Puder macht den Menschen jünger, die Perrüke macht ihn ehrwürdiger: sie machen nichts, als daß er weniger wie Er, weniger wie ein Mensch aussieht: so erscheint mir jenes Vergnügen, oder ernster und idealischer sein wollen aus der Nachahmung der Alten. — Wir verstehen sie immer noch nicht genug, daß uns diese Absicht noch quält; was sollte Sophokles doch mit dem Gegenstande des Macbeth oder Hamlet machen? Oder ich mit der Nachahmung der Shakspeare'schen Bürgerkriege bei meinen Historien, so sehr sie mir auch das Höchste in aller Literatur sind und ich alle übrigen historischen Schauspiele neben diesen nicht einmal nennen mag. — Da ich darauf komme: es ist leicht, diesen Sachen eine Wirkung, selbst eine starke zu geben, wenn man sie unter einen moralischen, empfindsamen, sogenannten poetischen Gesichtspunkt stellt, oder wenn man z. B. didaktisch, polemisch verfahren wollte, und hier darstellend die Größe des Mittelalters zeigen. Im historischen Schauspiel muß aber nach meinem festen Glauben, Wahrheit, Poesie und Schönheit eins werden; und jene obengenannten manierirten Bedingungen würden es nur entstellen; von hinzugefügten Lügen nicht einmal zu sprechen, die ich ganz verwerfe. Ist denn der Geist der Geschichte, das große Schicksal, der Untergang der Herrlichen etwas anderes als Poesie? Ihr erster Kreuzzug hat mir recht von neuem Muth gemacht, denn als Historiker haben Sie geleistet was ich meine: man steht so ganz in den Sachen, man verwundert sich über nichts, man macht alles mit und jener klare Tagesduft einer überzeugenden Gleichgültigkeit (erlauben Sie mir den Ausdruck) ist über alle Grup-

pen und Gegenstände ausgebreitet, daß man das Theater völlig vergißt, was seit Tacitus und Plutarch fast allen Historikern etwas beiwohnt. Der letzte, den ich sehr verehre, und ganz aus seinem Standpunkt begreife, hat vorzüglich jene scharfe Manier in die Geschichte gebracht, jenes ewige Staunen und Gerührtsein, welches eigentlich die Wirklichkeit vernichtet. Ich habe auch noch keine schöne Gegend gesehen, wo ich nicht nach fünf Minuten mich einheimisch gefühlt und die Gegend gewissermaßen vergessen hätte; darum ist mir nichts fremder und fataler als die staunenden Naturenthusiasten, die immer staunen, immer hingerissen sind, ohne nur zur Ruhe, Genuß und Behaglichkeit zu gelangen. Diesen wahrhaft göttlichen Zustand edler Passivität und Unbewußtheit, daß man die größte Umgebung nimmt als müsse sie so sein, werden Sie gewiß so wie ich in Rom und auf der Reise kennen gelernt haben. Man will ihn sich in der Jugend nicht gestehen, man meint man sei träge, nicht rührbar; freilich gibt es dann auch wieder Stunden des Entzückens, wahrhafte Visionen, die jene Natur- und Schönheitsjäger auch nie kennen lernen, weil sie sich immer mit Gesichterschneiden abgeben und Sonne, Mond und Meer ihnen auch nur Fratzen zurückwerfen. Sie verstehen mich gewiß. Ich gelte darum bei den Poetischen immer für phlegmatisch, oder selbst grob materiell. Ich lüge nie in solchen Situationen und bin oft unter zehn Poeten der einzige Prosaiker.

Ueber einiges was den Standpunkt der Geschichte betrifft, muß ich Ihnen noch sprechen, so ungeschickt und laienmäßig es auch herauskommen mag; ein andermal. Ich halte es am meisten gegen jenes doppelte in der Universalhistorie, vom Festhalten des Alten und Schaffen des Neuen: denn ich glaube, keiner kann wahrhaft das eine, ohne das andere wirklich zu lieben und zu wollen, es fließt mir zusammen, und zweitens genügt mir dies nicht, denn nun fehlt vor allem die Poesie,

das Individuelle oder die echte Vaterlandsliebe; zweitens die Vollendung der Idee in einem Staate, sein Aufkeimen, sein Sinken, die Reife des Wesens, was sich seit lange zubereitete; drittens hätten wir wol Geschichte, wenn wir auch Folianten von Tunis, Algier u. s. w. in seiner neuesten Zeit besäßen? Hier, zum Theil im Orient, scheint mir alle wahre Geschichte untergegangen, die unmöglich aus Begebenheiten und Thatsachen bestehen kann; wo wir kein Schicksal mehr wahrnehmen, kein Leben und Entwickeln, hört genau genommen die Geschichte auf; alle diese Ahndungen die mir vorschweben, die ich nur hier als Wolkenbilder vorführe, möchte ich einmal mir selber entwickeln; denn auch die Vaterlandsliebe aus ihrem wahren Locus gerissen, wird Thorheit, wie alles Wahre.

Raumer an Tieck.

Breslau, den 20. Februar 1818.

Mein theurer Freund!

Wie viel Freude mir Ihr Brief gemacht hat, kann ich Ihnen nicht mit Einem Worte sagen; ich müßte im Einzelnen entwickeln, wie es mir zugesagt und zum Theil das Allerpersönlichste getroffen hat. So um nur eins auszuheben, ist es mir Balsam in den Wunden gewesen, was Sie über die Naturenthusiasten, die immerdar Staunenden und Begeisterten sagen; welche sich aber eben um deswillen in ein wahres großes Leben und Dasein, als in das Natürlichste nicht finden; und zuletzt um des steten Ueberspannens ursprünglicher Schwäche halber, auch keiner Vision höherer Art fähig sind, wo der Mensch in eine größere Region eintritt und Brust und Wesen erst dafür ausdehnen muß. Aber auch in solcher neuen Hoheit soll der

Tüchtigste einheimisch werden und sich nicht im Gegensatz hinstellen, um das Erhabenste durch seine Kleinheit pikant zu machen. — Ich sagte, Ihre Bemerkung hätte das Allerpersönlichste getroffen, denn mir ist so grob und deutlich als es die hergebrachte gute Lebensart nur erlaubt, gesagt worden: ich sei ein Stockfisch, weil ich über Italien nicht mit einer solchen Strohfeuerbegeisterung flunkere, als hier eine gute Seele von einem jungen Menschen, der kurz vor mir dort umhergezogen ist. Ich bin wahrlich nicht eitel, sonst könnte ich empfindsame Herzen mit wohlfeilen Redensarten auch wol hinter mir herlocken, wie Katzen hinter Katzenkraut oder andere angemessene Witterung hergehen.

Hieraus geht ferner hervor, daß ich Ihren Ausdruck: von der überzeugenden Gleichgültigkeit, wohl zu würdigen weiß. Erst wenn man ganz einheimisch geworden ist in einer Zeit und sich in den Bestrebungen der Völker und dem Charakter der einzelnen vollkommen orientirt hat; so verschwinden jene künstelnden Schlagschatten und Seitenlichter, die nicht von der Natur gegeben, sondern für den einseitigen Standpunkt gesucht und erfunden sind. Der Geschichtschreiber findet Morgenlicht, Tageshelle, Abendröthe und Nacht, ohne daß er diese erst durch Laden öffnen oder schließen, durch Oelpapiere und Transparents zu erhexen nöthig hätte. — So hoffe ich nicht sowol die Mängel der reflectirenden Seite in meinen Darstellungen (gegen welche Solger noch neuerlich warnt) zu verbessern, als diese ganze Seite los zu werden. Je weiter ich eindringe, desto mehr fällt mir dieser Putz ab, und die Marmorwände des Palastes treten für sich heraus. Nur ist dies gar nicht einstimmig mit der verkehrten Theorie der Objectivheit, wo der Geschichtschreiber nicht als Person mit den Helden im geschichtlichen Palast wohnen, sondern sich als Möbel hinstellen, oder wenn's hoch kommt, als Spiegel aufhängen lassen soll. Spiegelt aber doch zuletzt jede Glas-

platte anders, wie viel mehr der Geist. Bin ich zuletzt so hohl wie der Federkiel, daß die Begebenheiten blos durchlaufen wie die Tinte, wie ist da das Geschichtschreiben noch der Arbeit werth? — Doch das alles liegt in Ihrem Worte: daß jede wahre Aufgabe zuletzt nur von Einem wahrhaft gelöst werden könne, und in dem sehr gerechten Angriff auf die Schwebelei und Nebelei des angeblichen Ideals. — Das was die Leute Idee und Ideal nennen, verhält sich zu den wirklichen Dingen nicht wie das Höhere, sondern wie der Handschuh zur Hand.

Meine grand tour durch die großen Historiker setze ich mit Extrapost fort, und manches erscheint anders als drei, fünf bis zehn Jahre früher. Herodot hat die Jugend, und wer will mit der wetteifern. Die Kraft des Gemüths im Thucydides ist bewundernswerth, aber die Krone aller Gegenstände jener Zeit hatte ihm Herodot vorweggenommen, und im achten Buch will das Einzelne der Kriegsbegebenheiten nach der großen sicilischen Tragödie nicht mehr schmecken. — Kommt man unmittelbar von den Griechen, so erscheint selbst Livius rhetorisirend, und das Aufbauen dieses militärischen Weltstaats setzt mich immer in eine etwas unangenehme Stimmung.

Im Machiavell ist die höchste Klarheit des Verstandes, er ist ganz antik, sowie auch in Hinsicht seiner Politik. Doch fällt mir bei der größten Bewunderung wol ein, ob dies das letzte Ziel eines Neuern sein solle. Nicht als meinte ich, es sei Vorsatz in Machiavell oder herbeigekünstelt, denn das wäre verwerflich; sondern ob die Erscheinung einer antiken Gestalt in aller Natürlichkeit, die höchste Blüte der neuern Zeit sein könne. Dann ist in seiner „Florentinischen Geschichte“ (wie in Müller's „Schweizer-Geschichte)“ doch manches zu klein, als daß es das Interesse dauernd recht festhielte.

Schiller's „Dreißigjähriger Krieg“ ist ebenfalls an die

Reihe gekommen. Er hat die schwere Aufgabe vollkommen gelöst, diesen schwierigen Gegenstand so darzustellen, daß das Buch von Anfang bis zu Ende anziehend ist. Er hat, und noch mehr in der Geschichte der Niederlande und besser als irgendein Deutscher, die Gruppirung und Anordnung des Ganzen verstanden (worüber ich noch viel auf dem Herzen hätte). Allein in Bezug auf den „Dreißigjährigen Krieg" tadele ich, daß diese furchtbare, schreckliche, zerstörende, sittenlose, beweinenswürdige Zeit, welche eher den Ernst des Tacitus verlangt hätte, trotz allem einzelnen scharfen Tadel, doch in eine Art von Prachtaufsatz und Schaugericht verwandelt ist. In der Beziehung möchte ich Woltmann's „Geschichte des Westfälischen Friedens" fast vorziehen, welche dem Gedächtniß eben nicht viel, wohl aber die rechte Empfindung der Ungeduld und des Zornes zurückläßt.

Wie nahe der Dichter und Historiker bei der größten Verschiedenheit stehen, wird mir immer deutlicher; und mit der historischen Kunst hat es mehr auf sich, als mit vielen Dingen, welche das Wort Kunst hinten aufladen. Meine ersten Bücher gehen, wenn Sie das Wort erlauben, mehr episch vorwärts; das von Heinrich VI. und Philipp ist dagegen fast ganz dramatisch geworden, auch sehe ich, daß dasselbe bei Friedrich II. vorwalten wird. Ich will und darf dies Naturgemäße mir nicht verkümmern oder wegkünsteln. Gibt's einen größeren Dialog, als zwischen Kaiser und Papst?

Jean Paul an Raumer.

Baireuth, den 6. März 1818.

So spielen wir denn die Menächmen eines wechselseitigen Irrthums. Denn ich wußte in der schönen Verwirrung des

heidelberger Reichthums nichts als Ihren Namen, aber nicht dies, daß Sie der Verfasser der „Herbstreise“ sind; sonst hätte ich meine Freude über diese, die ich andern mittheilte, natürlicher ihrem Geber selber bezeugt. Denn Ihr Geschenk habe ich wirklich doppelt erhalten, so wie Sie vom Schicksal die Reise selber. In Ihrem Buche lebt ein ganzer Mensch mit allen schönsten Gliedern von Witz, Laune, Gefühl und Einsicht. Für einen Reichthum so mancher Art ist ein Reisewagen das beste Vehikel, um ihn zu den Lesern zu bringen und auszupacken. Daß mich Ihre politische Wärme, deren Same das Alterthum ist, am meisten erquickte, können Sie aus meinen eigenen Werken errathen.

Wie ins Gedicht nicht der Verfasser, so gehört gerade in die Reisebeschreibung dieser als das Menschliche, wodurch eine Reise sich über eine Geographie erhebt.

Das einzige, was ich von Ihnen nicht geschrieben wünsche, ist Ihr historisches Werk — sondern ich wünsche dieses blos — gedruckt. Denn wahrlich, bei meinen so ärmlichen historischen Kenntnissen könnte ich Ihnen nichts sagen, was des Briefportos oder gar des Fahrportos werth wäre. Schicken Sie aber nur dafür desto früher das Buch dem — Publikum. Gott erhalte Ihnen Ihre kräftige Jugend auf einer schon so weit durchlaufenen Siegerbahn! Meinen doppelten Dank für die Doppelgabe. Meine Frau grüßt mit warmer Erinnerung der vorigen Zeit.

Professor Boeckh an Raumer.

Berlin, den 22. März 1818.

— — — Ich wünsche nur, daß auch der zweite Band meines „Staatshaushalts“ Ihren Beifall erlangen möge. Ver-

muthlich werden Sie ihn jetzt schon haben; wenn ich mich als einen unbefangenen Beurtheiler meiner eigenen Sachen betrachten darf, so ist gerade das vierte Buch, womit der zweite Band beginnt, dasjenige, worin am meisten Licht ist gegen die Finsterniß der frühern Schriftsteller über diesen Gegenstand, und ich hoffe, daß auch die Inschriften für Sie, die Sie den Werth der Urkunden anzuschlagen wissen, nicht unwichtig sein werden: wenn sie gleich so viel unwichtige Einzelheiten enthalten, welche man, wenn der Stoff nicht zu spärlich zugemessen wäre, gern entbehren oder gegen Schöneres umtauschen möchte. Vielleicht lege ich auf diese zu viel Gewicht, weil ich ihren Gebrauch durch ein langwieriges und mühseliges Studium erworben und den größten Theil erst lesbar und verständlich gemacht habe. Wenn ich mir aber nun so treffliche Freunde wie Sie erwerbe, werde ich mich leicht trösten können über den Halbwitz der Philologen von gemeinem Schlage, die sich, wie vorauszusehen war, darüber ärgern müssen, daß einer, den sie auch für einen erträglichen A-B-C-Schützen hielten, sich erdreistet zu behaupten, die A-B-C-Wissenschaft sei nicht der Gipfel der Weisheit, und ich sehe schon im Geiste, wie die sächsische Schule, für welche es außer Grammatik und Metrik keine Philologie oder Alterthumskunde gibt, sich gegen mich als einen Realisten ins Zeug werfen wird. Herr Passow schrieb mir neulich gelegentlich, ich sei über das Gebiet der Philologen hinausgeschritten und hätte mich in das geschichtliche verloren; für mich gibt es aber keine Philologie, die nicht Geschichte wäre, und als einen Theil dieser Geschichte sehe ich die Geschichte der Sprache an, welche in einseitig gebildeten Köpfen zum Ganzen geworden ist.

Raumer an Solger.

Breslau, den 12. Juli 1818.

— — — Ich habe mir Hegel's „Encyklopädie" gekauft, aber das Lesen und Verstehen wird mir sehr sauer. Warum verstehe ich denn die Alten? Gehört denn diese Schwierigkeit zum Wesen der neuern Philosophie? Wo ist der Uebergang aus solchem Esoterischen zu einer großartigen allgemeinen Mittheilung? Die Antwort: daß wir von den Alten nur die Popularphilosophie überkommen hätten und z. B. noch ein anderer Plato im Hintergrund läge, ist doch gar zu dumm. — Ihre „Gespräche" sind schneller ansprechend und verständlicher als „Erwin". Glauben Sie, daß jene darum oberflächlicher wären? Ich glaube vielmehr, daß Sie dort mit größerer Meisterschaft die Form behandelt und ohne Verlust des Wesens die Uebersicht erleichtert haben. Wie wenige von den schwer verständlichen Philosophen sind Herren der Sprache, und das Denken ist gewiß unklar, wenn es mit der Sprache und dem Ausdruck im Misverhältniß steht. — — — —

Raumer an Tieck.

Breslau, den 21. November 1818.

— — — Beim Durchlesen des vorläufig Ausgearbeiteten bis zum Tode Friedrich's I. (vier volle Bücher) bin ich durchaus nicht zufrieden geworden, kaum zwei bis drei Kapitel scheinen mir in etwas gelungen, das Uebrige ungelenk, zerbröckelt, lose ohne genügende Massen, Lichter, Schatten. Freilich wenn ich mich gegen Stümper stelle, bin ich ein großes Licht; gegen das Ziel aber, welches mir in der Ferne

vorschwebt, ein so dunkler Körper, daß ich fast die beneiden könnte, welche das eigene Erzeugen aufgeben und ihr Leben im Genießen der höchsten Werke des Genius zubringen. Aber treibt mich nicht eine innere Nothwendigkeit, bin ich denn noch derselbe, wenn ich den Plan des Lebens von selbst aufgäbe, darf ich durch zu ängstliches Zweifeln die Kräfte lähmen? Ich sage mit Guittone d'Arezzo:

Io parlo meco, e riconosco in vero,
Che mancheró sotto si grave pondo:
Ma'l mio fermo desio tant' é giocondo,
Ch'io bramo e seguo la cagion ch'io pero.

Raumer an Solger.

Breslau, den 24. Juli 1819.

— — Allerdings mögen die hiesigen Geschichten in Betreff der Ermordung Kotzebue's manchem misfallen, aber ich würde, ginge es von vorn an, gerade ebenso handeln. Wenn Einzelne Sand hoch leben ließen, Studenten mir dies hinterbrachten, wenn angesehene Beamte wegen solcher Reden der verdrehten Studenten große Klagen und Denunciationen anbrachten, allgemeine Duelle oder Prügeleien bevorstanden, was konnte da klügeres geschehen, als was die Studenten selbst wollten: sich für das Rechte erklären, durch dies negative Mittel sich sichern, die Kläger verscheuchen und die Vorlauten an ihrer Festigkeit scheitern lassen. Und das alles ist geschehen, und Streit, Duell, Denunciationen u. s. w. sind dahingefallen, und der Kanzler hat mich und die Gleichgesinnten laut gelobt, und das bedächtige Ministerium hat den andern in aller Höflichkeit doch unrecht geben müssen. Absichtlich eingegriffen hat niemand in die Stimmung, sondern nur die gute ausgesprochen

und unterstützt, als die verkehrte sich zu mausig machte. Anfangs war Tell, Brutus und Timoleon zu gering für Sand, und wenn's einer mit sich abmache und gutfinde, möge er solchem Vorbilde nachfolgen. Andere göttliche Gesetze, die höher wären als eigene Narrheit, wurden, wenn nicht laut geleugnet, doch in dummer Begeisterung angezweifelt.

Raumer an seinen Vater.

Breslau, den 15. August 1819.

In der That ist ein Hauptbemühen aller meiner Vorlesungen, die unseligen revolutionären Grundsätze, die sich oben und unten in tausend verschiedenen Gestaltungen fast in allen Ländern Europas blicken lassen und unendlich reizender, geistreicher, natürlicher erscheinen, als das alte Hauskleid bürgerlicher Ruhe und genügsamer Zufriedenheit, jene Grundsätze zu bekämpfen und durch alle denkbaren Gründe des Verstandes und Tausende von geschichtlichen Beispielen zu widerlegen. Es ist aber damit wie mit der Cur eines Bandwurms, bleibt auch nur ein fingerlanges Stück zurück, so wächst das Uebel allmählich zur alten Größe hinan und niemand hält es für möglich, daß aus dem scheinbaren Nichts so vieles werden könne, ja daß aus einzelnen Fäden das Band gewebt werde.

Die unselige Besserungswuth, welche sich ganz anders herausputzen kann als die bornirte Neigung, alles beim Alten zu lassen, welche sich ohne Rücksicht auf den innern Gehalt als etwas unbedingt Gutes hinstellt, die hat Europa ruinirt. Nichts von allem was Gott erschaffen, findet Gnade vor ihren Augen, und die Unzufriedenheit gilt mehr als friedliche Demuth für das Princip und den Erwecker alles Guten. Die echte Geschicklichkeit zum Verbessern geht nur aus der Neigung

zum Erhalten hervor; man heilt den krank werdenden Menschenleib, haut ihn aber nicht in Stücken und wirft die Glieder nicht in Medea's Kessel, um mit wüthigem Aberglauben einen neuen Leib zusammenzukochen. — Jetzt wol minder gefährlich, obgleich nicht klüger, stehen im andern Extrem Leute, die so wie jene alles Neue, alles Alte gut nennen, weil es alt ist, als wäre die Zeit der einzige und höchste Maßstab aller Würdigkeit der Dinge. Sie nennen leichenhaften Gestank noch Wohlgeruch, schmücken die Todten und nennen sie lebendig.

Raumer an Frau von Bassewitz.

Weigelsdorf bei Reichenbach, den 22. September 1819.

— — — Leute, die seit mehreren Jahren ihre Narrheiten auf allen Märkten predigten, sollen nun auf einmal Hochverräther sein, und nachdem man pädagogische Mittel zu lange versäumte, greift man nun übereilt zu überscharfen, juristischen. Das gibt nur wohlfeile Märtyrer, es gibt dem Falschen Bedeutung und reizt zu Verkehrtheiten. Mit Mühe kann der wahrhaft rechtliche und wahrhaft einsichtsvolle Mann die richtige mittlere Stelle bezeichnen und festhalten — die den wenigsten genügt. Was sehr oft ein Unrecht, fast immer ein Unglück ist, in einer Partei zu stehen, gilt für ein nothwendiges Verdienst, und statt die echte Weisheit mit der Mäßigung zu verknüpfen, werden die übertriebenen haltungslosen Endpunkte als das würdigste Ziel bezeichnet, und jeder, der den andern überbietet, hält sich darum schon für kräftiger und tüchtiger. So schwankt man hin und wieder zwischen einer willkürlich tyrannischen Bureaukratie, und dem alles auflösenden Jakobinismus. Ich meine nicht, daß die zehn Millionen Ein-

wohner der Monarchie sich wahnsinnig danach in zwei Hälften spalteten, ich zweifle, daß viele sich besonnen das eine oder das andere als Ziel vorstecken; sondern behaupte nur, daß Despotie und Anarchie ein paar gewaltige Anziehungspunkte sind, um welche herum gar zu leicht Bewegungen, Anhäufungen, Verknüpfungen entstehen und allmählich Leute dahin bringen können, wohin sie nie zu kommen glaubten; ja diese können wider ihren bestimmten Willen fortgerissen werden. Allerdings ist die Eröffnung eines gesetzlich politischen Lebens das beste Mittel, die jetzt willkürlich aufkochenden Verkehrtheiten der Obern und der Niedern zu beschwichtigen, allein daß dabei sehr große Vorsicht nöthig sei, lehrten unzählige Beispiele. Ich zweifle, daß die politische Weisheit schon fertig da sei und sich laut und unfehlbar aussprechen werde, sobald man ihr eine Stube oder Rednerbühne anweise; ich glaube vielmehr, daß es jetzt zunächst darauf ankomme, eine Schule zu eröffnen, wo sich die echten Ansichten allmählich erzeugen und entwickeln können. Eine Verfassungsurkunde ist kein Amulet, keine Universalmedicin, das hat die neuere Geschichte hinreichend bewiesen; aus diesen Schachteln und Büchsen der einzelnen Paragraphen ist den Fürsten und Völkern oft das Heil, oft aber auch Gift dargereicht worden. Gegen den letzten Misgriff hilft kluge Rücksicht auf das Oertliche und Zeitliche, richtiges Abwägen der Rechte und Gewalten, Kenntniß der Natur des Volks, Rückblick auf den Gang der Entwickelung: aber — und davon habe ich die tiefste Ueberzeugung — auch die beste Verfassung, welche Menschen entwerfen, ist nur Menschenwerk, ist hinfällig, gebrechlich, ohne eine erhabene Grundlage und göttlichere Bestätigung. Nicht als wenn man einzelne, im engeren Sinn so genannte Wunder erwarten sollte (obgleich für gläubige Gemüther dergleichen auch in unseren Tagen nicht fehlten, z. B. die Kälte in Rußland 1812), wohl aber sollte das innere Wunder der Heiligung und Wiedergeburt nicht so zur

Seite geschoben werden. Die Hälfte der Klagen und Unzufriedenheiten unserer Tage hat ihre äußerlich gegebenen Gründe und Veranlassungen; die andere Hälfte entsteht nicht aus gründlicher Einsicht und wahrer Begeisterung für das Bessere, sondern aus Eitelkeit, Klugthuerei und Irreligiosität. Die Mängel alles Irdischen sind nicht mit irdischen Mitteln allein zu heilen, die beste Welt ist nicht aus äußerlichen Grundlagen zu erdemonstriren; wohl aber gibt's eine Demuth, eine Ergebung und einen Glauben, die weit entfernt sind von Verzagtheit und Aberglauben; aus ihnen entspringt die wahre Wurzel der Verklärung aller Erscheinungen und Verhältnisse. Im unverkünstelten Evangelium liegt ein unerschöpflicher Born, ein ewig rinnender Quell des Heils; alles was wir mit den Druckwasser- und Pumpwerken an Constitutionswasser zu Tage fördern, wird ohne jene Weihe kein echter Lebenswein. Das beweiset in den neuern Zeiten das halbe hundert Verfassungsurkunden, die ohne Gott erzeugt waren, aus denen der Teufel nicht vertrieben war und die mit den Urhebern zum Teufel fuhren. Man deute dies aber keineswegs so, als meine ich, ein Staat ohne Verfassung sei und bleibe das Beste, durchaus umgekehrt: bedarf doch die Religion einer sichtbaren Kirche. Aber diese sichtbare Kirche gibt allein noch kein religiöses, eine Staatsurkunde kein staatsweises Volk. Die kleinen deutschen Staaten haben eine leichtere, schneller zu lösende Aufgabe als Preußen; darum sollen wir nichts übereilen, aber auch nicht unter diesem Vorwand die Hände lässig oder böswillig in den Schooß legen.

Raumer's Erklärung über Dr. Jahn.

Breslau, den 29. September 1819.

Ueber die mir amtlich vorgelegten Herrn Dr. Jahn betreffenden Fragen erkläre ich hiermit Folgendes:

1) Ich bin bei der Vorlesung im Friedrich Wilhelms-Gymnasium nicht gegenwärtig gewesen und habe Herrn Jahn überhaupt in meinem Leben nur einmal in der Philomatischen Gesellschaft gehört und gesprochen.

2) Ist in dieser Gesellschaft über Se. Majestät unseren allergnädigsten König, weder von Herrn Jahn noch von einem anderen irgendetwas Nachtheiliges oder Ungebührliches gesagt worden, und dieses Misverständniß wahrscheinlich dadurch entstanden, daß Herr Jahn sich über König Heinrich IV. von Frankreich und dessen Minister Sully auf eine so harte Weise äußerte, daß mir die Ueberzeugung entstand, er habe deren Geschichte nie zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Daran reihten sich andere Aeußerungen des Herrn Jahn über den Werth der französischen Nation im allgemeinen und der einzelnen Franzosen insbesondere, Ansichten über die Würde und Behandlung der Staatsdiener in einer reinen Monarchie, und Bemerkungen über die Natur und das Wesen der Stände, welche von mehreren Mitgliedern der Gesellschaft, auch von mir bestritten und misbilligt wurden. Dazu war, glaube ich, hinreichender Grund vorhanden; keineswegs aber hatten die Widersprechenden nöthig, jene Worte außerhalb der Gesellschaft juridisch in Anspruch zu nehmen oder anzuklagen. Denn wie leicht verleitet die Lebhaftigkeit des Gesprächs

zu Aeußerungen, welche consequent verfolgt in Verkehrtheit führen würden; die aber der Redende, wenn Zeit und Ort eine besonnene gründliche Erörterung verstatten, wol selbst am besten zu berichtigen geneigt sein dürfte. Endlich soll es ja verschiedene Ansichten geben, eine läutert und erzieht die andere, das Wort genügt zum Zügel des Wortes, und der Irrthum kann der Wahrheit nur dann gefährlich werden, wenn man ihn mit unangemessenen Mitteln verfolgt.

Erinnerungen aus meinem Leben.

XIII. Berlin. 1819—32.

Der Anfang meines Lebens in Berlin war sehr unglücklich. Als ich von Potsdam nach Berlin kam, ging Solger nach Frankfurt, als ich mich nach Breslau versetzte, kam Solger nach Berlin; jetzt, wo mich seine Anwesenheit in dieser Stadt hauptsächlich bestimmte Breslau zu verlassen, starb er wenige Tage nach meiner Ankunft, an dem Tage, wo ich meine erste Vorlesung auf der Universität halten mußte (25. October 1819). Dieser Verlust war unersetzlich für mich, für alle seine Freunde, für die Wissenschaft. Wenige verstanden, wie er gründliche Gelehrsamkeit mit Schönheit der Form zu einigen, und aus reichen Vorarbeiten wären ohne Zweifel vollendete Werke hervorgegangen. Der Adel seiner Seele, die feste Rechtlichkeit seines Charakters, war verklärt durch Heiterkeit, Milde und liebenswürdige Anmuth. Seine von Tieck, Krause und mir herausgegebenen Schriften erweisen, daß dies Zeugniß nicht schmeichelt, sondern der strengen Wahrheit gemäß ist.

Nach vielen Streitigkeiten und Zweifeln über die Anordnung des Censurwesens, beschloß der Kanzler ein Obercensurcollegium zu gründen, zu welchem (wie zu einem Geschworenengericht) zwölf unabhängige Männer berufen wurden, welche in letzter Stelle entscheiden sollten. Der Gedanke war sehr

löblich, wir werden aber sehen, wie er umgestaltet und vereitelt wurde. Daß mich der Kanzler zum Mitglied dieser neuen Behörde ernannte, war allerdings ein Zeichen des Vertrauens; wie ich aber gleich anfangs weissagend diese Angelegenheit betrachtete, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe an meinen Freund Hagen: „Das Censurcollegium, in welches ich ohne mein Wissen und Zuthun gekommen bin, bringt mich in die Nähe alberner Schmierer und thörichten Zwanges. Es ist weder Ehre, noch Freude, noch Geld bei dem Amte, und leicht könnte ich durch einen Absagebrief einen wohlfeilen Ruhm großer Liberalität erlangen. Allein solch Frondiren gegen die Regierung, wo es keinen genügenden Grund und Zweck hat, läuft meinen Grundsätzen zuwider, und es ist besser, ich trage meine Zeit und meine Haut etwas zu Markte, um an der rechten Stelle ein nachdrückliches Wort mitzureden. Geht's nicht mehr, so wird man das Loch zum Weggehen auch finden."

Der Tod von Rühs war für mich von Wichtigkeit, indem mir verstattet ward, vorzugsweise geschichtliche Vorlesungen zu halten.

Von unzähligen (jetzt vergessenen) Zänkereien und Stänkereien hielt ich mich fern; bisweilen aber traten sie so nahe, daß die Abwehr irriger Darstellungen und verkehrter Urtheile unabweislich und zur Nothwehr ward. So brachten mich die unermeßlichen Lobpreisungen Sand's und des De Wette'schen Briefes zu lautem Widerspruch, und ich schrieb vielleicht zu zornig an Manso: „De Wette's famoser Brief ist, meines Erachtens weder moralisch noch religiös; oder wenn dies manchem nichts mehr gilt, so ist er zugleich stümperhaft. Wie kann man nichtswürdige Willkür Glauben nennen; als wäre der christliche Glaube nicht das diametral Entgegengesetzte. Nicht minder unzureichend ist die Entschuldigung: es sei ein Trostbrief an eine Mutter. Also das wäre Esoterisches,

das wären die Arcana, wo Sand eine große und schöne, und verkannte und in den Staub getretene Erscheinung genannt wird; von Christus und von Heiligung und Gehorsam gegen göttliche Gebote aber so die Rede ist, daß man fragen könnte ob dies alles, laut neuer Lehre, nur für die Minorennen Bedeutung habe? Consequent jene Lehre verfolgt, steht der Alte vom Berge mit seiner Mörderrotte höher, als Christus mit seinen Aposteln."

In eine Art von Streit gerieth ich mit Herrn von Buchholz, dem Herausgeber der „Wiener Jahrbücher", weil er an einem Aufsatze über das Klosterwesen vielerlei geändert und selbst Stellen aus dem heiligen Bernhard und Innocenz III. gestrichen hatte. Da ich nicht geneigt war, mir seine Ansichten aufdringen zu lassen, nahm ich den Aufsatz zurück und er ward, ohne ein Wort zu ändern, im „Hermes" abgedruckt.

Der Tod meines Vaters (er starb den 15. August 1822) war für mich, seiner Persönlichkeit halber, ein doppelt großer Verlust und ich entwarf für ihn, der Wahrheit gemäß, folgende Grabschrift: „Ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, Meister in seinem Fache, Seines Fürsten treuer Diener und Freund, Jedem bereit zu Rath und Hülfe, Unerschüttert in Zeiten der Noth, Uneigennützig einfachen Wandels, Sieben Kindern ein sorgsamer Vater, Nach christlichem Leben gefaßt im Tode, Betrauert von allen Guten." — Mein Vater war so gefaßt auf den Tod, daß ihm sein Arzt auf Verlangen rund heraussagte: „er könne nur noch vierzehn Tage leben." Binnen dieser Zeit nahm er von allen Abschied, traf jede Vorbereitung zu seinem Begräbniß und schalt den Arzt, als er nicht seiner Erwartung gemäß am vierzehnten Tage starb. Doch erfolgte der Tod wenige Tage nachher.

Im Jahre 1822 ward ich zum Rector der Universität Berlin erwählt. Die Geschäfte waren, in Beziehung auf Collegen und Studenten einfacher und friedlicher als in

Breslau; eine ungewöhnliche und schwierige Aufgabe drängte sich aber unabweislich hervor. Die fünfundzwanzigjährige Regierung des Königs sollte (15. November) durch eine lateinische Rede gefeiert werden. Ich erklärte aufs bestimmteste: ich würde keine lateinische Rede halten, erstens, weil ich nicht im Stande sei, Latein so zu schreiben, daß es der Universität und mir Ehre bringe; zweitens weil sich über die zu erwähnenden Gegenstände gar nicht angemessen in einer fremden Sprache reden lasse. — Der Senat beharrte dabei, daß der Mund der Universität nur lateinisch sprechen könne, und die mir vom Ministerium gegebene Erlaubniß, mich der deutschen Sprache zu bedienen, galt für eine gnädigst bewilligte Ausnahme. Und doch ist diese, so lebhaft bestrittene und angefochtene Ausnahme, seitdem (meinen Anträgen gemäß) zur Regel geworden.

Ich schrieb damals an Manso: „Meine Rede lief ganz gut ab. Weil sich aber der Kronprinz sogleich entfernte, um nicht über so kitzliche Punkte in so bunter Gesellschaft zu sprechen, wußten die zum ersten male gegenwärtigen Hofchargen gar nicht, was für Gesichter sie machen sollten, beifällig, tadelnd, oder wie sonst. Blos Graf Brühl (gewohnt, daß man klatschen oder pfeifen muß) sagte mir einige höfliche Worte, und Schuckmann nach seiner Weise, aufrichtig beifällige. Dasselbe that später der Kronprinz, bei dem ich mittags aß, über das, was ich bei Vergleichung Preußens mit fremden Staaten gesagt hatte; auf das Innere ließ er sich nicht ein. Der Geheimrath Hufeland hat aber geradehin gefragt: wie ihm die Rede gefallen habe? — und er ist, ins Einzelne gehend, damit zufrieden gewesen; was mir zuletzt noch mehr der Sache, als meiner Person halber, lieb ist. Sonderbar genug loben mich Schmalz und Buchholz, die Gegner. Jeder sucht sich heraus, was ihm gefällt, und meint ich schwöre zu seiner Fahne. Die Ultras aller Parteien kön-

nen nicht zufrieden sein; darauf war's aber auch gar nicht abgesehen."

In meinen „Vermischten Schriften" ist diese Rede unverändert abgedruckt, auch erzählt, daß die einzelnen Mitglieder des Obercensurcollegiums, von entgegengesetzten Standpunkten aus, sie wie ein Quintanerexercitium durchcorrigirt und so verunstaltet hatten, daß es ganz unmöglich war, sie damals drucken zu lassen. Aus dem Schriftwechsel zwischen mir und dem Obercensurcollegium ergibt sich zweifellos für jeden Unbefangenen die völlige Absurdität der Forderungen jener Behörde; ihre Mittheilung, sowie meine Widerlegung würde aber hier unnütz zu viel Raum einnehmen.

Unter den, in diesen Jahren von mir geschriebenen Recensionen, machte eine viel Gerede, nicht sowol ihres Inhalts halber, als wegen der äußern Stellung des Beurtheilten, des Herrn Ancillon. Ich konnte aber damals und kann noch jetzt das Gesagte vertreten; nicht so die Recension des übersetzten Kallimachus, welche Herr Schwenke mir zuschrieb, die aber von Manso herrührte. In einer zornigen Antikritik sagte Herr Schwenke (wenn ich mich der Worte recht erinnere): „Mein Haupt sei immer mit puritanischen Redensarten frisirt." Da ich nun diese Waare nie auf meinem Lager gehabt, nie damit verkehrt habe, so irrte sich Herr Schwenke ein zweites mal in der Person.

In persönlichen Beziehungen wechselte während dieser Zeiten Freude und Schmerz. Der Tod von Krause und Manso war für mich ein großer Verlust, die Versetzung von Link, Hagen und Steffens nach Berlin ein großer Gewinn. Der erste verband mit umfassenden Kenntnissen und einem klaren Verstande die Kunst heiter zu beleben, und diese Heiterkeit in seinen geselligen Kreisen zu verbreiten. Hagen beharrte folgerecht auf der von ihm ergriffenen wissenschaftlichen Bahn, und wenn er auch einmal nibelungentrunken war, so befand er

sich dabei doch besser und that der Wahrheit und guten Sache weniger Schaden, als seine allzu nüchternen Gegner mit ihren chemischen und anatomischen Anstalten. Seine Ausgaben der Nibelungen und des Tristan mit ihren sehr brauchbaren Wörterbüchern, haben mehr Personen in die altdeutsche Dichtkunst eingeführt, als mit großem Scharfsinn festgestellte schwierige Texte ohne weitere Hülfsmittel, und seine Ausgabe der lyrischen Dichter hat zur Lösung der umfassenden Ausgabe wesentlich beigetragen.

Wohin sich auch Steffens mit seiner Begeisterung und Beredsamkeit wandte, überall wirkte er anregend durch Gedanken und Gefühle. Seine gesprochenen Worte und seine gedruckten Werke beziehen sich auf Mineralogie, Geologie, Philosophie, Geschichte, Theologie, schöne Wissenschaften. Trotz aller Vielseitigkeit war es aber natürlich dem hochbegabten Manne doch unmöglich, nach jeder Richtung hin den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Bisweilen fühlte man sich ihm bis zur Uebereinstimmung nahe, und bald darauf erblickte man ihn in excentrischer Ferne. Die verschiedenen theologischen und religiösen Ansichten hatte er nicht blos geschichtlich zu begreifen versucht, sondern sie hatten ihn nacheinander gleichsam in Besitz genommen und beherrscht, vom poetisirenden Katholicismus an, bis zum buchstäblichsten Lutheranismus. Dies führte ihn dann theoretisch zu großer Unduldsamkeit, während die unerschöpfliche Milde seines Herzens ihm nie verstattet hätte, praktisch zu verletzen.

Im September 1825 machte man mir den Antrag, die Stelle des Geschichtslehrers bei der allgemeinen Kriegsschule zu übernehmen: acht Stunden wöchentlich, fast sechzehn Wochen Ferien, 800 Thaler Gehalt. Nach ernster Ueberlegung lehnte ich den Antrag ab, um freie Zeit für meine umfassenden literarischen Plane zu behalten.

Im Juli 1826 erging an mich die amtliche Frage: unter

welchen Bedingungen ich die Professur der Geschichte in München annehmen wolle? Der König habe meine Berufung gewünscht und genehmigt. Aehnliche Anfragen ergingen nach Dresden an Tieck. Ueberlegungen ganz anderer Art waren hier anzustellen, als in Bezug auf Uebernahme von Stunden bei der Kriegsschule. Ich schrieb aber sogleich meinem, von jener Sache unterrichteten Bruder: „Ich kann keine Schätze sammeln, habe aber mein Auskommen, und werde allein um des Geldes willen von hier nicht weggehen. Ferner (mag man es in unsern überklugen Zeiten Aberglauben nennen) hänge ich so an Vaterland, König und Königshaus, und halte den Gelehrten so wenig für einen kosmopolitischen Allerweltsmenschen, daß ich mich ohne sehr erhebliche Gründe, nicht von jenen scheiden könnte." — Vielleicht hätte ich jenen münchener Antrag ausbeuten können, um in Berlin eine Zulage zu erhalten; da ich aber entschlossen war, meine bisherige Stellung in keinem Fall aufzugeben, hielt ich einen solchen künstlichen Versuch für ungebührlich, selbst im Fall des Gelingens, und für beschämend im Fall des Mislingens.

Am 6. Juli 1827 ward ich erwählt zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Schleiermacher's Rede (welche Solger's würdig erwähnte) steht in seinen Werken, die meinige in meinen „Vermischten Schriften". Ich schrieb damals an Tieck: „Schleiermacher's geschickte für mich ehrenvolle Antwort rührte mich ganz ernstlich, und obgleich sonst nicht ohne Noth blöde, kam ich mir doch, plötzlich in den Kreis dieser Männer versetzt (Schleiermacher, Schlegel, Humboldt, Erman, Link u. s. w.), so gering vor, daß ich mich hätte auf die Flucht begeben mögen. In meiner Stube macht mich meine Wissenschaft glücklich und zufrieden, und ich frage nicht danach, ob und was ich draußen gelte; zeigt man mir aber die draußen hängende Wage so laut, dann fürchte ich, meine Zufriedenheit wird als Bruttogewicht zur Seite gewor-

fen, und das bischen Wissenschaft, worauf sie beruht, viel zu leicht befunden."

Unterdessen waren meine „Hohenstaufen" vom Stapel gelaufen und erfuhren die verschiedensten Beurtheilungen, von übermäßigem Lobe bis zum herbesten Tadel. Beides war mir nicht ganz gleichgültig; noch weniger aber haben mich jemals Lobeserhebungen stolz, und Vorwürfe feige und zornig gemacht. Diese prüfte ich gelassen, benutzte das Wahre und legte das Falsche zur Seite, ohne mich jemals in Zank und Antikritiken einzulassen. Durch dies ruhige, milde Benehmen habe ich bedeutende Tadler entwaffnet, ja Stenzel in einen Freund verwandelt.

Schon auf der Universität hatte sich ein Kreis von Freunden gebildet, die sich ihre literarischen Arbeiten zu strenger Kritik vorlegten. Diesem sogenannten Freitage traten allmählich bei: Professor Solger, Justizrath Krause, Geheimräthe Toll, Tieck, Sotzmann, Bärensprung, Präsident Keßler, Professor Hagen, Director Waagen. Nur der Tod hat diese, auf echte Freundschaft gegründete, über funfzig Jahre ausdauernde Gesellschaft sehr gelichtet; die wenigen Ueberlebenden kommen noch immer Freitags zusammen, und erheitern die Gegenwart durch Erinnerungen an die Vergangenheit.

Neben den Kreisen der Familie und der Freunde, beschäftigte und erfreute mich die Singakademie, die Oper und das Schauspiel. Zu viel, sagten manche, die nur verstanden in einer Farbe zu spielen, oder in der dramatischen Kunst ein höllisches Treiben erblickten. Selbst die, ausschließlich der Kirchenmusik zugewandte Singakademie, fand vor den Augen und Ohren dieser Hyperpuritaner keine Gnade, und die Bewunderung des ergreifenden, großartigen Gesanges der Milder (z. B. als Alceste, Iphigenia, Armida) ward als baarer Götzendienst verschrien. Womöglich noch schlechter als Sänger und Sängerinnen, waren Schauspieler und Schauspie-

lerinnen angeschrieben; so die erste der seitdem unerreichten berliner Künstlerinnen Frau Stich-Crelinger. Alle diese Redereien und moralischen Fuchsschwänzereien machten auf mich gar keinen Eindruck; wogegen die bei Tieck vorherrschende Neigung zum Theater, seine Gespräche, Schriften und Briefe allerdings auf mich erheblichen Einfluß hatten. Wenn das Interesse am Schauspiel später bei mir (und selbst bei Tieck) abnahm, so hatte dies viele Gründe. Zuvörderst hat alles seine Zeit, und wenn ich mich änderte, dann gewiß noch mehr die Schauspieler und Schauspielerinnen. Die Klage ist alt und vollkommen wahr, daß deren Vorzüge oder Mängel selten unbefangen und gründlich gewürdigt werden: abwechselnd ertönt Schmeichelei und herber Tadel, beides zum Verderben echter Kunstentwickelung. Daß ich mich von beiden fern gehalten habe, könnte ich aus vielen genauen Beurtheilungen, aus vielen meiner Briefe erweisen. Wen interessirt es aber noch, wie z. B. Donna Diana von verschiedenen Künstlerinnen in Berlin, Dresden und Wien, vor dreißig Jahren ist gespielt worden? Der Beifall des Tages steigt hiedurch an Bedeutung, und wiederum ist diese Bedeutung ganz verloren gegangen, seitdem z. B. das Herausrufen leider etwas Alltägliches geworden ist. Zudem ist diese Schreierei, mitten in den edelsten Scenen, ein Zeichen von Geschmacklosigkeit und Gefühllosigkeit. Proben meiner frühern Ansichten und Beurtheilungen finden sich im dritten Theil meiner „Vermischten Schriften“; hier will ich die Zahl nicht mehren, nicht umständlicher von befreundeten Künstlern und Künstlerinnen sprechen, sondern mich mit vorstehender Andeutung begnügen. Ausnahmsweise darf ich jedoch die Schechner wenigstens nennen, deren ganz außerordentliche Gaben für Gesang und Darstellung, mich nach 28 Jahren noch in der Erinnerung erfreuen. Als ihre Mutter, welche alles Geschäftliche mit Spontini verhandelte, diesen einst mit großer

Lebhaftigkeit über Dinge seines Faches belehrte, antwortete er ungeduldig: „Madam, ick sei auch ä Bißl musikalsch!“

So konnte ich mit der Gegenwart und, zurückblickend, auch mit der Vergangenheit meines Lebens zufrieden sein. Insbesondere war (gegen den oberflächlichen Anschein) der zehnjährige praktische Staatsdienst meiner Ausbildung zum Geschichtschreiber äußerst nützlich gewesen, und der Gewinn für Auffassung und Beurtheilung wichtiger Weltbegebenheiten viel größer, als der Verlust an dieser oder jener kleinen Virtuosität. Wenn dessenungeachtet die Ergebnisse nicht größer wurden und die Erwartungen Johannes Müller's nicht in Erfüllung gingen, so liegt dies an meiner Beschränktheit, nicht an dem äußerlich mir zu Theil gewordenen Entwickelungsgange. Ob ich bei der Auswahl für meine größeren Arbeiten mehr Glück oder Verstand gehabt, weiß ich nicht zu sagen; gewiß gewährten sie mir die erwünschteste Belehrung und den erfreulichsten Genuß. Die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, sowie der geselligen Verhältnisse, ist ohne Zweifel von hohem Interesse, aus der alten und mittlern Geschichte hatte ich die reichsten und schönsten Abschnitte ausgewählt, und war seit Beendigung der „Hohenstaufen“ unausgesetzt mit der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte beschäftigt. Mit Recht erinnerte Manso an den außerordentlich großen Umfang des Gegenstandes und die Schwierigkeit, in das oft Zerstreute Einheit, und einen organischen Zusammenhang zu bringen; ich hatte aber einmal meine Freude daran und hoffte ein Lesebuch im besten Sinne des Wortes für die Gebildeten beiderlei Geschlechts zu Stande zu bringen. Bald aber ergab sich, daß viele gedruckte Bücher in Berlin fehlten und aus fernen Handschriften wol noch mehr zu schöpfen sei. Vor allem aber stellte sich die Nothwendigkeit heraus, Länder und Völker kennen zu lernen, und so folgen nun (nach neunjährigem ruhigen Arbeiten in Berlin)

eine Reihe von Reisen, von denen meine geschichtlichen Bücher zeugen. Anderes habe ich in Reisebeschreibungen dem Publikum vorgelegt, noch einiges Ungedruckte wird in den Mittheilungen aus meinem Briefwechsel Platz finden. Einen großen, nur zu oft gegen mich ausgesprochenen Irrthum, will ich sogleich an dieser Stelle berichtigen, daß nämlich meine Reisen für mich eine bedeutende Einnahmequelle gewesen wären. Alles Honorar, was ich in dieser Beziehung erhalten habe, reicht bei weitem noch nicht hin, die Kosten der einen Reise nach Nordamerika zu decken. Ferner geht ja vom Ertrage des Bücherschreibens ab, die bedeutende Ausgabe des Bücherkaufens u. s. w.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

In den Herbstferien des Jahres 1827 unternahm ich meine erste Reise nach Paris, und benutzte die mir knapp zugemessene Zeit aufs fleißigste zunächst die damalige Gegenwart und das allgemein Sehenswerthe kennen zu lernen. Aus meinen sehr umständlichen Berichten habe ich indeß (um unzähligemal Gesagtes nicht unnütz zu wiederholen) nur sehr weniges in die Beilagen aufgenommen. So, aus langen Theaterkritiken, nur dankbares Lob*) der trefflichen Demoiselle Mars, und eine Nachricht über das englische Schauspiel in

---

*) Hegel schreibt seiner Frau (Werke, XVII, 603): „Raumer hat heute Mittag Audienz bei Mademoiselle Mars; Cousin findet es lächerlich, zu ihr zu gehen, — zu Talma, oder Madame Pasta — wenn sie noch da wären — hätte er mich geführt." — Meine Erzählungen erweckten in Hegel den eifrigen Wunsch, Mademoiselle Mars persönlich kennen zu lernen, und ich schlug ihm vor, sich durch Cousin bei ihr einführen zu lassen. Tags drauf kam dieser in höchster Aufregung zu mir und sagte: „Dies sei ganz unmöglich, denn bei Hegel's Persönlichkeit und Sprechweise würden sie beide unfehlbar durch irgendeinen aus der theatralischen Gesellschaft dargestellt und lächerlich gemacht werden."

Paris, oder vielmehr nur über die Aufführung des „Hamlet“, mit Weglassung einer ähnlichen, aber zu langen Beurtheilung des „Othello“ und „Romeo“. Politische und religiöse Betrachtungen haben im Ablaufe der Zeit meist ihre Erledigung, ja Bestätigung gefunden. — Jedenfalls hatte ich sehr viel durch diese kurze Reise gelernt; mich aber zugleich überzeugt, daß zu den für mich nothwendigen geschichtlichen Forschungen viel mehr Zeit gehöre, mithin später ein längerer Aufenthalt in Paris nöthig sei.

Manche auf jener ersten Reise gemachten Erfahrungen benutzte ich für eine 1828 herausgegebene Schrift: „Ueber die preußische Städteordnuug, nebst einem Vorworte über die bürgerliche Freiheit, nach französischen und deutschen Begriffen.“ Daß ich nicht überall das Französische höher stellte, ward in Paris lebhaft gerügt, und auch in Berlin erhob Herr Geheimrath Streckfuß Einwendungen gegen etliche meiner Ansichten und Behauptungen. Dies veranlaßte mich, den Haupturheber der Städteordnung, den Herrn Minister Stein, um eine authentische Erklärung zu bitten. Sie lautete günstig für mich, wie aus der in den Beilagen aufgenommenen Abschrift hervorgeht. Selbst die Stadtverordneten und ihr Vorsteher Herr Hofrath Behrend erklärten sich beifällig, obgleich ich einer mir bedenklich erscheinenden Erweiterung ihrer Rechte widersprochen hatte. Die Verschiedenheit unserer Ansichten that dem freundschaftlichen Verhältniß zu Herrn Geheimrath Streckfuß keinen Eintrag; wogegen ich, sehr unerwartet, in einen unangenehmen Streit mit dem mir vorgesetzten Ministerium gerieth. Ich würde ganz davon schweigen, wenn nicht

— Ich gestand, daß ich an Hegel's Vorschlag schuld sei, und rieth Cousin ihm zu sagen: „Ich habe einen schlechten Geschmack; und es lohne sich nicht, die Mars persönlich kennen zu lernen. Cousin befolgte meinen uneigennützigen Rath; und so erklärt sich jener Bericht Hegel's an seine Frau.

die wichtige Frage über die literarische Unabhängigkeit der Professoren dabei zur Sprache gekommen wäre.

Ich hatte in meiner Schrift (S. 42)*) gerügt: daß viele Schulen zu wenig Rücksicht auf den künftigen Lebensberuf nähmen und oft daselbst mit großem Zeitaufwande Dinge gelehrt würden, welche unbrauchbar blieben und die man schnell vergesse. Hierüber ließ sich streiten, Form und Inhalt berichtigen; als mir aber in einem Ministerialrescript gesagt wurde: ich habe in einer unwürdigen und oberflächlichen Weise abgesprochen, glaubte ich mich (ausnahmsweise und gegen meine sonstigen Grundsätze) vertheidigen zu müssen. Diese Vertheidigung vom 19. Juni 1828 (siehe die Beilagen) finde ich so verständig und gemäßigt, daß ich noch jetzt (nach 33 Jahren) nicht begreife, wie das Ministerium am 12. Juli so leidenschaftlich antworten und mich in 10 Thaler Strafe nehmen konnte. Hieran reihte sich meine zweite Vertheidigung vom 10. August, und ein nothwendig gewordenes Schreiben an Rector und Senat, welche ich ebenfalls nachzulesen bitte. Zu diesem Schriftwechsel gesellte sich zuletzt ein Gespräch mit dem Herrn von Kamptz, welchem für den erst kürzlich verreiseten Herrn von Altenstein, die Leitung der Geschäfte einstweilen zustand.

Ich. Warum wollen Sie, nach den wider mich erhobenen Beschuldigungen nicht den Weg Rechtens einschlagen und mich zur fiscalischen Untersuchung ziehen?

Herr von Kamptz. Das geht nicht, denn man würde Sie freisprechen.

Ich. So erlauben Sie, daß ich den ganzen Schriftwechsel dem Publikum vorlege.

Herr von Kamptz. Dafür kann ich nicht stimmen, denn das Publikum würde für Sie Partei ergreifen.

---

*) Vermischte Schriften, I, 264.

Ich. Wie kann man mich aber bei diesen Verhältnissen in 10 Thaler Strafe nehmen?

Herr von Kamptz. I so zahlen Sie doch die einmal ausgesprochene Summe: Sie gewinnen noch 40 Thaler, denn Sie haben sich mit uns wenigstens für 50 Thaler Spaß gemacht.

Ich. Gut, ich will zahlen, unter der Bedingung daß ich das letzte Wort behalte, und das Ministerium mein Schreiben vom 10. August nebst dessen Beilage stillschweigend hinnehme.

Herr von Kamptz ging diesen Vertrag um so williger ein, da der ganze Angriff wider mich nicht von ihm herrührte.

— — — Ich muß jetzt über meinen Austritt aus dem Obercensurcollegium Bericht erstatten. Bei der Gründung desselben hatte der Kanzler, wie gesagt, die löblichsten Absichten. Unabhängige wissenschaftlich gebildete Männer sollten nach sehr freisinnigen Grundsätzen in letzter Stelle entscheiden. Mehrere Gründe trafen aber zusammen, eine ganz entgegengesetzte Richtung allmählich zur Herrschaft zu bringen: Aengstlichkeit und Charakterschwäche einiger Mitglieder, tyrannische Absichten anderer nur ihre eigenen Ansichten zu dulden und aussprechen zu lassen, eigenmächtige Einmischung der obern Polizeibehörde. Wenn insbesondere der Geheimrath Tschoppe seine Meinung im Censurcollegium nicht durchsetzen konnte, so machte er sie als Mitglied des Polizeiministeriums geltend; sodaß jener Behörde, trotz aller Widersprüche, die unabhängige Entscheidung in Wahrheit genommen ward, und die weniger muthigen Mitglieder fanden es kürzer, gerathener und bequemer, Herrn Tschoppe nicht mehr zu widersprechen, sondern sich ihm nur unterzuordnen.

Oft hatte ich Veranlassung besondere Abstimmungen zu übergeben, welche aber meist erfolglos zu den Acten gingen. Als z. B. einst Ancillon und Schöll verlangten, daß die

„Staatszeitung" streng zurecht gewiesen und beschränkt werde, weil sie Dom Miguel nicht genug lobe, und die Grundsätze der „Gazette" und „Quotidienne" nicht verkündige und anpreise, sagte ich unter anderem in einem solchen Votum: „Mir scheint das Princip des echten Monarchismus und der Legitimität in Dom Miguel keineswegs den besten Repräsentanten zu finden, und Bedenken gegen sein Recht und seine Regierungsweise, die von allen europäischen Mächten erhoben wurden, kann ich nicht als «böswillig und jakobinisch» bezeichnen. Es gibt Jakobiner in den höchsten und niedrigsten Regionen, und einzelne Herrscher haben dem Monarchismus mehr Schaden gethan, als viele Demagogen. So wenig ich es also passend finde, daß das Obercensurcollegium sich zum Vertheidiger Dom Miguel's aufwerfe, so wenig läßt es sich rechtfertigen daß es bourbonidischer gesinnt als Karl X., den Druck dessen in Berlin verhindern will, was jener in Paris verstattet. Oder soll etwa, wenn dort ein Ministerialwechsel einträte, die «Preußische Staatszeitung» gleich dem Chamäleon die Farbe wechseln? Wenn die Grundsätze Dom Miguel's unseren König leiteten, so stände es um unsere bürgerliche Freiheit sehr schlecht, und wenn die religiösen Principien der «Gazette» und «Quotidienne» durch die «Staatszeitung» inoculirt werden könnten, so würden, statt christlicher Duldung, Verfolgungen und tyrannische Kirchenherrschaft über uns einbrechen u. s. w. — Darin liegt meines Erachtens der wesentliche Streitpunkt, daß unsere Gegner in letzter Stelle die volle geschichtliche Wahrheit nicht wollen, sondern sich für berufen halten, dieselbe in irgendeiner einseitigen Richtung zu erklären und vom Bösen zu reinigen. Dieses Böse (auf welcher Seite man es auch suche und finde) gehört ja aber, sofern es historisch wirklich wird, eben mit zur geschichtlichen Wahrheit; — sonst behandelt man dieselbe wie jener Mann, der den Geschichtslehrer seiner Kinder wegjagte, weil er ihnen von Königen und

Republiken auch ungerechte und verwerfliche Thaten erzählte. Nach dieser Ansicht würden wir durch die Zeitungen noch nicht erfahren haben, daß Ludwig XVI. hingerichtet sei; man würde ganze Jahre aus der Geschichte ausstreichen müssen. — — —

„Auf dem eingeschlagenen oder anempfohlenen Wege würde in unserem Vaterlande (das sich durch echt freisinnige Einrichtungen, durch Bildung aller Stände, durch Liebe zu Ordnung und König aufs vortheilhafteste auszeichnet) bald eine Vormundschaft eingeführt und ausgeübt werden, drückender und ertödtender als in den Ländern, mit welchen Preußen jetzt immer Schritt gehalten hat; oder nach dem Muster derjenigen Reiche, die in ihrer Bildung still stehen oder zurückgehen.

„Zum Schutze echter Freiheit eingesetzte Behörden sollen sich von jeder Parteiansicht und einseitiger Leitung freihalten und nicht wähnen, sie seien im Stande die Erziehung und Entwickelung vieler Millionen von einem Punkte aus zu leiten, welcher wahrlich nicht der allmächtige des Archimedes ist. Könnte man die öffentliche Meinung, oder besser Ueberzeugung, dadurch leiten und gewinnen, daß man einem paar Censoren Gänsefedern zum Ausstreichen in die Hände gäbe, so wäre freilich die politische Universalmedicin erfunden. Sowie jede Universalmedicin, möchte aber auch diese im Ablaufe der Zeit, vor dem unparteiischen Richterstuhl der Geschichte, als Quacksalberei verurtheilt werden.“ — So meine Abstimmung.

Als endlich ein Bericht über diese Sache an den Minister Bernstorff erstattet wurde, bediente dieser unsere Gegner mit höflichen Redensarten, that aber nichts von dem, was sie verlangten. Von anderen Censurthorheiten wäre viel zu erzählen: nur Einiges zur Probe. Man verbot noch nicht gedruckte Bücher, weil dem Verfasser nichts Gutes zuzutrauen

sei. In einem Berichte über ein Mittagsmahl bei Jagor, war das Essen nicht gelobt. Der Censor legte jenen dem Speisewirthe vor, welcher erfolgreich darauf schrieb: „Non imprimatur." — Es ward verbreitet daß eine Schrift, welche den Grafen Redern beleidigte, von Spontini herrührte. Dieser entwarf eine Erklärung, daß er nicht der Verfasser sei und von ihrem Ursprunge nichts wisse. Sein angeblicher Freund, Geheimrath T—, las diese Erklärung und billigte dieselbe. Als der Abdruck dennoch verweigert ward, ging Spontini zum Präsidenten des Obercensurcollegiums Geheimrath von Raumer, welcher sogleich die Erlaubniß zum Abdruck der ganz unverfänglichen Erklärung ertheilte. Jetzt eilte Herr T— zu diesem, überredete ihn, daß Graf Redern durch jene Erklärung sehr beleidigt werde, und setzte das Censurverbot durch: — damit, wie man behauptete, sein Antheil an der Schrift und Spontini's völlige Unschuld nicht an den Tag komme!

Nachdem das Obercensurcollegium meine Rede zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier Sr. Majestät des Königs, wie ein Quintanerexercitium durchcorrigirt, ihren Abdruck ganz unmöglich gemacht hatte und die verfolgte Richtung meinen Ueberzeugungen widersprach, besuchte ich die Sitzungen nicht mehr, und forderte, als man dies verlangte, meine Entlassung. Dies Abschiedsgesuch ward wider mein Wissen und Willen gedruckt, wie die Beilagen umständlich erweisen. Meine Theilnahme und Mitwissenschaft wäre eine Unschicklichkeit, keine verbotene Handlung gewesen; doch eröffnete man wider mich, nach meinem Austritte, eine weitläufige Untersuchung. Es war nicht schwer, die mir vorgelegten Fragen zu beantworten: das Obercensurcollegium war etwas eingeschüchtert, beharrte indeß im Ganzen auf der betretenen Bahn.

Als ich später meine „Beiträge zur Geschichte Friedrich's II." herausgab, ward es verboten, sie in den Zeitungen anzu-

zeigen. Man ging nicht darauf ein amtlich Gründe anzugeben, verbreitete aber: ich hätte, abscheulich, den König als einen Trunkenbold dargestellt. — Der englische Gesandte (dies hatte ich aus englischen Gesandtschaftsberichten mitgetheilt) forderte nämlich von dem preußischen Minister von Podewils eine Erklärung über etwas, das ihm der König gesagt habe. „Wenneher“, fragte Herr von Podewils, „hat er es gesagt?“—„Gestern, nach Tische.“—„Ueber das was man nach Tische spricht, gibt man keine Erklärung.“ Dem Könige gefiel diese gewandte Ablehnung.

Weit mehr Noth, als durch diese böswillige Misdeutung, entstand für mich durch meine Schrift über Polens Untergang.

Ich will in dieser Beziehung hier nur das wiederholen, was ich in der Vorrede zum zweiten Bande meiner „Vermischten Schriften“ gesagt habe. Der Aufsatz: „Polens Untergang“ (gedruckt nach dem Mislingen des Aufstandes von 1830), war von Abgeneigten dem Könige Friedrich Wilhelm III. in einem so übeln Lichte dargestellt worden, daß er meine damalige Wahl zum Rector der Universität Berlin nicht bestätigte. Gleichzeitig sah sich der Minister von Kamptz durch einen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ zu dem irrigen Glauben veranlaßt: ich hätte das, jetzt S. 492 wieder Abgedruckte von dem Könige Friedrich Wilhelm III. ausgesagt; und schon hatten zwei Ministerien beschlossen mich zur fiscalischen Untersuchung zu ziehen, als sich beim endlichen Lesen meiner Schrift ergab, daß jene Stelle einer im Preußischen schon öfter gedruckten Bekanntmachung der Polen über König Friedrich Wilhelm II. entnommen war. Herr von Kamptz zürnte später sehr über den Schreiber dieses und anderer verwandten Zeitungsartikel, und entschuldigte sich gegen mich wegen seines auf Täuschung beruhenden Verfahrens. Auch blieb es nicht verborgen, wer die Bolzen gegen mich gedreht und abgeschossen hatte.

Bald darauf erhielt ich von dem gerechten, nunmehr besser unterrichteten Könige unmittelbar den Auftrag, eine Darstellung der Verhältnisse Preußens zu Polen in den Jahren 1830—32 aus amtlichen Quellen zu entwerfen: denn das Publikum werde mir als einem unparteiischen, aufrichtigen Manne Glauben schenken. Der von diesem königlichen Auftrage anfangs nicht unterrichtete Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Ancillon, schrieb mir später: „Ich würde Gelegenheit haben, den übeln Eindruck meiner ersten Schrift zu verwischen, Irrthümer zu berichtigen" u. s. w. Hiezu erklärte ich mich in meiner Antwort*) sehr gern bereit, sobald Herr Ancillon mir Irrthümer nachweise und unbekannte glaubhafte Quellen vorlege. Beides ist unterblieben, und erst in London und Paris wurden mir alle Gesandtschaftsberichte anvertraut, welche ich zur Verbesserung der dritten Auflage meiner Schrift gewissenhaft und dankbar benutzt habe.

---

*) Diese Antwort fehlt in den Acten.

Mittheilungen aus Raumer's Briefwechsel.

Manso an Raumer.

Breslau, den 2. März 1820.

— — — Voß contra Stolberg und Stolberg contra Voß. Eine Menge Leute rühmen Voß unbedingt als den rüstigen Kämpfer für Recht und Wahrheit. Ich kann in dieses Lob unmöglich einstimmen. Er stellt einen geliebten Freund, einen Mann, dem man nichts vorwerfen kann, als daß er seinen Adel nicht wegwarf (was kein Adelicher soll) und in dem Protestantismus keine Nahrung für sein Herz fand (wofür er nicht kann), nach 20 Jahren an den Pranger, und wozu? Ist die Gefahr, in der wir, dem Katholicismus gegenüber, leben so groß? Gehen doch oft Katholiken zu uns über (z. B. Kayßler, Rohowski)? Erhält Wien nicht eine protestantische Universität? Zählt die münchener Akademie nicht mehrere protestantische Mitglieder? u. s. w. Und wer ist es denn, der gegen den Katholicismus eifert? Voß der Naturalist. Ich bin mit vielem, was in unsern Tagen vorgeht, höchst unzufrieden, aber das Häßlichste ist doch die Verkehrung und Verdrehung aller sittlichen Grundsätze. Ob ich den aus Beschränktheit, oder in guter Meinung Irrenden ohne Schonung lästere, oder eine wirklich schwarze That beschönige, wie De Wette, ist gleich unrecht und schändlich. — — — — Raumer's „Italienische Städte" bis S. 32. Die Menge von Einzelheiten, die hier zusammengestellt sind, hat mich

wirklich überrascht. Aber rechnen Sie nur nicht darauf, daß viele sie Wort für Wort lesen werden, wie ich. So etwas schreibt man immer nur für wenige. Zum Glück ist die Erkenntlichkeit dieser wenigen mehr werth, als der laute Beifall der Menge.

Raumer an Manso.

Berlin, den 11. April 1820.

— — — — Dieser Tage habe ich einmal wieder nach alter Weise tüchtig auf die Philologen geschimpft. Zur Gemüthsergötzung zwischen den unzähligen statistischen Zahlen nehme ich den Theokrit, ed. Heindorfii, zur Hand und siehe (was ich freilich vor mehreren Jahren schon einmal erfahren) alles, was ich nicht will, steht darin und alles, was ich nicht weiß und wissen will, — fehlt. Und so wenig ich auch regelrecht Griechisch weiß, so gibt's doch Leute genug, die noch weniger wissen. Für diese alle sorgt niemand, sondern die Herren reden hoch oben im Hühnerkorb ihr philologisches Rothwelsch immer weiter. Wahrhaftig, die alten Ausgaben ad modum Minellii sind brauchbarer. — — —

Manso an Raumer.

Breslau, den 4. Mai 1820.

— — — — Daß Sie sich über Heindorf's „Theokrit" geärgert haben, geschieht Ihnen sehr recht. Was geht Sie

denn eine rein kritische Ausgabe an? Nehmen Sie dafür Kießling's Ausgabe zur Hand. Leider steht auch hier eine Menge Zeug, was man, nach Ihrer lobenswerthen Methode, überhüpft; aber man erfährt doch wenigstens, daß man einiges gar nicht verstehen kann, ferner, daß sich einiges nur errathen läßt, und endlich, wie das zu verstehen ist, was man von selbst versteht. — — — —

Steffens an Raumer.

Breslau, den 13. Mai 1820.

— — — — Wenn ich die Theile der „Geschichte der Hohenstaufen", die ich gelesen habe, wenn ich die Blume Ihrer Herbstreise, die Geschichte der letzten Auflösung des venetianischen Staats, wenn ich Ihre beiden Aufsätze in den „Jahrbüchern der Literatur" lese und diese vor allen, dann finde ich daß Sie ein Talent besitzen, welches in diesem Grade Ihnen durchaus eigen ist, was Sie sich nicht gegeben haben, weil sich's keiner geben kann, das bewundernswürdige Talent, eben das geheime, verborgene, verständige Band der Ereignisse zu finden, wodurch Sie sich den Alten am meisten nähern. Es geht Ihnen wie den meisten, die ein wirkliches Talent haben, es ist eine wahre Inspiration und die Reflexion vermag das Talent nicht zu erreichen. Man kann, wenn Ihre Werke fertig daliegen, ohne allen Zweifel vieles höchst Wichtige für die Theorie der Geschichtsforschung herausheben. Sie können das aber nicht, Ihnen ist das viel herrlichere Geschäft übertragen, es darzustellen. Daher ist das, was Sie über geschichtliche Kunst sagen, weit hinter allem, was Sie liefern. Wenn Sie von einer Zeit und ihren Ereignissen ergriffen

sind, leben Sie ganz in ihr. — Wie der Philosoph sich der Idee, soll der Geschichtschreiber sich den mannichfaltigsten Ereignissen ganz hingeben. Hervortreten soll er nie. Die Verwirrung drängt sich ihm zuerst auf, sie quält ihn, alles häuft sich chaotisch, durchkreuzt sich nach allen Richtungen, die Ordnung keimt langsam, die Geburt der geordneten Verhältnisse ist schmerzhaft, aber sicher. Sie müssen eine gewisse Zuversicht besitzen in Ihren Arbeiten, die eben das Erheiternde ist, und selbst in den mismuthigen Stunden der Wehen müssen Sie das Gefühl der wahren Geburt empfinden und die zukünftige Freude. Die Aufsätze in den „Jahrbüchern" sind in dieser Rücksicht große Meisterstücke, und ich habe die Freude, solche Werke ausführen zu können, rein und tief mit Ihnen gefühlt.

Raumer an Manso.

Berlin, den 30. Juni 1820.

Ein aus Mecklenburg berufener Professor extr. Med. W. hält eine Antrittsrede und läßt sie drucken. Für mich, den Verehrer des Mittelalters, ein gefundenes Essen; aber die Philologen kreuzigen und segnen sich über den von ihm gewünschten Orbem extensiorem efficacitatis. — Medicinam semper cum amore feci. — Mature jam in me progerminatum est votum — prodilectio mane (heißt in früher Jugend) jam mentem occupaverat, und was der Dinge mehr sind, die mir so wenig Anstoß gaben, als wenn er declinirt hätte mensa, mensi, worüber aber selbst der weise Senat berathen und der gefährdeten Universitätsehre, Bröder's Grammatik als Schild vorhalten will. Wäre der Mann so klug wie ich und kennte sich selbst so wie ich, so hätte er

Ihnen das Ding zum Corrigiren geschickt. — So unglaublich groß nun aber, aus bekannten Gründen, meine Duldsamkeit gegen schlechtes Latein ist, so habe ich denn doch daran Anstoß nehmen müssen, daß — auch der Inhalt im allerhöchsten Grade ledern und trivial ist. — — —

Raumer an seinen Bruder Karl.

Berlin, den 16. Juli 1820.

Du schreibst mir: „Verliere Dich nicht in Wissenschaft. Eins ist noth.“ — Einverstanden; aber ich sehe zwischen dem Einen und der wahren Wissenschaft keine Feindschaft, keinen Gegensatz. Freilich gibt's eine falsche Wissenschaft, aber auch eine falsche Frömmigkeit; die letzte ist so wenig werth, als die erste, und scheint fast mehr Mode zu werden als jene. Wenigstens kenne ich Leute, die ihre Faulheit und den heimlichen Hochmuth und die Verketzerung anderer gar gern hinter Frömmeleien, Hosiannasingen verbergen oder damit zudecken möchten; die auf ihre Aeltern, die in harmonischerem Maße sich bewegt, herabsehen, und mit ihrer einseitigen Uniform Götzendienst treiben. — Das Eine, was noth thut, erlangt man nicht durch Vergraben seines Pfundes, nicht durch Ueberschätzen desselben. So ist's mir zum mindesten unverständlich, wenn Fr. Schlegel von Tieck verlangte, er solle seinen ihm von Gott gegebenen Beruf an den Nagel hängen, und ich weiß nicht was beginnen oder nicht beginnen. Es kann vor Gott wichtiger und würdiger sein Schwefelhölzer schneiden, als die Hohenstaufen schreiben; aber ich wäre doch ein Narr, wenn die hieran sich reihende Demuth solche Skepsis oder

zuletzt solcher Hochmuth würde, daß ich mich auf Schwefelholzschneiden legte. Uebrigens weiset keine Wissenschaft bestimmter auf Gott und Vorsehung hin als die Geschichte, und selbst ganz äußerlich genommen muß ich mich mehr mit Kirche und Religion beschäftigen, als die meisten Pastoren. Das alles ist keineswegs gegen Dich gesagt; wie denn überhaupt niemand weniger als ich meinen kann, daß eine Rinde für alle Bäume passe. Aber Bäume ohne Rinde gehen aus, und ohne Kern sind sie hohl. Also beten und arbeiten, darin sind wir wieder einig.

Raumer an Manso.

Dessau, den 23. September 1820.

— — — Seit ich Vorstehendes schrieb, habe ich schon wieder einem Erntekranz beigewohnt und mich mit Bauer- und Kuhmädchen demagogisch umhergetrieben. An die vornehmen Damen wage ich mich dagegen mit meinen außer Uebung gekommenen Füßen nicht gern. Unter den demagogischen Touren verdient besonders eine Erwähnung, wo Chapean und Dame erst gegeneinander einen tiefen Diener machen, dann sich umdrehen und so zusammenstoßen, daß sie einige Schritte auseinander prallen oder gar zu Falle kommen. — Meine Schwester forderte einen Hofmeister (de la basse-cour) auf, mit ihr zu tanzen, erhielt aber zur Antwort: „Ne, Frelen Agneschen, die Kühe kommen!“ So war der Mann seines Berufs eingedenk. — Ein sehr langer Kerl mit einem Maskengesicht hatte sich einen Blumenstrauß mit einer gewaltig großen Orange vorgesteckt, welche beim Drehen seiner Dulcinea jedesmal aufs Maul schlug. Als diese mit einem andern tanzte, rief er: „Lore, Lore!“ und als sie endlich ungern abbrach

und fragte, was sie solle, reichte er ihr ein Stück Kuchen und sagte: „Da, friß!" — Ein Mädchen schlägt einem das Tanzen ab und beruft sich gegen den zweiten, welcher sie aufforderte, darauf daß sie eben jenes Abschlagens halber nicht Ja sagen könne. „Mein Seele", fällt hierbei der erste ein, „hättest Du mit dem getanzt, ich hätte Dich in den Mist geschmissen." So die plebeje Justiz; das moderne Point d'Honneur hätte sich an den Herrn gehalten.

Manso an Raumer.

Breslau, den 21. August 1820.

— — — — Ich zweifle sehr, daß ich mich je zur Lesung eines indischen Gedichts entschließen werde. Kayßler, um dem sittlichen Sinn seiner Schüler beizukommen, hat in seinem neuesten Programm eine Stelle aus „Mahabharatha" abdrucken lassen. Um doch auch etwas sittlicher zu werden als ich bin, fing ich getrost an zu lesen und lese: „Wie ich, der Gänse Wort hörend, Nischhadder's Herrn zum Mann erkor, mögen Kraft dieser Wahrheit wohl, nun die Götter ihn zeigen mir." Sowie ich das verzweifelte Gänsewort hörte, war alle meine Andacht zum Teufel; auch bin ich nicht vermögend gewesen, eine andächtige Stimmung wieder zu recuperiren.

Die Herzogin von Dessau an Raumer.

Dessau, den 24. Januar 1821.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für die mir übersendeten „Vorlesungen über alte Geschichte“, Sie haben mir sehr große Freude dadurch gemacht, und ich verspreche mir recht vielen Genuß von dem, was Ihrer geübten und geistreichen Feder entflossen ist.

Geschichte ist gewiß das allerinteressanteste Studium, wenn man sie nicht blos lernt, um sein Gedächtniß mit Zahlen und Begebenheiten anzufüllen, sondern um den Menschen darin kennen zu lernen und Gottes weisen Führungen nachzuspüren, und daher hat alles, was Bezug auf dies Fach hat, großen Werth für mich.

Raumer an Hagen.

Berlin, den 1. Februar 1821.

Heut, den 1. Februar, vor vier Jahren feierten wir auf dem finstern Vesuv einen der heitersten und glänzendsten Tage unseres Lebens, und heut ist in der Gegenwart für mich wiederum ein Festtag, was ich wol keinem andern eher zu melden habe als Dir, seit so vielen Jahren meinem unermüdeten Nebengespann auf der verwandten Bahn. Heut habe ich die letzten Zeilen an der Geschichte meiner Hohenstaufen niedergeschrieben, und so viel auch noch zu erziehen ist, so viel auch noch an der Pracht und Trödelgarderobe der Antiquitäten jener Zeit zu thun ist; die Geburt des Kindes habe ich glücklich überstanden, ob mir gleich während der fast siebzehnjährigen

Schwangerschaft manch Haar grau geworden und der Tod so nahe gekommen ist, daß ich dessen oft und so auch heute recht ernstlich gedenke. Nur einmal wagt, hofft und arbeitet man so im Leben; ein zweites Werk solcher Art duldet und fördert die eilige Zeitlichkeit nicht. Glücklich, wer Ausdauer hat für langsame Bildungen und sich nicht hinreißen läßt, zu mondkälbern. Darin rühme ich mich, das Geleistete sei dereinst wie es sei; und Deine treue Gespannschaft hat mich oft gestützt, wenn ich so einsam und ohne Theilnahme oder Lobrednerei des Tages, in aller Stille nicht blos arbeiten mußte, sondern auch Liebe und Begeisterung in aller Frische erhalten sollte.

Der Hofrath Heeren an Raumer.

Göttingen, den 12. Februar 1821.

Durch die Dieterich'sche Buchhandlung, mein verehrtester Herr, erhielt ich Ihre „Vorlesungen über die alte Geschichte". Unmittelbar vorher hatte ich Ihre beiden Abhandlungen, die hinter dem dritten Theile des vortrefflichen Werkes von Manso stehen, mit dem größten Interesse gelesen. Urtheilen Sie also selbst wie angenehm mir Ihr Geschenk war. Während einer Unpäßlichkeit, von der ich noch nicht völlig wiederhergestellt bin, sind Sie abwechselnd mit dem „Speeches" von William Pitt meine Lectüre gewesen, mit denen Sie bei aller Verschiedenheit der Form und des Inhalts in Einer Rücksicht übereinkommen; nämlich in der Klarheit der Ansichten und der Darstellung. Mein unüberwindlicher Ekel vor allem politischen Sophistengeschwätz macht, daß ich vielleicht drei Viertheile unserer politischen und historischen Schriften ungelesen lasse, sobald ich jenen Charakter darin wahrnehme; desto

werther sind mir diejenigen, die, wie die Ihrigen, und die des würdigen Manso von diesen herrschenden Fehlern der Zeit sich so ganz rein erhalten! Darf ich Ihnen die beikommenden Untersuchungen über die Quellen der Biographien Plutarch's als ein, wenn auch nur geringes Gegengeschenk anbieten? Ich bin weit davon entfernt, mir selber bei dieser Arbeit Genüge geleistet zu haben. Doch ist wol manches in der alten Geschichte dadurch zuverlässiger geworden, und erfreulich wird es auch für Sie sein zu sehen, daß von manchen höchst schätzbaren Werken des Alterthums uns durch Plutarch weit mehr Auszüge erhalten sind, als man bisher wußte. Sallust wird nicht mehr die einzige Hauptquelle für Catilina's Verschwörungsgeschichte bleiben, wenn man weiß, daß Cicero's Erzählung davon in seiner Biographie erhalten ist.

Raumer an Manso.

Berlin, den 9. März 1821.

— — — — Ich kann gar nicht zum Recensiren kommen, und will auch gar nichts mehr darüber versprechen, um nicht so oft zum Lügner zu werden. Liegt die Arbeit nicht ohnehin auf meinem Wege, so bleibt sie gewiß liegen. In der Regel ist die Kritik unfruchtbar und ich will lieber alle meine Kräfte zusammenhalten um etwas Tüchtiges zu erzeugen, als Mittelmäßiges zu pflegen oder Schlechtes auszuflegeln. Leider aber nimmt dies kritische Bestreben auf höchst trockene und anmaßliche Weise unter den jungen Leuten überhand, wogegen die viel erfreulichere, mehr versprechende Begeisterung ganz abhanden kommt, oder mit falscher Vornehmheit zur Seite gestellt wird. Als mehrere Studenten eines Abends bei mir

waren, ließ einer den Sie wol noch kennen, seiner kritischen Weisheit freien Lauf, bis er zuletzt so weit kam, zu behaupten, seit zehn Jahren schreibe Goethe schlecht deutsch, Jean Paul sei ein Confusionarius u. s. w. Da lief mir die Laus über die Leber und ich wusch ihm den Kopf dermaßen, daß er weder Haus noch Collegium weiter besucht hat. Habeat sibi, und vor solchen Stockfischen soll man seine Begeisterung ausschütten; die kleinsten Rechenpfennige sind ihre hochverehrte Münze. Glaube an einen Lehrer, Liebe zu ihm, fällt fast ganz weg und gilt für Götzendienst; und was für Götzen machen sich diese kleinen Leute! Sie selbst sind ihr eigener, nicht Urstier (damit es Rhode nicht übel nimmt) sondern ihr eigener Urochse, aus dem alles Zeug emanirt.

Manso an Raumer.

Breslau, den 19. August 1821.

— — — Den Vossischen „Aristophanes" habe ich nicht länger als eine Stunde auf meiner Stube geduldet. Für den Aristophanes ist Voß eine viel zu ernsthafte Bestie. Einen Aristophanes, wie er uns gibt, hätten die Athenienser geradezu ausgepocht. Sie sehen, ich bin ganz wieder in meinem alten Gleise und Fleiße.

Wohl hatten es die alten Historiker besser als wir. Die Ursachen selbst aber scheinen mir folgende: 1) Die innere Geschichte kümmerte sie wenig. Sie nahmen sie mit, wenn's gerade in den Text paßt. 2) Die politischen Verhältnisse sind noch gar nicht verschlungen, die Welt nicht verbunden, alles einfach und einzeln. 3) Was sie beschrieben, den Krieg, kannten sie besser als wir Stubengelehrten. 4) Endlich sie

wurden und ihre Sprache war ganz eigentlich zu dem was in ihrem Werke am meisten heraustritt, zur Wohlredenheit gebildet. Da trete unsereiner einmal auf und webe Reden ein. Er wird schön angelassen werden. Was wir in der Art beibringen, müssen wir gleichsam als Contrebande einschwärzen.

Raumer an Manso.

Dresden, October 1821.

— — — Eine Menge Leute gehen bei Tieck aus und ein, darunter auch gar viele ihm z. B. zugeschickte neue Altdeutsche. Was radotiren diese Menschen! Einer z. B. der lange eingesteckt war, äußerte: „Hermann und Dorothea" (auf dessen großen Hintergrund wir ihn aufmerksam machten) sei kleinlich; im ganzen „Götz" nur eine gute Bemerkung, „Iphigenia" widerlich, und „Faust" die einzige, jedoch negative That Goethe's! Wahrlich bei solchen Reden weiß man nicht, ob man aus Mitleid weinen, oder aus Zorn dreinschlagen soll. Ich konnte nicht umhin ihm zu sagen: da er in der Jugend schon so stark in der Kritik sei, wie stark werde sich im Alter die Begeisterung einfinden. — Welch ein abgestumpftes, übersattes Wesen. Alles was Großes in Deutschland war und ist, gilt gar nichts vor diesen Leuten; alles gilt ihnen ihre rohe Unwissenheit, ihr lederner Aberglaube. — Wie sollen Könige und Obrigkeiten bestehen, wenn der erste deutsche Dichter diesen unbärtigen Weisen ein Stümper und Lump ist! — Wie andere Poeten von diesem Rahdamant behandelt wurden, können Sie leicht denken! — — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 14. October 1821.

— — — Ueber Görres neues Buch ist im Censurcollegium hin und her votirt worden. Einige gegen, einige für das Verbot. Noch weiß ich nicht was geschehen wird, wohl aber daß das Verbot post festum kommt, wenn es anders ein Fest ist, das Buch durchzulesen. Dicke schwüle Gewitterluft, Finsterniß, Donner und zwischendurch erleuchtende Blitze. Diese Art ist weder populär, noch dichterisch, noch classisch, noch dumm, noch weise, sondern ein Mélange von allem, die mit der Zeit aus der weinigen Gährung ein Uebergewicht in die sauere und faulige erhalten wird. Schade daß ein so geistreicher, talentvoller Mensch, statt sich mit Ernst, Maß und Besonnenheit zu dem Vollendeten emporzuarbeiten, nur so umhersprudelt und brudelt, während die Engländer in Pitt und Burke zwei Männer besitzen, die, so gewiß wie Demosthenes, glänzend in die Nachwelt hinübergehen werden.

Raumer an Manso.

Berlin, den 4. November 1821.

— — — Meine Vorlesungen sind, wie ich Ihnen wol schon schrieb, im Oesterreichischen verboten, und ich schrieb darüber, weil Brockhaus es wünschte, an den Fürsten M. Diesen Brief hat jedoch A. Müller so „voll sanglanter Spitzen" gefunden, daß er vor der Hand, bis sich die Conjuncturen näher aufklären, unabgegeben bleibt. A. Müller

hat dabei an Br. erzählt: er sei mit mir zugleich beim Staatskanzler vortragender Rath gewesen, und habe die alten guten Grundsätze, ich aber das Westfälische vertheidigt. Das erste ist ganz erlogen, das zweite, wie Sie am besten wissen, ganz verdreht. — Die liebe Eitelkeit, die es am Ende, bei allem Bemühen eine politische Bedeutung zu gewinnen, doch zu nichts gebracht hat. — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, November 1821.

— — — Was Sie mir über den Tischler gesagt haben, gereicht mir zu großem Trost und Aufmunterung. Ich habe es wenigstens so gemeint, wie Sie es ansehen. Die Demokraten denken zu ungleich und geringe vom Bürgerstande, die Erfahrung habe ich schon oft gemacht. Ich habe wenigstens Handwerker gekannt, die diesem jungen Tischler sehr nahe gekommen sind. Ueber alles dieses recht bald umständlicher.

Hierbei das chronologische Verzeichniß der Stücke Shakspeare's.

Erste Periode der Shakspeare'schen Werke.
Von 1584—92.

1) Henry IV and V. Wol schon 1584—83. (Siehe Six old Plays.)
2) Locrin. 1584, etwa aber 1594 übergearbeitet. Supplement.
3) Taming of the Shrew. 1584. (Siehe Six old Plays.)
4) King Lear. Die älteste Ausgabe wol 1585. (Siehe Six old Plays.)

5) Wholy beguil'd. Alte Komödie, 1585—86. Hawkins origin.
6) Lord Cromwell. Neu 1586. Supplement.
7) The London Prodigal. Neu 1586—87, aber 1605—6 umgearbeitet. Supplement.
8) Edward III. Neu 1586—87. Von Capell einzeln herausgegeben.
9) King John. 2 Parts. 1589. (Siehe Six old Plays.)
10) Henry VI. Pars I. 1590. (1593 nach Chalmers, 1589 nach Malone.)
11) Titus Andronicus. 1590, aber 1600 übergearbeitet.
12) Henry VI. Pars II. 1590—1600. Vermehrt. (1595 nach Chalmers, 1591 nach Malone.)
13) Henry VI. Pars III. 1590—1600. Vermehrt. (1591 nach Chalmers, 1591 nach Malone.)
14) Pericles. 1591.
15) Richard III. 1591. 1594. Verbessert 1598. (1595 nach Chalmers, 1597 nach Malone.)
16) Comedy of errors. 1591. Verbessert 1594. (1591 nach Chalmers, 1593 nach Malone.)

Zweite Periode.
Von 1592—1601.

17) Romeo and Juliet. 1592, aber 1594 vermehrt und geändert. (1592 nach Chalmers, 1595 nach Malone.)
18) Sonetts. Fangen 1592 an und setzen sich bis 1601 fort, begleiten also diesen ganzen Zeitraum, sie sind aber in der höchsten Unordnung; ich glaube sie chronologisch und nach Kapiteln ordnen zu können und werde Ihnen auf Verlangen diese Anordnung mittheilen, denn in diesen Gedichten ruht doch eigentlich das ganze Verständniß Shakspeare's.
19) All's well that ends well. 1592. Vielleicht schon vor

Romeo geschrieben; doch ist in der letzten Hälfte, vorzüglich in der Prosa, vieles neu und wol um 1610 hinzugefügt. (1599 nach Chalmers, 1598 nach Malone.)

20) Two Gentlemen of Verona. 1593. (1595 nach Chalmers, 1595 nach Malone.)

21) Venus and Adonis. 1593. Supplement.

22) The passionate Pilgrim. 1593. Einige Gedichte sind nicht von Shakspeare. Supplement.

23) Lovers complaint. 1593. Supplement.

24) Rape of Lucrece. 1593. Supplement. Diese Gedichte und die Sonette sind der beste Commentar Shakspeare's für diese zweite Periode.

25) Love's labours lost. 1594. (1592 nach Chalmers, 1594 nach Malone.)

26) Richard II. 1594. Spätere Zusätze. (1596 nach Chalmers, 1597 nach Malone.)

27) What you will. 1595. (1613 nach Chalmers, 1614 nach Malone.)

28) As you like it. 1596. (1599 nach Chalmers, 1600 nach Malone.)

29) Henry IV. Pars I. 1596. (1596 nach Chalmers, 1597 nach Malone.)

30) Henry IV. Pars II. 1597. Einige spätere Zusätze. (1597 nach Chalmers, 1598 nach Malone.)

31) Marchant of Venice. 1597. (1597 nach Chalmers, 1598 nach Malone.)

32) Midsummer-night. 1598. (1598 nach Chalmers, 1592 nach Malone.)

33) Henry V. 1599. Manches später hinzugefügt. (1597 nach Chalmers, 1599 nach Malone.)

34) Henry VIII. 1600. Mancher späterer Zusatz. (1613 nach Chalmers, 1601 nach Malone.)

35) Much ado about nothing. 1600. (1599 nach Chalmers, 1600 nach Malone.)

36) Merry Wives. 1600; doch ist die Bearbeitung, wie wir sie von diesem Lustspiel jetzt in den Ausgaben haben, erst um 1609 geschrieben. (1596 nach Chalmers, 1600 nach Malone.)

37) Oldcastle. 1600 oder 1599.

38) Satiromastix. Ein polemisches Lustspiel, welches Shakspeare mit Dicker vereinigt gegen B. Jonson schrieb, 1600—1. (Hawkins origin.)

39) The merry devil of Edmonton. Wahrscheinlich ist diese Komödie von Middleton, aber die prosaischen Scenen sind nach wahrscheinlichen Gründen von Shakspeare. Dodsley's old Plays.

Dritte Periode.
Von 1601—13.

40) Hamlet. 1602—3. War eins der ältesten Werke, er ist damals ganz neu bearbeitet. (1597 nach Chalmers, 1596 nach Malone.)

41) Macbeth. 1605. (1606 nach Chalmers und Malone.)

42) King Lear. 1606—7. (1605 nach Chalmers und Malone.)

43) Timon of Athens. 1607—8. (1601 nach Chalmers, 1609 nach Malone.)

44) Taming of the Shrew. 1608. Zweite Bearbeitung. (1598 nach Chalmers, 1594 nach Malone.)

45) Yorkshire Tragedy. 1609. Supplement.

46) The Puritan. 1609. Supplement. Eins der ältesten Stücke, welches dazumal neu bearbeitet wurde.

47) King John. Die neue Bearbeitung 1609. (Alte und neue 1598 nach Chalmers, 1696 nach Malone.)

48) Caesar. 1610. (1607 nach Chalmers und Malone.)

49) Anthony and Cleopatra. 1610. (1608 nach Chalmers und Malone.)
50) Coriolan. 1611. (1609 nach Chalmers, 1610 nach Malone.)
51) Winters-Tale. 1612. Wahrscheinlich völlige Umarbeitung eines sehr alten Stücks von Shakspeare. (1601 nach Chalmers, 1604 nach Malone.)
52) Tempest. 1613. (1613 nach Chalmers, 1612 nach Malone.)
53) Othello. 1614. (1611 nach Chalmers, 1614 nach Malone.)
54) Troilus. 1614 oder 1610. (1600 nach Chalmers, 1602 nach Malone.)
55) Measure for Measure. 1615. (1604 nach Chalmers, 1603 nach Malone.)
56) Cymbeline. 1615. (1606 nach Chalmers, 1605 nach Malone.)

(NB. Edward III befindet sich in den „Prolusions etc." von Ed. Capell, sonst bezieht sich das Verzeichniß auf „Six old Plays on which Shakspeare founded his etc." (2 Bde., 1779, 8.). Die Supplemente zu Shakspeare (2 Bde. 8.) von Stevens herausgegeben und auf Hawskins „Origin. of the english Drama" (3 Bde.).

Außerdem habe ich ein Manuscript, was ich dem Dichter zuschreibe.

57) Mucedorus. Vielleicht der älteste Versuch von ihm von 1583.
58) Battle of Alicazar. Ganz wie Locrin. Wol 1584.
59) Aden of Feversham. Um 1586.
60) Fair Em. Um 1585—86.
61) Fair Maid of Bristow?? Neu 1586.
62) The Birth of Merlin. Soll von ihm und Rowley sein und ist um 1605—6 geschrieben.

Henry IV, Pars I. II, muß man doppelt rechnen, denn wir haben in Steeven's Ausgabe die völlig abweichende erste Arbeit des Dichters, ebenso die erste Ausgabe von Romeo, sowie von Henry V und Merry Wives, sodaß denn nach dieser Rechnung 67 verschiedene Werke des Dichters herauskommen; statt daß unsere Ausgaben daran nur 36—37 zählen und mit Venus, Sonetts etc. etwa 40. (Nach Malone ist also Twelfth night, nach Chalmer's Othello, nach Tieck Cymbeline das letzte Stück Shakspeare's.)

Raumer an seinen Vater.

Berlin, den 8. Juni 1822.

Mein lieber theurer Vater! Wie herzlichen Antheil ich an Ihrem Wohlergehen nehme, brauche ich nicht zu versichern, doch haben mich Ihre Klagen über Schmerzen und Franzens Briefchen, wonach Sie sich übel befinden, doppelt gerührt und meine Wünsche für Sie so gesteigert, daß ich ohne Thränen kaum daran denken kann. Möchte der Himmel Ihnen nochmals zu fester Gesundheit helfen, zur Freude der Ihrigen, zum Wohl des ganzen Landes. Hätte es aber Gott anders beschlossen, ich weiß Sie sehen es ruhiger an, und haben mehr Kraft es zu ertragen als — wir Alle. Seit vielen Jahren verkehren Sie mit dem Tode wie mit einem Freunde, der sich oft melden läßt und ausbleibt — zuletzt aber gewiß eintrifft.

Wenige können, wie Sie, so ruhig und freudig auf Ihren vergangenen Lebenslauf zurückblicken: von Jugend auf rüstig und thätig, ein Wohlthäter des Landes, ein Freund Ihres Fürsten, ein tapferer Fürsprecher der Bedrängten gegen über-

mächtige Feinde, von allen geliebt die Sie kennen, und selbst von den Wenigen geachtet, welche die eigenen Mängel, durch Misdeutung Ihres Wesens zudecken möchten. — Um sich herum eine in Liebe und Einigkeit lebende Familie, wohlerzogene Kinder und Ihr Alter erheiternde Enkel. — Der Mensch kann auf dieser Unterwelt nicht mehr thun, nicht mehr verlangen! Darauf beruht auch Ihre Heiterkeit, der feste Blick mit dem Sie gen Himmel sehen können. Alle Einwendungen, welche Atheisten gegen ein künftiges Leben vorbringen, sind trivial und schlecht; ob aber Gott nach seiner Weisheit nothwendig den Einzelnen in Ewigkeit als solchen erhalten werde und müsse, darüber kann der fromme Mensch nach seiner eigenen Einsicht schwerlich mit voller Bestimmtheit entscheiden, und vielleicht weniger als ein minder Frommer, dem seine Persönlichkeit wichtiger und dessen Wünsche unruhiger und dringender sind. Da tritt nun aber das Christenthum hinzu, füllt die Lücke, heilt die Schmerzen, und ruft uns dem zu folgen, der den Tod bezwungen hat.

Mit diesem Trost alles Trostes, wollen wir alles Leidens Herr werden, zunächst hier auf Erden, wo ich Sie zu Ihrem Geburtstage in Dessau aufzusuchen hoffe. — Und geht's dereinst hier zu Ende, so habe ich das nächste Recht und die nächste Pflicht Ihnen nachzufolgen. — — —

Raumer an Manso.

Berlin, März 1822.

— — — Ich fordere Sie wiederholt auf, Schlegel's Vorlesungen über die Literatur zu recensiren. Das Buch ist sehr

geistreich und sehr wohl geschrieben; aber über seine katholische Betrachtung der Sachen, verdient er manche Weisung. Nicht daß er zu streng und feindlich über die Reformation spräche; er könnte, und oft mit Recht, Härteres sagen; aber in dem Scheine völliger Billigkeit liegen eine Menge Insinuationen, die beim Lesen nicht sowohl verwunden, als wie Ungeziefer beunruhigen. Das Ding was diese Leute Katholicismus nennen, ist ungeschichtlich, ein Fabrikat wie Fichte's Idealismus, und die Reformation wird immer als Abfall vom Guten supponirt. Sie wissen wie günstig ich von dem großartigen Bau der frühern Hierarche denke; aber es ist doch thöricht, daß der Historiker die Augen gegen die Ausartung verschließen soll. Und doch treibt es Schlegel mit ganz anderem Geist und Geschick, als etwa Stark in Theodul's „Gastmahl" und Haller. — — —

Menzel an Raumer.

Breslau, den 29. Juni 1822.

Verehrter Freund! Ihr Schreiben vom 13. dieses nebst zwei Büchern „Hohenstaufen" ist richtig eingelaufen. — — — Der Eindruck, den das Ganze macht, ist durchaus günstig, und ich würde, nachdem ich das Werk zu dieser Vollendung ausgearbeitet, gegen alle Hauptveränderungen sein. Das Streben nach dem Allervollkommensten verkümmert Ihnen sonst die Lust und Freude an dem Gelungenen, und die mancherlei Rathschläge würden, wenn Sie sie alle berücksichtigen wollten, Sie nie zum Ziele kommen lassen. Warum sollten Sie auch nach anderer Leute Meinungen, die auf ihrem Felde offenbar weniger als Sie selber zu Hause sind, Ihren Bau-

plan umwerfen? Denken Sie an architektonische Bauten, was dabei herauskommen würde, wenn nach dem Urtheil dieses und jenes Vorübergehenden eingerissen und umgeändert werden müßte! Doch Sie sind ja schon meiner Meinung. Ich halte dafür, daß jeder seine eigene Weise hat, und daß man mit der eines tüchtigen Autors zufrieden sein kann. Leicht ist es gegen einen Plan Einwendungen zu machen, und Sie können darauf gefaßt sein, daß z. B. die ausführliche Darstellung des ersten Kreuzzugs vielen als eine für die Hohenstaufen ganz ungehörige Partie erscheinen wird. Aber Sie, der Autor haben den Grund, die innere Nothwendigkeit dieser Episode gefühlt, Sie haben erkannt, daß Ihr Gemälde sonst eines gewissen durchaus nöthigen Lichtes entbehren würde, und folglich haben Sie es gerade so und nicht anders gemacht. — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 7. Juli 1822.

— — — Die Arminia ist in Breslau durchaus nichts anderes wie hier; denn die politischen Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten sind davon ganz unabhängig und Sache gewisser esoterischen Arminier und der Polen. Aber die Gesetze, Verfahren, Thun und Lassen u. s. w. der hier vollkommen erwiesenen Arminia, sind von der Art, daß ohne Zweifel jedes Mitglied nach dem klaren Buchstaben der Gesetze relegirt werden muß. Darauf haben hier auch Rector, Richter und Senat (inclusive meiner Wenigkeit) und wie ich glaube mit Recht gesprochen; aber alle vier zur Begnadigung oder sehr gelinden Bestrafung dringend empfohlen. Die Gesetze der Arminia waren auf allen deutschen Universitäten gleich

und in Breslau um kein Jota anders wie hier. Abgesehen von allem Andern und Zweifelhaften, sind in meinen Augen schlechthin verwerfliche Dinge: die Vorschrift, wöchentlich viermal den Fechtboden und einmal eine Conferenz zu besuchen (welcher Zeitverlust)! die Steuer von drei Procent des Wechsels, die Fortdauer der Gesellschaft über die Universitätsjahre hinaus, der Zusammenhang über ganz Deutschland mit Abgesandten und Bundestagen, und vor allem der höchst erbärmliche, jesuitische, ja schändliche Paragraph der Gesetze: daß jeder in dem Moment wo er gefragt wird, ob er in der Gesellschaft sei, ausscheide, und nun mit vollkommener Wahrheit und Ehrlichkeit lügen könne und solle!! Solche Elendigkeiten (um so elender, je weniger die ganze Sache innere Wichtigkeit hat), stehen unter großen Worten von Tugend, Deutschheit und Christenthum! — So verkehrt es wäre von diesen Eiferern allein eine Revolution zu befürchten; so verkehrt wäre es sie ohne männlichen Ernst in diesen Dingen zu verhätscheln, und in noch größere Eitelkeiten hineinzuführen, statt ihnen die Nase ins Buch zu stecken und sie hart auf den Steiß niederzusetzen.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 6. December 1822.

Nur Verzeihung mein theuerster, geliebtester Freund, daß ich Ihren mir so erfreulichen Brief wieder so lange ohne Antwort habe liegen lassen. Sie denken und sprechen viel zu gut von mir. Kennten Sie alle meine Schwächen und Mängel, die großen Lücken in meiner Kenntniß, hauptsächlich aber jene kleinliche Hypochondrie, die mir oft Muth zu Leben und

Arbeit nimmt, so würden Sie mich weit geringer anschlagen. Und mein Arbeiten! Mein Bestreben mag ein nicht unlöbliches gewesen sein; aber wie Weniges und wie Geringes ist geschehen und ausgeführt gegen das, was meine jugendliche Phantasie von meinen Fähigkeiten erwartete. Und warum ist so Vieles und vielleicht das Beste unterblieben? Wären es große Ursachen, eigentliche Schicksale, so könnte ich doch beruhigter sein: nein, Launen, Verwöhnungen, Aufschieben, Trägheit, Lust am Lesen, Schwelgen im Geist, Uebermuth im Projectiren, Spielen mit dem Leben, und hauptsächlich jener verächtliche Kleinmuth, von dem Sie vielleicht gar keine Vorstellung haben, der mich immer wieder dahin bringt, mich und mein Leben auf Zeiten so platt hinfallen zu lassen. Und diese klägliche Stimmung hat mich auch dann wieder bewältigt. — — — Liebster Freund! Wie hat Ihr Aufenthalt hier in meiner Seele nachgeklungen! und was zehre ich noch immer von den Erinnerungen und mit welcher Wehmuth vermisse ich Sie hier! Nächst den Alten hat noch keine Geschichte mich so tief erschüttert und ganz und völlig durchdrungen. Ja los werden kann ich noch immer nicht die mächtigen Gestalten, sodaß sie mich in manchen Stunden stören können. Dies kann keine Verblendung, keine Täuschung sein. Was habe ich damals in den Wochen nicht gelernt! Und gerade die künstlerische Anordnung ist es, welche, ohne daß wir uns anfangs darüber Rechenschaft geben können, diesen tiefen und erhabenen Eindruck hervorbringt. In dieser Rücksicht schien sie mir eben so außerordentlich, trefflich und originell zu sein. Nie war ich mit dem Plane Guicciardini's zufrieden, ja auch der von uns sehr gepriesene Davila macht uns verwirrt und die Gruppen laufen ihm oft zusammen. Und dennoch hatten diese Autoren es im Vergleich zu Ihnen so leicht, denn Ihre Geschichte, wie Sie die Nothwendigkeit ihrer Vielseitigkeit gleich so richtig gefühlt haben, scheint beim ersten Anblick fast un-

möglich zu erzählen; besonders da Sie es so völlig verschmäht haben, unter moralische Rubriken oder allgemeine Reflexionen die Sachen zu summiren. Gibbon hatte eine schwere Aufgabe, ist aber auch lange nicht so glücklich als Sie in der Lösung vorgeschritten. Ich hätte nun gleich gern Ihre ersten Bücher wieder gelesen, um aus dem Rückblick nur zu sehen, ob sie mir ebenso vortrefflich und musterhaft erschienen wären; denn Sie wissen, ich hatte dazumal manches zu mäkeln, was mir jetzt ganz unstatthaft vorkommt. Aber Friedrich I. und II., Innocenz III. und Konradin sammt Karl von Anjou haben mir (Heinrich V. abgerechnet) die frühern Gestalten etwas verdunkelt. Wie freue ich mich auf dies herrliche Werk! So sehr Sie dem Tragiker vorgearbeitet haben, so schrecken Sie doch auch wieder ab; der begeisterte Dichter belebt gar zu gern den todten, scheintodten Stoff, und dies waren die Geschichten wirklich bisjetzt; was bildete ich mir in der Jugend darauf ein, daß ich diese Zeiträume so ganz anders als unsere Geschichtschreiber betrachtete, und wie bin ich nun durch Ihr Werk beschämt worden, daß ich denn doch nur ein Stümper war. — Cevennen und Tischler rücken vor, ich hoffe beide bald zu schließen. — — —

Mit dem Suchen nach tragischen Sujets! Nicht retten kann man sich davor. Wie erfreulich, daß dasjenige, was mir die Schlegel nie glauben wollten, nun schon von Ihnen so herrlich aufgewiesen ist. Wäre ich nur jünger. Auf unsere armen Theater wollte ich nicht viel Rücksicht nehmen. — — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 22. December 1822.

— — — — — Ich weiß (aus Hardenberg's Munde), daß der Kaiser sich gegen Preußen schlechterdings gar nicht über seine Plane und den russischen Krieg äußerte, so nahe man es ihm auch legte, und daß dies Stillschweigen alle in die größte Sorge setzte. Da schrieb endlich Hardenberg zur Mittheilung eine Note nach Paris: „Der Kaiser schweige, man wisse nicht, wolle er Preußen vernichten, erhalten, erheben. Man spreche offen, und verlange daß er es thue. Man wolle sich mit ihm verbinden, gehe er aber auf Schmach und Untergang aus, so werde man selbst in den ungünstigsten Verhältnissen die äußerste Gegenwehr versuchen." Darauf kam's zur Rede, zum Bunde; und bestimmte Erwartungen auf Abtretung russischer Provinzen wurden erregt.

Raumer an Manso.

Berlin, den 11. Mai 1823.

— — — Von Hamann's Werken läuft ein Band nach dem andern ein: allerdings in vielem geistreich, witzig, tiefsinnig; dann aber auch ganz unverständlich und überall eine große Schwerfälligkeit in Behandlung der Sprache. Dieser Weg von weniger Geistreichen eingeschlagen, führt zur Barbarei, und mir ist die Form nun einmal etwas so Reizendes und Wichtiges, daß ich mich nur (sofern nicht von historischem Quellenstudium die Rede ist) auf kurze Zeit darohne behelfen

kann. — Ganz anderer Art sind Friedrich Schlegel's Werke, die Sie (so viel ist z. B. über das Alterthum darin) eigentlich nicht entbehren können. Auch wo man seine Ansicht nicht theilt, muß man dem Geiste und der Form Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Zur Gemüthsergötzung habe ich mir Oehlenschläger's „Holberg" angeschafft, und freue mich des alten, derben, witzigen Mannes. In unsern Tagen will man keine Maulschelle und kein Schimpfwort auf dem Theater leiden, und prügelt und schimpft sich, — in den höchsten tragischen Regionen viel ärger, als bei Holberg, Heinrich und Pernille. In Holberg's Stücke sollten die Studenten immer hineingehen; aber solche Kuchenbäcker- und Faulenzereivorlesungen, wie über Goethe's „Tasso", „Faust" u. dgl., sind ein wahres, von ernstem Lernen abziehendes, Eitelkeit und Dünkel erzeugendes Verderben. Philosophie und Religion existiren für mich nicht, wenn ich durch —s Buch erst eingeweiht werden kann. Plato, Aristoteles, Spinoza, ja Petrus Lombardus, Thomas von Aquino und Raimundus Lullus habe ich lesen und mir wenigstens einbilden können, ich wüßte, was sie wollten; bei unsern neuesten Scholastikern habe ich's aber noch nicht zu solch einer eiteln Einbildung bringen können. — — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 15. Juni 1823.

— — — — Steffens' neueste Schrift habe ich mit Interesse gelesen, ob ich gleich in einigem nicht mit fortkann. Zuletzt laufen meine Einreden auf zwei Punkte hinaus: a) daß nicht jeder Mensch gleiche Glaubensanlage hat und man von

ihm so wenig ein Höchstes unbedingt fordern darf, als ein Summum dichterischer, mathematischer Anlage u. dgl.; b) daß man besser zum Frieden käme, wenn man die Liebe, und nicht den Glauben als den Mittelpunkt des Christenthums aufstellte. Dort kann man fast nicht widersprechen, und die allgemeine Regel ist leicht gefunden; hier gibt's der Umdeutungen und Misdeutungen viele, und jeder sucht sich das Unbegreifliche anders mundrecht zu machen. — — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 26. Juni 1823.

— — — — Da ich die zwei letzten Bände meiner Geschichte noch einmal durchsehen muß, wollte ich etwas der Form recht Classisches in die Hand nehmen, um in die rechte Stimmung zu kommen. Zuerst griff ich nach Tacitus, als dem gehaltvollsten, meiner Lahmheit gegenüber; aber Inhalt und so manches andere steht so fern; Livius' Poesie und Rhetorik hatte auch etwas Fremdes. Zu diesen überkühnen Urtheilen komme ich aber nur, weil ich zuletzt die Ilias allem anderen vorzog. Nach langem Zwischenraume gewährt sie mir von neuem den größten Genuß. Wie könnte solch ein Werk entstanden sein, ohne einen unbeschreiblich großen, den zerstreuten Stoff mit übermächtigem Genius verbindenden Dichter! Er ist aber auch einer der größten Historiker, wie verständig die Anordnung und Entwickelung. Sollte unsere Zeit nicht zu viel nach Tacitus und Thucydides hinblicken, und Homer und Herodot (um den geringhaltigern Xenophon nicht zu nennen) zu wenig als Vorbilder anerkennen und ehren?

Wenigstens verführen diese gewiß weniger zur Manier; so wie Rafael als Vorbild weniger gefährlich wird, wie Michael Angelo, den überbieten zu wollen Thorheit wäre, dem nachzubilden leicht Fratzenhaftes erzeugt.

Lesen Sie doch ja bald Friedrich Schlegel's Vorlesungen über die Literatur, welche auch manche wichtige Bemerkungen über Geschichtschreibung enthalten. Ich wiederhole, es gibt, welche Ansicht man auch selbst habe, wenige so geistreich und so wohlgeschriebene Bücher in der Welt.

Raumer an Manso.

Berlin, den 22. October 1823.

— — — Den allgemeinsten und lautesten Beifall erhält und verdient eine vortrefflich gedachte und gefaßte Cabinetsordre des Königs. Sie widerspricht aufs bestimmteste der thörichten, rechtswidrigen Ansicht von einer Soldatenehre, welche über alle Gesetze erhaben und durch kein Gesetz gesichert sei; weshalb der Offizier einen eigenen Codex der Rechte und Pflichten habe, der ihn von seinen Mitbürgern schlechthin sondere, und in Blutdurst und Mord gerechte und nothwendige Mittel zeige. Mit vollem Rechte nennt der König diese Lehre verdammungswürdig, und mehrere tüchtige Offiziere, die ich sprach, äußern, daß nach dieser bestimmten Erklärung dem heillosen Vorurtheil nicht mehr nachzugeben, sondern dasselbe überall zu bekämpfen sei. — Gott gebe, daß dies geschehe!*) — — — —

*) Dies ist leider gar nicht geschehen.

Friedrich von Schlegel an Raumer.

Wien, den 23. October 1823.

Hochgeehrtester Herr und Freund! Mit Vergnügen ergreife ich die dargebotene Gelegenheit, um Ihnen mit meinem lebhaftesten Dank zu sagen, wie sehr ich mich über den mir gegebenen Beweis der Fortdauer Ihres freundschaftlichen Andenkens gefreut habe. Die aufmunternde Zustimmung solcher Männer, wie Sie sind, muß den Muth aufrecht erhalten; da sonst für jedes große Unternehmen und höhere Kunststreben in Weltgeschichte und Wissenschaft, der in wüstem Zwiespalt nichtiger Parteiung für alles Große erkaltete Sinn der Zeit, seinen ertödtenden Hauch zu Zeiten auch wol der standhaftesten Brust mitzutheilen im Stande wäre. — Sehr erfreuen würde es mich, wenn Sie von irgendeiner Ihnen besonders zusagenden oder näher liegenden Seite, auch öffentlich im Vaterlande ein deutsches Wort über meine Werke sagen wollten, gleichviel, wo oder in welcher Art und Form, und allenfalls in der kürzesten und Ihnen allerbequemsten Ausdehnung. Die jetzigen Zeitverhältnisse sind so, daß wol eine solche Anforderung, unbescheiden wie sie sonst sein würde, es nun nicht mehr scheinen darf, und eine nähere Anschließung schon an der Zeit ist für alle, denen es ernst ist mit der historischen Wissenschaft, zu deren Gebiet, mehr oder minder auch meine in einem mannichfaltigen Leben vielfach zerstreuten Versuche sämmtlich gehören. Ihrem großen Werke über die Hohenstaufen haben wir hier lange mit hoher Erwartung entgegengesehen. Das bloße Dasein einer solchen Erscheinung ist schon erhebend für den Geist in jetziger trüben Zeit. Ich selbst bin zu gebunden in meiner Zeit durch die Reihenfolge der Bände meiner Werke so verschiedenen Inhalts, zu deren

Ergänzung und neuen Gestaltung ich überall viel nachzutragen finde und daher streng Schritt für Schritt auch in meiner eigenen Lectüre folgen muß und bis dahin alles beiseite lassen oder aufschieben, was mich in einen andern neuen Ideenkreis zu gewaltsam mit fortreißen würde. Daher muß ich denn noch einige Zeit warten, bis ich mir den Genuß erlauben darf, Ihr Werk zu lesen. Dann werden Sie aber an mir einen ganz von diesem Gegenstand ergriffenen und gründlichen Leser haben, wo ich mir auch vorbehalte, Ihnen meine Ansicht und Auffassung Ihres großen Werkes freundschaftlich darlegen zu dürfen. — Ich selbst bin jetzt mit den Vorarbeiten zu der neuen Behandlung meines indischen Werks beschäftigt, welche den XI. Band bilden wird, und finde da genug Neues zu durchforschen und sehr vieles hinzuzusetzen; sodaß das alte Werk, wie ich es mir überall zum Ziel gesetzt, wol zwar das alte, soweit es gut ist, bleiben, zugleich aber ein neues Werk genannt zu werden verdienen möge.

Erhalten Sie mir Ihre freundschaftliche Gesinnung und Theilnahme, auf die ich einen sehr hohen Werth lege. Ich bin mit der größten Hochachtung von ganzem Herzen — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, den 24. November 1823.

Geliebtester Freund! Ich sende Ihnen hier den Schluß Ihres vierten Bandes der „Hohenstaufen" zurück, und bin in der That in der größten Verlegenheit, denn, je öfter ich ihn gelesen habe, je mehr hat er mir gefallen, je zweckmäßiger

hat er mir geschienen, und in der That, wenn mein Rath bei Ihnen etwas gilt, so dürfen Sie hieran nichts verbessern. Sagt man, diese Stelle könnte ebenso gut anderswo in Ihrer Geschichte stehen, so hat man gewissermaßen darin nicht unrecht, sie könnte auch damit anheben: allein im Anfang würde es wie eine Predigt aussehen, da die Geschichte selbst nur die Anwendung gäbe, und in der Mitte oder anderswo, wäre es nichts als ein moralischer Accent: hier am Schluß lehrt es das Höchste, was eben wieder das Einfachste und Nächste ist. Auch in andern Büchern und Geschichten könnte es gesagt werden, — sei's, es wird nirgends so passen, wie hier, nirgends so unmittelbar aus der Sache selber fließen, denn das ist doch der Hauptinhalt dieser glänzenden Geschichtszeit, die durchaus den Mittelpunkt der neuen Geschichte ausmacht. In der Geschichte, wie Sie sie vortragen, liegen noch verhüllt tausend andere Lehren, manche werden auch namhaft gemacht; welche eigentlich die wichtigsten sind, möchte ich nicht entscheiden: das kommt zum Theil auf den Liebhaber an: d. h. ob ich Dichter, oder Gelehrter, oder Staatsmann, oder Philosoph, oder Moralist, oder Menschenkenner u. s. w. bin. Jedem das Seine. Ich könnte, wenn ich hätte das Buch schreiben können, auch nicht anders schließen, und Ihre Freunde verdammen mich vielleicht mit Ihnen.

Jetzt lese ich die beiden ersten Bände wieder, und hoffe, wenn die beiden folgenden fertig sind, mit meiner Recension nicht zurückzubleiben. Das kann ich sagen, daß das Werk immer schöner wird, immermehr als zweckmäßig einleuchtet, je mehr man es studirt. Ich hoffe bei der Gelegenheit eben etwas über historische Composition zu sagen, wovon ich freilich nicht weiß, ob es schon gesagt ist, da ich in diesem Felde eigentlich ein Fremdling bin. Vielleicht aber ist über diese Materie eben auch noch nicht viel verbreitet, denn so viel ich hierüber sehen kann, gelten blindlings die Autoritäten, oder

jeder hat seine Lieblinge, oder man weiß noch gar nicht, daß es eine historische Kunst gibt. Daß Voltaire dergleichen ahndete, und es nun mit seiner Aufklärung verband und auf diese anwandte, hat wol großentheils sein Glück gemacht, sowie es seine Begeisterung war. Je älter ich werde, je mehr kann ich Hume würdigen, d. h. die Stuarts und auch die Elisabeth. Gibbon muß von ihnen ganz verschieden schreiben, auch wenn er nicht Gibbon wäre. So ist es denn ein großes Glück, wenn das Individuum mit der Kunstaufgabe, wie in der Poesie, eins und dasselbe wird. Immer wird Herodot genannt. Schon funfzig Jahre später konnte er nicht mehr so schreiben: und auch damals nicht, wenn er nicht Er war. Wie herrlich steht Tacitus in seiner Zeit. Er paßte nur damals, und vielleicht nur unter Karl IX. von Frankreich wieder: wollte einer in dieser Manier von Edward III. und dem Schwarzen Prinzen schreiben, es wäre läppisch. Dieser Tadel trifft aber zum Theil unsern herrlichen Johannes Müller. Ueberall läßt sich nicht so sprechen. Das führt mich nun auch auf die Ausschnitte in der Geschichte; was Sie auch so lebendig empfinden. Es ist zum Schwindeln, nur zu sagen, wie denn nun eine deutsche Geschichte aussehen müßte. Bei solchen ungeheuern Aufgaben geht denn wol die Kunst unter. Die Schweizer-Geschichte ist dann wieder zu klein. — Fürchten Sie aber nicht, daß ich in meiner Anzeige so radotiren werde, wie hier; es soll viel gesetzter ausfallen. — — — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, den 27. November 1823.

Die verschiedenen Urtheile, die Sie mir über die „Hohenstaufen" schreiben, haben mich sehr ergötzt: Sie werden aber

gewiß noch auffallendere vernehmen; denn wissen die Leute schon mit trivialen poetischen Compositionen nicht aus noch ein, so können sie ja die historischen noch weniger fassen. Die Aufklärer werden Ihnen zürnen, daß Sie nicht alle Päpste ohne Verhör in die Hölle warfen; sie werden lächeln, daß Sie nur über Klöster und dergleichen Institute sprechen, geschweige die gute Seite, das Bedürfniß der Zeit anerkennen. Die muthigen Liebhaber des Mittelalters werden Ihnen Nüchternheit vorwerfen, diese werden Ihnen zürnen, daß Sie ihnen nicht eine Faust voll tüchtiger Meinungen ein für allemal geliefert haben, wodurch sie hätten entübrigt sein können, das lange Buch zu lesen.

In diesen Tagen las ich eine pariser Anzeige von Gluck's „Alceste" aus jenen Tagen ihrer Schöpfung, wo ganz ehrlich geklagt wurde, es sei schrecklich, daß Gluck einen so edeln Gegenstand in lauter Gassenhauern, in Melodien gesetzt hätte, die er auf dem Pont neuf aufgegriffen. Gluck und seine Freunde hielten es damals nicht unter ihrer Würde auf dergleichen zu antworten. Nicht wahr, das ist wehmüthig rührend und lächerlich kläglich? Und doch wiederholt sich dergleichen immer und ewig wieder.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 30. November 1823.

Welche Freude, liebster Freund, daß Sie so schnell einen zweiten Brief dem ersten folgen lassen. Kaum weiß ich, worauf ich, unter so Vielem, zuerst antworten soll. Deshalb erwähne ich zuerst etwas ganz Neues: den Einzug der Kron-

prinzessin. Sie werden davon, und von dem Einzuge des Königs von Spanien in Madrid in einer Zeitung lesen; aber welch ein Unterschied! Welche Auszüge gingen in Spanien dem Einzuge vorher, und welche Parteiwuth schreit in ekelhaften Doppel- oder Halbchören beim Fortjagen und Wiederholen. Freilich haben wir noch keinen Papierbogen von Constitution, aber diese freie Liebe und Zuneigung wäre nicht Beweis höherer Verfassung und Gesundheit? Wird eine Ehe erst durch die gerichtliche Ehestiftungsurkunde echt und geheiligt? Es ist etwas höchst Wunderbares und hinter dem alleräußerlichsten Rufen und Jubeln, eine tiefsinnige Offenbarung über das Verhältniß des Volks zu seiner Herrscherfamilie. Eine Prinzessin, deren Dasein die meisten vor wenig Wochen noch gar nicht kannten, wird jetzt von Hunderttausenden geliebt, mit einer Freude empfangen, welche ihr eigenes Gemüth aufs tiefste und dauerhafteste berühren muß. Ich bin nicht Bräutigam oder Braut, kein sentimentaler Thränenbeutel; aber ich habe mich der Thränen nicht enthalten können, und bin noch in der Erinnerung aufs höchste bewegt. Wie dumm und abgeschmackt, denken manche, für ein unbekanntes, geputztes Frauenzimmer solch Wesen zu erheben! — Die armen vertrockneten Gemüther! Laßt unsere Freiheit in unserer Liebe sein, und sie ist unverwüstlich; und Trotz sei dem geboten, der sie uns mit seinem Krämergewicht und seiner politischen Apothekerordnung zumessen und sie für ein berauschendes, dummmachendes Opiat ausgeben will. Die persönliche Liebes- und Lehnstreue, welche alle Buchstaben der Gesetze erst verklären muß, hat trotz aller in Umlauf gebrachten Theorien und allen Schimpfereien der neuen Adepten, doch noch ihre treibenden Wurzeln in dem Boden der menschlichen Herzen, die von der Wärme solcher Frühlingsereignisse belebt, plötzlich in Zweigen, Blüten und Früchten hervortreiben, Herrscher und Untergebene untrennbar umschlingen,

und ein glänzendes Obdach bilden; während jene Flickmeister mit ihrem Schmuzbret und ihrer Mauerkelle umherlaufen, um die ihnen anstößigen Lücken zwischen Blättern und Blüten gar weise zuzuschmieren. — Auch darin trat das Gute und Unverwüstliche echt deutscher Einrichtungen hervor: daß Zünfte und Genossenschaften sich als größere Ganze zeigten, und von den tiefsinnig mathematischen Eintheilungen nach Stadtdritteln, Vierteln und Achteln nicht ersetzt werden konnten. Möchte dies ein Schritt zur Auferstehung des wahrhaft Trefflichen in diesen Einrichtungen sein; was sich von dem Verkehrten, den Monopolen u. s. w. so leicht lösen läßt. Auch unsere Studenten sind einmal wieder als solche hervorgetreten, und haben einige sehr zweckmäßige Worte gesagt, die auch des Königs Beifall erhielten. Es verwuchsen durch diesen Abend mehr jugendliche Gemüther mit dem Königshause, als wenn man politische Vorlesungen über Haller's „Restauration" hielte. Ueberhaupt kann das leere Begriffswesen unmöglich auf die Dauer Jünglingen genügen; in dem Alter bedarf man mehr als je lebendiger Personen; und soviel von mir abhängt, gebe ich ihnen in der Geschichte keine Mumien und anatomische Präparate, um davor niederzufallen und die Götzen anzubeten. — — — —

Raumer an Hagen.

Berlin, den 6. December 1823.

Soeben berichtet Krause durch ein Extrablatt für den Freitag, daß Du zu Ostern hierher kommst. Ich kann Dir nicht sagen, alter geliebter Freund, wie ich mich hierüber freue. Ich hatte nach dem Mislingen so vieler Versuche,

dem Geringachten so einleuchtender Gründe, alle Hoffnung aufgegeben, hierin je — zum Ziele zu kommen.

Wie schön, daß wir nach gemeinsamen Jugendleben und Mannesstreben, nun auch nebeneinander dem Alter entgegengehen können, und eine Trennung nicht wieder zu befürchten ist. Wie schön, Arbeiten und Plane und Gedanken gemeinsam zu entwerfen, zu führen, zu berichtigen; wie schön, daß der durch Solger's Tod so geminderte Kreis, sich doch noch einmal schließt, und die Glieder nach mannichfacher Zerstreuung sich hier wieder zusammenfinden. Berlin hat eine überwiegende anziehende Kraft und keine der andern Universitäten kann sie je überflügeln.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 7. December 1823.

— — — Das strenge Bild des Strickstrumpfs, welches Jacobi gegen Fichte gebrauchte, ließe sich auch wol ähnlich gegen ihn anwenden. Fichte's Spinnanstalt hatte sich in seinem Kopfe einquartiert, Jacobi's im Herzen; sowie andere ihren Sitz nach dem Magen oder noch tiefer hinablegen. Die rechte Vereinigung der Religion und Philosophie hätte uns Solger neu und gründlicher gegeben, und das innere Gefühl jedes Bessern zur Einsicht gebracht; während die Untersuchungen zeither in ein oder das andere Aeußerste führten, oder neben dem Siegespalaste nur einen Nothstall für die angeblich Besiegten anlegten; oder mit Titeln um so reichlicher versorgten, je weniger Macht man in Wahrheit lassen wollte. So hat bei Kant die Religion eine Souveränetät, wie die Fürsten

des Rheinbundes zum Geschenk erhalten; und andere glauben der Offenbarung zu huldigen, wenn sie den Menschen tief herabsetzen. Daher das Zetergeschrei des Wechselchors der Rationalisten und Supernaturalisten, die in der Regel bei den oberflächlichsten Gegensätzen stehen bleiben, und die höhere Versöhnung kaum ahnden; oder wenn sie davon sprechen, einen Krebsmarsch dahin antreten. — — — — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 31. December 1823.

Den Kaiser Friedrich II. behandelt Schlosser wie einen Lügner und Schuft, die Päpste eben nicht besser, und blos die Lombarden finden einige Gnade. — Nicht ein Jota ändere ich (nach so vieljährigem Forschen, und Eindenken und Einwohnen in jene Zeit) an meinem Texte; und wäre der des Gegners auch noch dicker mit Beweisstellen gespickt, welche eben nichts beweisen, weil die wildesten Parteischriftsteller auch für voll gelten. Ja ohne solche Beweise gelten bloße Conjecturen, sofern sie zu seiner Ansicht passen, z. B. als 1222 Damiette verloren geht und eine Versammlung wegen Befreiung des heiligen Landes in Verona gehalten wird, sagt Herr S.: „Friedrich ließ sie sich zerarbeiten und — lachte, indem er dem Papst einen thränenvollen Brief schrieb.“ — Wer hat dem Herrn S. berichtet, daß Friedrich daheim saß und lachte; aber freilich hat man a priori einen zum Heuchler gestempelt, so kann man an keine edle und aufrichtige Regung mehr glauben. Ich kann es aus falscher Bescheidenheit nicht leugnen: nach meiner Auffassung scheint mir die Zeit in Tugenden wie in Fehlern großartig; es ist keine

Seite in meinem Gemüthe, die nicht angesprochen würde, die ganze Tonleiter von Gedanken und Gefühlen tönt auf- und abwärts von der kühnsten Heldenfreude bis zu der bittersten Wehmuth; und nun kommt der gewiegteste deutsche Historiker, spielt mir angeblich dasselbe vor, und mir ist, als hörte ich nur das Charivari eines nach einer ganz willkürlichen Temperatur abgestimmten Instruments. — Ich will nicht sagen, daß ich der Wahrheit gewiß sei, wohl aber, daß ich durch diese mir dargebotene Brille alles windschief sehe; werden nun aber nicht die meisten meine Brille verdammen, und die Sch.'s aufsetzen und rühmen? Nicht persönliche Eitelkeit bewegt mich; ich bin hierüber eher zu gleichgültig als zu empfindlich; aber in solch einem mit gelehrten Charakteren bedeckten Schlaf- oder Straf- und Schandrock habe ich meine Helden nie gesehen, und ich erschrecke, wenn sie im palais de la vérité so aussehen sollen. — — — Oft ist es fast unbegreiflich, wie man das Abschwächen, Umdeuten, auf den Kopf stellen, Bedunsten und Verdunsten des Wirklichen, Dichtung nennen, und die Poesie der großartigen Wirklichkeit, der Weltgeschichte, glatt wegleugnen kann. So Urtheilenden muß das Tollhaus der Sitz der höchsten Poesie, und das Intelligenzblatt nebst dem Adreßkalender die Quintessenz der Geschichte sein. Dann stehen Hofmann'sche Doppelgänger mit ihren Siebenmeilenstiefeln an dem Umkreise des großen literarischen Rades, und an dem Mittelpunkte zerarbeiten sich die historischen Feßler, oder, seitdem diese verschollen sind, die Schlosser und Schließer, um den Helden die Glieder zu brechen und sie auf das Rad zu flechten und anzuschmieden, welches mit angeblich moralischen Winden in Bewegung gesetzt wird! — Gehe ich aber nicht selbst in der Mühle umher, da ich mich schon wieder zur alten Rede hingedreht habe? — — —

Manso an Raumer.

Breslau, den 3. Januar 1824.

— — — — Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der Literatur sind beendigt worden. Ich nehme von dem Lobe wie von dem Tadel, den ich bereits ausgesprochen habe, nichts zurück: aber nach meiner Ihnen bekannten schlechten Sitte, fremdes Verdienst zu verkleinern, setze ich Folgendes hinzu. Schlegel hat die Sache gar schlau angefangen. Was ist seine Literatur eigentlich? Die Schilderung von zwei oder drei der edelsten, einflußreichsten Geister aus sechs verschiedenen Literaturen. Die lassen sich schon schildern; daraus läßt sich wol ein Buch machen, das einer langen, blumigen Aue gleicht, bei deren Durchwanderung man auf keine Steppe stößt. Er schildere einmal eine einzige Literatur, und er wird wol sehen und der Leser es empfinden, über was für Sandhaufen er hinweg muß. — — — — — — — — — —

Heeren's biographische Denkwürdigkeiten. Es war mir hauptsächlich um die Galerie der göttinger Historiker zu thun, die ich noch nicht ganz kannte. Aber als ich von neuem in Heyne's Leben blätterte, zog mich dieses wieder so an, daß ich es zum zweiten male gelesen habe. Was wollen denn nur die Voß, Wolf, Eichstädt? Und wenn sie ihre Verunglimpfungen bis zum Jahre 1900 fortsetzen, sie rauben diesem Manne seinen ewig grünen Lorber nicht. Er sitzt fest auf seiner heiteren Stirn. — — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 11. Januar 1824.

— — — — Zu Schlosser, der an meinen Helden im Aerger soviel feilt und raspelt, kommt unerwartet auch Hormayr. — — — — Im neuesten Hefte seiner „Geschichte von Wien" steht z. B. über Kaiser Friedrich II. Folgendes: „Ruchlos (dies ist gesperrt gedruckt) wollte er handeln, um sich jener geistigen Uebermacht zu erwehren." — — — — Wenn Raynaldus den Kaiser vom streng römisch-katholischen Standpunkt aus aufs härteste schilt; das begreife ich, und finde es in aller Ordnung; aber einer der größten Männer und Helden, der ruchlos handeln will, um den Geist zu zerstören; das ist mir Chaldäisch! —

Mit Recht hat man gesagt: „Es sei das Höchste in der Kunst, lebendige Personen, echte Individualitäten zu erschaffen; da so viele nicht einmal die erschaffenen begreifen. Von hier aus dürfte sich mancherlei von dem Vorzuge der Epik und Dramatik vor der Lyrik beibringen lassen; obwol die echte Lyrik, wenigstens eine wahre und lebendige Person voraussetzt. Und umgekehrt darf die Dramatik nicht sein, wie in der „Herrmannsschlacht." Die neue wohlfeile Ausgabe von Klopstock hat mich zu diesem geführt. Da ich mit den Oden und dem „Messias" nie habe fertig werden können, griff ich nach den geistlichen Liedern. Einige sind schön; die meisten dagegen zu künstlich, verwickelt, kalt und gemacht. „Hermannsschlacht" kannte ich noch gar nicht: aber mein Gott, was ist das für ein langes und breites Hin- und Herreden, aus bloßer Liebe zum Schwatzen; und zuletzt schwatzen hauptsächlich die Nichtsthuenden von dem Opferfelsen, einer Art von Galerie und Paradiese herab, während die Scene leer ist, und nur von

Zeit zu Zeit ein angeschossener Römer hinweghumpelt. Ein Drama, eine Schlacht, wo die zweite Hauptpartei gar nicht erscheint, nichts von Römern und Römerthum vorkommt, als was einem paar Gefangenen vor dem Aufhängen abtorquirt wird! Ebenso wie wenn Shakspeare seinen „Cäsar" ohne Cäsar geschrieben hätte, Sie die „Genovefa" ohne Golo, „Blaubart" ohne Weiber, oder (es sei erlaubt, sich in die Gesellschaft einzudrängen) ich die „Hohenstaufen" ohne Päpste und Lombarden. — — — —

Friedrich Münter an Raumer.

Kopenhagen, den 1. Mai 1824.

Ew. Hochwohlgeboren erlauben mir gütigst, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für den Genuß und die Belehrung abzustatten, welche die zwei ersten Theile Ihrer vortrefflichen „Geschichte der Hohenstaufen" mir gewährt haben. Je interessanter dieses Zeitalter mir von meiner Jugend an gewesen ist, desto mehr hat Ihr Werk mich angezogen, und desto herzlicher freue ich mich über das Licht, welches Sie durch dasselbe verbreitet haben. Mit Sehnsucht erwarte ich die folgenden Theile, und freue mich insbesondere auf die Darstellung des Pontificats Innocenz' III., dem eine meiner frühesten Jugendarbeiten gewidmet war, welche mich in Göttingen unter Spittler's Leitung beschäftigte. Gott gebe Ihnen die zur Vollendung dieses wichtigen Werks erforderliche Gesundheit und Heiterkeit! — — — — — — —

Raumer an Wilhelm Müller.

Berlin, den 9. October 1824.

Wenn man ein Buch schreibt, so wünscht man, daß es gelesen und mit Theilnahme gelesen werde. Deshalb bedarf ich keiner Entschuldigung, wenn ich die Feder ergreife, um Ihnen zu sagen, mit wie viel Genuß und Belehrung ich Ihre „Homerische Vorschule" gelesen habe. Mit Recht stellt sie Manso als ein Muster, dem willkürlichen Machwerk Schubert's gegenüber; dem Sie eine noch härtere Zurechtweisung, als in der Vorrede hätten ertheilen können, wenn nicht Ihr ganzes Buch die härteste enthielte. Ueber so manches möchte ich Sie jedoch sprechen, damit Sie mich weiter belehren und einige Zweifel lösen könnten. Wenn Sie aber auch Ihr Versprechen halten, worauf ich mit meiner Frau rechne; so wird die Zeit des Aufenthalts doch gewiß zu kurz und mit andern Dingen besetzt sein. Daher mögen hier ganz abgerissen einige Theses oder Bedenken stehen, die Sie vielleicht einmal irgendwo zurecht weisen.

Der Unterschied jener Homerischen Naturpoesie und unserer Kunstpoesie läßt sich gar nicht leugnen; indeß schließt jene die wahre Kunst nicht aus, sobald wir diese nur nicht in eine willkürliche Definition einspannen. Natur und Kunst haben sich dort, ehe man es meint, gefunden; bei uns fliehen sie sich oft; nicht blos scheinbar, sondern wirklich. So ist mir Homer ein viel größerer Künstler, als die neueren epischen Dichter, und wenn er es, wie man jetzt wol sagt, bewußtlos gewesen, so kann ihm nur das reflectirte Bewußtsein, der Gegensatz wahrer Begeisterung, gefehlt haben. Wohl aber kann selbst der kalte Kritiker nachweisen, was jener unmittelbar besaß, und von der erlernten Schule aus, den Weg bis

an jene Inspiration finden und ihre Wirkungen erörtern. Von hier aus möchte ich mich des Aristoteles (mit Lessing, Tieck und Solger) gegen Sie und Schlegel annehmen: denn was kann der Mann zuvörderst für alle die Narrheiten, die man ihm aufgebürdet, an die er aber nie gedacht hat. Werfen Sie ihm aber (abgesehen vom Dramatischen) seine Erklärung des Epos vor, so ließe sich die Lehre von dessen Einheit doch wol vertheidigen und utiliter auslegen. Meinen Sie dagegen, seine Ansicht beruhe auf irrigen Abstractionen über die Iliade und Odyssee, so trifft ihn wenigstens der Vorwurf mit Unrecht allein; denn Platon hatte bei aller Verschiedenheit seiner Natur im wesentlichen dieselben Ansichten, und machte dieselben Forderungen, und das ganze Alterthum stimmte ihnen bei.

Läßt sich aber die Forderung der Einheit (ohne hier zu untersuchen welche) bei keinem wahren Kunstwerk erlassen; ist das Zerstückelte, Widersprechende, Auseinanderfallende überall ein Mangel: dann auch beim Epos, und Ilias und Odyssee stehen nach den neuesten Untersuchungen hierin vielen andern Epopöen nach, oder sind an und für sich in einem höchst wichtigen Punkte mangelhaft. Man muß dies zugeben, oder mir (ungeachtet all Ihrer Nachweisungen, von denen ich keine einzige bestreiten will) beistimmen: es sei dennoch in der Ilias und Odyssee eine größere Einheit, ein bestimmterer Zusammenhang, ein sicherer Totaleindruck, als bei vielen andern epischen Gedichten.

Frage ich weiter: woher die Lehre von der Einheit sich solange erhalten hat, so muß neben den Vorurtheilen und Irrthümern, doch etwas an der Sache sein. Oder sollte sich umgekehrt nicht beweisen lassen: manche neuere Epopöe, z. B. „Der rasende Roland", habe weder Einheit, noch einen und denselben Verfasser; ja ich getraue mir zu beweisen, daß meine „Hohenstaufen" nur gewisse Aggregate historischer Rhapsodien

sind, und ich nicht existire und existirt habe. Besonders günstig würde die Unternehmung, wenn die Haupttitel und die speciellen Citate verloren gingen. Wenn nun aber, was ich nicht bestreite, einerseits die Nähte sowie die Verschiedenheiten der Behandlung, der Ilias und Odyssee u. s. w. ganz augenfällig sind, und andererseits die Gleichartigkeit der Homerischen Poesie, aller anderen Poesie gegenüber unleugbar bleibt; so gibt die Zeit, die Schule der Rhapsoden u. s. w., wie Sie behaupten, allerdings eine gute Erklärung. Sie genügt mir aber nicht ganz hinsichtlich der Person des Homer. Einverstanden sind wir (siehe meine „Vorlesungen", II, 159), daß ein ungemein großer Dichter dagewesen sein müsse, und nicht alles auf eine Menge kleiner Leute zurückgeführt werden könne, daß wir am besten jenen Heros, nach wie vor, Homer nennen. Sollte denn aber dieser Genius immer nur Einzelnes als solches gedichtet haben? Sollte ihm (vielleicht das Größere) die Kraft für Ergreifung und Bildung eines Ganzen gefehlt haben, ja der Gedanke an ein solches nie erschienen sein? Halbiren wir dadurch nicht den großen Dichter und geben den kleinen Diaskeuasten zum mindesten die Hälfte des Verdienstes und der poetischen Ansicht? Nicht die einzelnen Dichter der nordischen Gesänge in ihrer ältesten Form sind die ersten und höchsten, sondern der, welcher aus dem zum Theil Gegebenen und Zerstreuten, die Nibelungen in ihrer jetzigen Form erschuf; dieser ist mir der Homer dieses Heldengedichts. Würde nun aber nicht irgendein Diaskeuast den alten Urhomer aus dem Sattel heben und das erste Verdienst sich vindiciren? Mag Ilias und Odyssee verschiedene Verfasser haben, und jedes Gedicht aus mehreren Theilen bestehen; das Streben nach Einheit, Abrundung und einem Ganzen ist unverkennbar, und das, was (trotz aller zugestandenen Mängel) erreicht ward, ungemein viel; daher möchte ich die Anordnung im Ganzen und Großen weiter zurücklegen, den Dichtern selbst mehr zu-

schreiben als den spätern Bearbeitern, oder eben einem Hauptdichter, oder zweien, wenn Sie für Ilias und Odyssee zwei verschiedene verlangen. Diese Hauptpersonen sind gewiß älter als die Diaskeuasten und nirgends wird auf das Geschäft der letzten solcher Nachdruck gelegt als auf den traditionellen Homer, über dessen persönliches Dasein und ausströmendes Licht Sie so schön und richtig sprechen.

Mit denen, welche die ältesten Heroen des Staats, der Religion, Kunst und Wissenschaft (Moses, Zoroaster, Lykurg, Romulus u. s. w.) als Personen vernichten, und Gott weiß aus welchem wunderlichen Dunste wieder zusammenblasen, kann ich mich, ich gestehe es, meiner Natur nach nicht vertragen. Vielmehr sehe ich überall einen festen, bewundernswerthen Kern, einen Mann im höchsten Sinne des Wortes, um den nun Unzähliges sich versammelt, gleichsam anschließt, und ihn einhüllt. Er aber trägt und belebt und erhält die kleinen Leute, und wird nicht von ihnen getragen und erfunden. Für diese Ansichten sprechen Erfahrungen aus ganz historischer Zeit, z. B. bei Alexander und Karl dem Großen.

Doch genug des Geredes, was übrigens auch gar nicht wider Sie gerichtet ist; vielmehr meine ich: wir sind in allem Wesentlichen einig, oder würden uns im Gespräche leicht verständigen. Auf jeden Fall beweise es Ihnen meine Theilnahme, und Theilnehmende soll man nicht schelten, sondern sie über Irrthümer belehren.

Wilhelm Müller an Raumer.

Dessau, den 20. October 1824.

Die Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche Sie meinem Buche über die Homerischen Gedichte schenken, ehrt und erfreut mich sehr, und die Bemerkungen und Einwürfe, welche Sie mir über einzelne Ansichten, die ich dort dargelegt habe, machen, ist mir der liebste Beweis des Beifalls, den Sie dem Buche im allgemeinen geben. Erlauben Sie mir also als Dank für Ihre Mittheilung vom 9. October hier sogleich einiges als Beantwortung Ihrer Zweifel und Bedenklichkeiten über den vielköpfigen Homer zu sagen. Nehmen Sie es als eine Conversation, die ich mündlich lieber machen würde, wenn ich jetzt das Vergnügen hätte bei Ihnen zu sein. Mündlich hat so etwas weniger anmaßliches Ansehen. Dem Schreiber muß man den Lehrton schon vergeben, auch wenn er an jemand schreibt, von dem er nur lernen kann.

Die Einheit der Homerischen Poesie in dem Geiste und der Form des Ganzen, und wenn wir über einzelnes hinwegsehen, was spätere Einfüger hinzugethan haben, erkenne ich mit Ihnen an. Aber ich trenne diese innere Einheit bestimmt von dem äußeren Zusammenhange eines großen Gedichts. Die Gründe, warum dieser äußere Zusammenhang in der Ilias und Odyssee nicht ist und nicht sein kann, glaube ich ziemlich erschöpfend in dem Buche selbst vorgetragen zu haben. Die innere Einheit aber bringt den Totaleindruck hervor, freilich auch mit Hülfe der durch Vorurtheile, die wir aus unserm Knabenalter mitbringen, bestätigten Einheit oder Vereinigung der später aufgedrungenen Form der Epopöe. Aber ohne die innere Einheit hätte der gemachte Zusammenhang niemals als ein ursprünglicher und natürlicher erscheinen können. Wollten wir auch bei den einzelnen Gesängen Zu-

sammenhang suchen, so gebe ich ihn insoweit zu, daß z. B. der Sänger der Irrfahrtenerzählung des Odysseus bei den Phäaken allerdings wol daran dachte, sich an die Gesänge von den Reisen des Telemach erzählend anzuschließen, oder umgekehrt. Aber ein solches erzählendes, episches Anschließen ist kein formeller Zusammenhang einer Epopöe.

An ein ursprüngliches zusammenhängendes episches Ganzes der Ilias und Odyssee kann ich also durchaus nicht glauben, ja, ich kann es mir nicht einmal vorstellen. Einen Dichter als den Verfasser der beiden Gedichte oder auch nur eines derselben anzunehmen, erlauben die innern und äußern Widersprüche in denselben nicht. Aber einen Homer sich als Vereiniger oder Diaskeuasten in der Zeit des Gesanges selbst zu denken, der also Fremdes und Eigenes zu zwei großen Ganzen zusammengeschmolzen hätte, widerspricht ebenso sehr jenem naturschöpferischen Zeitalter, wie auch der Natur des großen Schöpfers. Für die kleinen Leute, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, ist ein solches Nacharbeiten und Nachhelfen recht eigentlich eine passende Arbeit. Ich habe von innern und äußern Widersprüchen in den beiden Gedichten geredet. Mein Buch handelt aber fast nur von den äußern, ich meine denen, die im Stoffe liegen (Personenverwechselung, Zeitwirrwarr u. s. w.). Die innere habe ich nur angedeutet, und nur insoweit sie die poetische Behandlung angehe, etwas näher ausgeführt. Es fehlt der Abschnitt, welcher aus der Sprache der Ilias und Odyssee diese Verschiedenheit der Sänger und Gesänge darthun sollte. Diese Lücke ist theils absichtlich, indem diese Untersuchung vor ein anderes Publikum gehört, als die übrigen Abhandlungen, theils bin ich auch mit dieser sehr weitläufigen und schwierigen Sache selbst noch nicht fertig, um damit auftreten, wohl aber so weit fertig, um die Resultate derselben darlegen zu können. Die große Menge von Versen und Stellen, welche die Alexandriner als un-

homerisch verworfen haben — gleichsam den Homer aus dem Homer herauswerfend — ist ein guter Vorgang für diese Untersuchung. Die meisten dieser Auswürfe lassen sich halten, wenn man verschiedene Sänger und Gesänge der beiden großen Conglomerationen annimmt, sonst nicht. Denn wenn diese auch alle, als aus einer Schule, etwas Gemeinschaftliches und Gleichförmiges in der Weise und Sprache hatten, so kann das Individuum als solches, sich doch in seinem Schaffen nie ganz verleugnen. In sprachlicher Hinsicht hatten aber die Alexandriner eine sehr scharfe Nase. Endlich ist durch Spohr's Untersuchung über den Schluß der Odyssee auch die grammatische und sprachliche Unmöglichkeit überhaupt mit der größten Evidenz dargethan worden, daß dieses Schlußstück nicht aus dem Munde und aus dem Zeitalter des Sängers der übrigen Theile der Odyssee herrühren kann. Daß die Doloneia nicht zur Ilias gehört, behauptet fast das ganze gelehrte Alterthum. Wie viel werden wir also ohne alle Rettung aus dem Homer herauswerfen müssen — blos der Sprache wegen — wenn wir einen Homer als Verfasser der beiden oder auch zwei Homere als zwei Verfasser derselben annehmen! Und was für eine Einheit der Form, des Zusammenhanges kann das sein, die solche Herauswerfungen verträgt und doch Einheit bleibt? Aber das ist bei weitem nicht alles. Wir haben unsere homerische Sprache, Phraseologie, Formenwesen u. s. w. auf der Schule als ein geschlossenes Ganzes kennen gelernt, und es gibt dafür eigene Lexika, Grammatiken u. s. w. Aber ist denn das Ding auch so geschlossen? Wenn wir nur einen Schüler, der im Griechischen etwas mehr Fortschritte gemacht hat, als man gewöhnlich zur Lesung des Homer erfordert, zu der Ilias bringen und das Gedicht schnell und im Zusammenhang mit ihm durchgehen, so wird er, bei der Gleichförmigkeit der Sprache und Poesie, nach fleißigem Durchlesen und Durch-

präpariren und Repetiren der ersten beiden Gesänge, in der Folge mit Leichtigkeit und ohne viel nachschlagen zu dürfen, eine lange Reihe der Gesänge weglesen. Aber dann kommen Absätze, da hapert's. Da kommt ein Gesang, in dem er sich fast so fremd fühlt, wie bei dem Anfang der Lectüre im ersten Gesange: neue Wörter, Formen, Wendungen, Verbindungen u. s. w. Dieser Eindruck ist bei uns schwächer, die wir den Homer langsam und mit Zwischenräumen erst auf der Schule, dann auf der Universität durchgenommen haben. Dennoch fühlt ein jeder diese Anstöße nicht, wenn er die Ilias von Anfang bis zu Ende ohne Pausen durchlieset, etwa in einigen Wochen, oder, wenn's geht in einer. Wolf hat mir diese Methode einmal empfohlen, und ich verdanke diesem Versuche viel. Wolf hatte mir die Punkte, wo die neuen Anstöße anfingen nicht gesagt, und ich notirte mir beim Lesen meine Erfahrungen, und sie trafen fast überall mit Wolf zusammen. Das konnte keine Täuschung sein.

An die Sprache schließt sich die epische Weise an, besonders in den oft vorkommenden Refrains. Welchen Grund sollen wir z. B. annehmen, warum ein und derselbe Sänger in einem und demselben Gedichte erst sechs, acht oder zehn Gesänge lang die Refrains: er sprach, er aß und trank, die Sonne ging auf, unter, sie versammelten sich u. s. w. unverändert mit einem und demselben Verse in epischer umständlicher Weise ausdrückt, und dann einmal drei oder vier Gesänge lang keinen von diesen Versen gebraucht, sondern dasselbe durch eine andere Mannichfaltigkeit im Sinne der Neuern?

Sie sehen also, daß mein Buch noch manches nachzutragen und weiter auszuführen übrig läßt. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. October 1824.

Die Arten, wie das Christenthum in die einzelnen Gemüther eindringt und aus ihnen herausquillt, sind unzählig, und nun kommt ein Zionswächter, sieht nach ob ich mir seine Einlaßkarte vor die Stirn geklebt habe, und jagt mich hinaus, wenn ich seine Parole nicht kenne. Den einen ergreift die Lehre von der Unsterblichkeit, den andern die von der Erlösung, den dritten die allgemeine Sittenlehre; alle Wege führen dem Mittelpunkte zu; und doch verschließen jene Eiferer alle Thore und verlangen, an dem einzig offen gelassenen Pförtchen statt Sperrgroschen, ein Credo über eine streitige Materie. Ist denn der breitgetretene Streit über Rationalismus und Supernaturalismus viel klüger? Hört man die Anhänger jener Lehre, so klingt's, als wären ihre Gegner Anbeter des Dalailama; und diese sprechen so von der Vernunft, als hätte jedes Rindvieh davon mehr als sie, oder als wäre ein Ochse besser daran, weil er eben keine hat. Endlich kommen die philosophischen Brillen. St— hat die naturphilosophische noch immer auf der Nase, nur hat ihm S— das eine Glas zerschlagen; Hegel beweiset, daß die Lehre von der Dreieinheit sein System, und dies jene Lehre bekräftige; Schleiermacher will Dogmatik unbedingt von der Philosophie trennen und philosophirt doch von A—Z. Was soll ich armer Historiker dabei anfangen? Ich denke ohne Parteizeichen meinen Gang gehen und — erzählen. Andererseits wäre es aber vielleicht besser gewesen in den kirchlichen Alterthümern etwas breiter Betrachtungen anzustellen, denn wenige Menschen verstehen zwischen den Zeilen zu lesen; und wiederum wird das Wenige vielen schon zu viel sein! —

Wer verlangt daß der Dichter, Tonkünstler, Maler u. s. w.

immer seine Kraft ganz und gleichmäßig zur Hand habe und anwende; und solch eine Forderung sollte bei der Religion nicht unbillig und unnatürlich sein? Wer hat nicht ungläubige und gläubige, liebevolle und zänkische Stunden? Ich möchte behaupten, wer seine Glaubensartikel immer so an der Schnur hat, wie Don Juan das Register aller Damen, besitze so wenig echte Religiosität, als dieser echte Liebe. Das Christenthum hat ja die Persönlichkeit erst wahrhaft frei gemacht; und kann denn Freiheit mit dem einen Leisten bestehen, in welchen alle geschlagen werden sollen? Bei dieser Ansicht, wenden mir viele ein, löset sich das Christenthum in leere Willkür, in Nichts auf: diesen Glauben möchte ich abergläubig und ungläubig zugleich nennen. Wenn mir die Bekenner aller Confessionen noch Christen sind, die des höheren Lichtes zu voller Einigung warten; habe ich das Reich Gottes wenigstens nicht so verkümmert und verdestillirt, als wenn — und Consorten diejenigen dem Teufel übergeben, welche ihre Erklärung der Einsetzungsworte nicht annehmen, und wenn St— nur aus Gutmüthigkeit oder Artigkeit das Kreuzige ihn, hinter dem Walle der Zähne zurückbehält. — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, den 19. November 1824.

— — — Nun sollte ich Ihnen wol etwas über Schlegel's Aufenthalt hier sagen. Die Sache ist schwer, sie kann unter Umständen unerlaubt sein, daß das, was ein alter Freund im Vertrauen äußert, das ich vielleicht nicht ganz verstanden habe, als Kritik, Anklage oder dergleichen bei andern Freunden umlaufen soll. Doch Sie werden gewiß am

ersten diese Pietät der Freundschaft verstehen und schonen und selbst dafür sorgen, daß das kein Stadtgespräch wird, was nur Vertrauen, Anrede sein soll (möcht' ich fast sagen Hülferuf) weil man, mag man sich noch so fest fühlen, zu Zeiten des Beistandes anderer starken Geister bedarf, um unsere innerste Wahrheit und Ueberzeugung noch wahrer zu machen. So ging es mir immer auf die schönste Weise mit Solger und so sehr ich Sie ehre, was ich nicht erst zu wiederholen brauche, so fehlt er ja gerade jetzt recht schmerzlich, um einige höchst wichtige philosophische Punkte mit ihm recht gründlich zu besprechen, und mich von seiner ewigen himmlischen Klarheit durchleuchten zu lassen. Ich möchte meinen Eigensinn, Starrsinn, Beschränktheit, oder wie ich es nenne, nicht gern selbst für Philosophie verkaufen; und fürchte doch in der Gefahr zu sein, durch Eigenwillen einem alten Freunde unrecht zu thun.

Und doch mag es wol nicht geschehen. Denn ich war mit Friedrich ja niemals mehr einig, als jetzt auch; unser Verständniß war auch von frühen Jahren nur eine Annäherung zueinander. Er sah damals auf mich gutmühig herab, und ehrte mit fast ausschließender Liebe mein Talent; aber mich eigentlich zu verstehen, hielt er doch nicht der Mühe werth, und wenn ich einmal den Ansatz nahm, ihn verstehen zu wollen, so verwandelte sich Spinozism, Fichtianism, Platonism und wie es Namen haben mochte, in Geheimnißkrämerei und ich wurde freundlich, ironisch abgewiesen, wie der Meister vom Stuhle etwa den Schüler des ersten Grades von sich schickt. Gerade so ist es denn auch jetzt, nur haben sich die Gegenstände des Geheimnisses geändert. Und doch würde ich es beschwören, daß dieser excentrische Geist nur wenige Menschen mehr liebte als mich, daß er noch wenigern nur so viel vertraut. Von meinen neuesten Arbeiten hatte er nur weniges und flüchtig gelesen, und wenn ich ihm Folge

leistete, so begrübe ich die Novellen, die ich vielleicht noch schreibe, lieber unbedingt in Vergessenheit. Alles dies sei schwacher Wein der Poesie, mit zu vielem Wasser des Verstandes gemischt. Kann sein. Ich antwortete ihm: daß es doch von mir ganz charakterlos sein würde, einem fremden, mir unverständlichen Begriff zu gefallen, das aufzugeben, wozu mich Begeisterung unbezwinglich treibe. Darauf sagte er nichts. Er kam aber immer wieder auf diesen Punkt zurück. Auch steht es in seiner Literatur gedruckt, daß unser modernes Leben, wie jede Gegenwart, sich nicht poetisch und romantisch in Schauspiel und Erzählung behandeln lasse. Was ich aber eben nicht glaube. Und wie muß er sich dort selber drehen und wenden, um den Don Quixote, das poetischste aller Bücher zu retten. Und Wilhelm Meister! Kurz, wir waren hier durch Klüfte in der Ueberzeugung getrennt. Er verehrt jetzt nur die trunkene Poesie des Calderon und der Orientalen, die im berauschten Schwulst oft so unendlich nüchtern ist. Er wirft mir vor, ich hätte den Sinn für Calderon verloren: Er den für Shakspeare, was gewiß schlimmer ist.

Am meisten war es ihm wol um die „Cevennen" zu thun. Er hatte so vieles darüber gehört, von allen Seiten übertriebenes Lob, wie Bangigkeit mancher Orthodoxen. Ueber diesen Punkt sprach er wie Malsburg. Ich möchte nichts übereilen: diese Eile, eine gewisse Unreife, eine vorübergehende Stimmung oder Verstimmung könnte bei so großen Gegenständen Frevel und Sünde werden. Was ich ihm unbedingt zugab. Nur ist ja die Geschichte, zu der die Begeisterung mir die Erfindung gab, keine Predigt, keine polemische Lüge, kein Fanatism, keine Verfolgung. Wie soll man sprechen, wenn es selbst dramatisch in poetischer Form so gar bedenklich sein soll? Alles das sagt ich ihm und vieles andere, wir stritten, wir sprachen lange hin und her; sein Vorsatz, mich irre, ängstlich zu machen, gelang ihm nicht. Am für-

zesten, werden Sie denken, sei es gewesen, ihm die gedruckten Bogen zu geben und das Uebrige vorzulesen. Natürlich, er fiel aber auf diesen Ausweg nicht, und ich mochte mich ihm auch nicht aufdrängen. Ihm ist die Kirche und ihre Form einmal alles. Ich will es nicht tadeln, aber draußen müssen auch Leute wohnen dürfen. Das freche Antasten der Heiligthümer und des Geheimnisses ist mir ferner wie tausend anderen, gibt es ja selbst Millionen frommer Katholiken, die sich ohne Papst und dessen Satzungen behelfen. Ich merke aber recht gut, diese neuen Pietisten, die unsern Unwillen erregen, sind ihm gar nicht so widerlich; er meint im stillen, ihr Wesen sei eine Vorbereitung zu seiner Kirche, sie würden sich besinnen. Kurz, er kennt die Menschen nicht, er will das Wissen und die Kunst nur dulden, nicht mehr vergöttern, wie er es in frühern Zeiten wol wieder zu unbedingt gethan hat. Diese Revolutionen sind mir auch im Geiste fremd, ich mag sie nicht. Mir war, als sei ich ganz noch wie in meinem sechzehnten Jahre ihm gegenüber. Eigentlich ist es auch der Fall. Was das Weltliche anbetrifft, so meint Schlegel, wir alle ohne Ausnahme, lägen seit lange im tiefsten Schlafe, und wüßten weder das Woher noch das Wohin: er habe (damals in Frankfurt) sechs Jahre hindurch die Geschichte und die Gegenwart studirt, und hält nun seine geistlichen Grillen (wie ich diese Ansichten nur nennen kann) für untrüglich. So ehrt er jetzt Baiern fast unbedingt, über welches er im Jahre 1808 so ganz ohne Barmherzigkeit den Stab brach. Ich mag nicht zu weitläufig werden. Von Ihnen und Ihrem Buche spricht er mit großer Achtung, er hat es aber noch nicht gelesen, er wird auch dazu schwerlich die Zeit finden: denn, denken Sie, noch bisjetzt hatte er den „Erwin“ nicht gelesen, und hat sich hier erst durch die Hälfte des ersten Dialogs mühsam gearbeitet. Die philosophischen Gespräche kannte er: konnte mir aber doch nichts Näheres vom Inhalte

melden. Ueber Solger eben kamen wir am stärksten zusammen, von dem er wie von einem hoffnungsvollen jungen Menschen spricht, aus dem nicht viel, aber doch etwas hätte werden können, der aber bisher doch so wenig geleistet, daß es nicht der Mühe verlohnt, von ihm zu reden. Darüber läßt sich nun eigentlich gar nichts sagen. — Von Geschichte, meint er, läse er wenn er dazu komme, etwa nur die beiden Endspitzen der alten Welt, Herodot und Tacitus. Dann lieset man überall keine Geschichte mehr, wenn man sich so bornirt, sondern nur seine Vorliebe, oder Vorhaß. Das Interesse am Spiel jener freien Fäden, wo Schicksal, Laune, Leidenschaft und Zufall eins geworden, ist für ihn nicht da; und doch ist wie im Kleinen, in Allem die Größe erkennen, erst Gott erkennen. Soll Gott ein Papst, oder Superintendent, oder einsamer Forscher sein; so ist es mit meiner Einsicht am Ende, und man thäte gut, alle Bücher und auch das Leben ebenso zuzuschlagen.

In dieser Stimmung aber ist er auch. Alles ist ihm zu weitläufig, zu complicirt, im Verhältniß zum nahen Tode, und des Einen was noth thut. Der fromme milde Cervantes dachte auf seinem Todbette noch daran, die „Galatea", das Werk seiner frühen Jugend fertig zu machen. Der ist mir ein Heiliger nach meinem Sinn, ohne allen Bekehrten und Hochbegabten zu nahe zu treten. — Schlegel's Philosophie, wenn er sie noch herausgibt, wird nur aus Sätzen und Aussprüchen bestehen, denn die Dialektik (doch die Probe des Exempels) verachtet er unbedingt. — Vieles, das Meiste auf unser Wiedersehen. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 26. November 1824.

Gerade darin, daß ich Sie und Solger so viel höher stellte, daß Sie mir überall als befreundete Lehrer, als belehrende Freunde erschienen, daß Sie mich erhoben, begeisterten und vorwärts schoben, das war ja die höchste Freude, der größte Genuß. Es ist ein großes Unglück, keinen Freund zu finden, der zweifelsohne höher steht; wer aber gar nach geringhaltigen Freunden trachtet, die er in allem übersieht, der ist ein ausgemachter Miserabilist. Wen aber wahre, oder scheinbare Ueberlegenheit dahin bringt zu verlangen: der Freund solle seine Haut ganz verwandeln; der ist entweder überhaupt unfähig das Mannichfaltige zu würdigen, oder es beschleicht ihn ein verwerflicher Hochmuth. Darum hat Solger nie verlangt, ich solle philosophische Gespräche, oder Sie, ich solle Novellen schreiben; und darum sind Schlegel's Ansinnen an Sie ganz unverständig und thöricht. Zugegeben, alle Ihre Arbeiten wären nur ein Quark gegen irgendeinen einzeiligen hocherhabenen Satz, den er setzt; soll denn nun ein anderer, nachdem dieser Stein der Weisen gefunden da capo danach suchen, oder wird jemand zum Columbus, wenn er jetzt Eier auf die Spitze stellend, sie zerschlägt? Folgerecht jene Schlegel'sche Ansicht durchgeführt, kommt sie zu Omar's Ausspruch: steht's im Koran, so ist die Wissenschaft u. s. w. unnöthig, steht's nicht darin ist sie schädlich. Ueberhaupt hat all das Treiben etwas Muhammedanisches. Aber wenn nun die Menschen zeitlebens nichts dächten, thäten, trieben und sprächen, als: Allah ist groß! soll ich diesen höchsten Satz nur in dieser Gestalt dafür anerkennen? Wer weiß ob die Hunde, wenn sie bellen, nicht dasselbe sagen wollen; dennoch ist die

Menschenstimme und der Menschen Gefühl und That eine höhere Offenbarung Gottes. Zu welcher Bestialität müssen wir kommen, wenn Leute die nicht so geistreich wie Schlegel nicht durch so viele Schulen gegangen sind, von Hause aus in seine Meinung eingehen und sie platt deuten und anwenden. — Gleich einseitig ist das stete Hervorheben des Todes. Ich denke jeden Tag daran, lösche nie darohne das Licht aus; soll denn aber dieser Gedanke das Leben selbst in den Tod verwandeln? Wer weiß ob er ruhig, mit Bewußtsein und unter milden Abschiedsworten, oder ob er im bewußtlosen Geschrei des Schmerzes dahinscheidet; soll nun der Moment allein entscheiden und nach dem langen Leben nicht gefragt werden. Und was thut denn noth? Ist hier nicht neben den allgemeinen Forderungen der Sitte und Religion, jedem Einzelnen das Individuelle noth? Erziehung zur Einförmigkeit mag man bei Kalmücken und Baschkiren versuchen, die so ununterscheidbar sind wie eine Heerde Hammel; ich mag das reiche Concert der Mannichfaltigkeit nicht gegen das unisono des Eselsgeschreis im Choral (wie Luther sich ausdrückt) aufgeben. Zieht man sich aber geistig auf den einen angeblichen Mittelpunkt des Lichts zurück; so soll man auch nicht auf halbes Hören über das urtheilen, was sich draußen bewegt, oder man soll consequent ein Bettelmönch werden und keine Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Wiens spüren.

Die Kirchenverfassung ist gewiß etwas Großes und ihr Werth wird in unseren Tagen zu wenig erwogen und geschätzt; allein es ist irrig, das Wesen des Christenthums in irgendeine Form allein zu setzen, es allein daselbst finden zu wollen. Auch ließe sich von hier aus wol die Brücke zu dem zweiten Hauptirrthum finden: alle Gegenwart sei unpoetisch. Ganz auf derselben Stufe steht die Wahnlehre derer, welche im Staate alle Freiheit in die Vergangenheit oder Zukunft legen, Götzendienst, falsche Sehnsucht, Unzu-

friedenheit, ja Rebellion erzeugen und von der Gegenwart niemals etwas ergreifen. Was diese Leute Poesie und Freiheit nennen, ist etwas ganz Unbestimmtes, Barockes, Wunderliches, ein dicker blauer Dunst, der, kommt man wirklich hinein, nur Kopfschmerzen verursacht. Daß der Verstand allein den Dichter nicht macht, ist weltkundig; aber man wird auch nicht in dem Maße mehr Dichter, als man dem Verstande absagt; sonst hätten wir jetzt der unverständigen großen Poeten gar viele. Und haben denn diese gefeierten Orientalen nicht Ballen voll platten Verstandes in buntes Papier gewickelt, als Poesie an unsere trunkenen Poesiejäger gebracht, die unter der gleichfalls bunten Jacke doch nur vollständige Philister sind? Dasselbe gilt von den Pietisten, die sehr richtig von Schlegel nicht hart behandelt werden; denn das zusammenschrumpfende, auf einen oder zwei Begriffe reducirte Gemüth, muß das Götzenbild aufbauschen und behängen, als sei es überreich und groß. Diese Hyperkatholiken für die allgemeine Kirche, und die Pietisten für Sektirerei, sind sehr nahe verwandt, wie Ultraroyalisten und Ultraliberale; eine dürre Stange verbindet beide Pole, und leicht kann das Unterste einmal nach oben gedreht werden, oder eine Partei zu der andern, wie die Fliegen an einem Faden hin- und zurückkriechen. Bei allem Scheine der Milde, ist in Wahrheit da überall Hochmuth, wo man fremde Individualität nicht erkennen und weiser als Gott, nicht dulden will, daß jeder Baum seine eigene Rinde habe. Wiederum hängt damit die Vergötterung irgendeines einzelnen Staates zusammen, als habe der alle Weisheit gepachtet, und sei alle Thorheit den übrigen zugefallen; was denn nicht ausschließt, daß nach kurzer Frist die Rollen und Urtheile gewechselt werden.

Wenn Schlegel mit Achtung von meinen „Hohenstaufen" spricht, so beruht dies wol nur auf dem Glauben, daß ich die Hierarchie nicht wie manche andere mishandele; sonst muß

ihm ein so dickes Buch zuwider und nach seinem System die Weltgeschichte auf ein Quartblatt zu schreiben sein.

Am wunderlichsten sind die leeren Einreden a priori gegen die „Cevennen“; und wenn Sie das natürlichste Gegenmittel, nämlich das Vorlesen nicht anwandten, so sehe ich darin die gerechte Strafe dafür daß Schlegel nicht selbst darauf drang.

Eigentlich hätten Sie ihm aber doch sagen sollen, er rede wie der Blinde von der Farbe. — — —

Mir ist Ihre Dichtergabe beim Lesen Ihres Dichterlebens wieder einmal recht wie ein Wunder erschienen: neben dem Allerglänzendsten das Tiefsinnigste, dem Erschütterndsten das Mildeste, dem Ernstesten den Scherz in seiner schönsten Unbefangenheit, von der höchsten Weisheit zum höchsten Wahnsinn alle Töne angeschlagen. Dabei nichts überhäuft, nichts durcheinandergerührt; die besonnenste Anlage und größte Mäßigung, die wahre Herrschaft des Genius über eine ganze Welt. Wie weise, den Shakspeare nicht breit in den Vordergrund zu stellen, sondern die anderen Dichter; und nachdem insbesondere dem tüchtigen Marlow das höchste Recht widerfahren und er Wundervolles gesprochen, ihn zum Zeugen des höhern Genius zu machen und sich selbst das Urtheil sprechen zu lassen. Wie schön endlich die Versöhnung durch Sh. bei seinem Tode, diese echte poetische Gerechtigkeit. So wie Livius, der den Hannibal in seiner vollen Größe darstellt, doch beim ersten Auftreten des älteren Scipio, jedem die Offenbarung mit wunderbarer Geschicklichkeit vor Augen stellt, hier sei ein höheres Numen, etwas altioris indaginis; so fühlt man vom ersten Erscheinen Sh. er überrage diese Riesen, und wo die andern nur die Kraft der Abstraction (z. B. hinsichtlich des Vaterlandes, der Schönheit, des Edeln), zeigen, geht von ihm der wahre Lebensathem der Poesie aus. Dennoch hat nach Ihrer trefflichen Weise, welche die meisten

nie begreifen, jeder eine Seite der Wahrheit, ein eigenthümliches Dasein; es sind nicht die zersetzenden chemischen Säuren darübergegossen, um die sogenannten Elemente aufzufinden, welche ja nur das Todte sind. Sehr heilsam ist die heitere Scene mit dem Theaterdirector eingeschoben; sehr passend der puritanische Wahnsinn entwickelt, der denn doch etwas anderes ist als Green's oder Marlow's Verirrungen. Die Sekte wird Ihnen aber auch dies wieder übel deuten und sagen: Sie wollten immer nur die Thorheit in der religiösen Richtung aufspüren und darstellen; denn daß Shakspeare religiös ist, glauben Leute dieser Art nicht. Wie auch vielleicht manche das nicht Poesie nennen, sondern Reflexion, was mir bei Ihnen oft als das Tiefsinnigste und Begeistertste erscheint. In dem Ernst und Scherz der Tischscene, wo Nash und Peele mitreden, ist wieder eine Unzahl von Blitzen, Lichtfunken, Anregungen, daß Aermere daraus gar lang Draht ziehen und sich doch für reich ausgeben könnten. Die gewöhnliche Manier, welche bunte Ereignisse übereinander häuft und dies Poesie nennt, wie in manchen Romanen Scott's, scheint mir der einfachen geschichtlichen Erzählung oft an Nachdruck, Wirksamkeit, ja an Poesie nachzustehen.

Raumer an Dr. Löbell.

— · — — Tieck schreibt mir: „Nächst der alten hat noch keine Geschichte mich so tief erschüttert und ganz und völlig durchdrungen als die der Hohenstaufen. Ja los werden kann ich noch immer nicht die mächtigen Gestalten, sodaß sie mich in manchen Stunden stören können.“ — Dies war mir willkommen; hier ist gar nicht von meiner W e i s h e i t die

Rede, sondern von den Dingen selbst. So habe ich gefühlt und fühle noch so, obgleich mir diese Geschichten hundert- und abermals hundertmal durch den Kopf und die Feder gegangen sind. Ich will nicht daß man meiner gedenke, mir Complimente schneide, sondern daß ich in andern Gemüthern das meine insofern wiedererkenne, als ich es durch die größten Erscheinungen für bewegt halte. Wo gibt's eine erhabenere Tragödie? Dem Stoffe nach ist der Untergang der Athener in Sicilien dagegen nur eine einzelne Scene; das sollte, so meine ich, erkannt werden, den Inhalt sollte man würdigen, vor der Narrheit mich deshalb mit Thucydides nicht gleichstellen zu wollen, braucht mich kein anderer Narr zu warnen. — — — — — —

Friedrich Perthes an Raumer.

Gotha.

Ew. Hochwohlgeboren nicht gänzlich unbekannt, erlaube ich mir diese Zuschrift. Ihr Werk über die alte Geschichte habe ich mit großer Belehrung durchgelesen! Sie bedürfen des Dankes nicht — wer aber empfangen hat, will ihn gern geben und soll es auch.

Immerhin mag der Gelehrte sich die Geschichte zueignen, doch ist sie bestimmt für Männer, welche in der Welt in großen und kleinen Kreisen wirken und handeln — diesen eine Gabe zum Aufmuth und zur Demuth.

Mein Gewerbe hat mich bemerken lassen, wie so wenige unter uns Deutschen die Geschichte kennen: nicht etwa allein solche Geschäftsmänner, die nur um der Beamtung willen den Studienkreis durchliefen, sondern auch Gelehrte manchen Faches.

Zahlen der Zeiträume und Namen besitzt man wol, aber wie selten das klare Bild eines Zustandes und der Verhältnisse — deshalb auch keine Anwendung, keine Vergleichung.

Der historische Unterricht in unsern Schulen ist ein Stückwerk ohne Grund zum Weiterbauen. Unsere werthvollen historischen Bücher gehören dem Geschichts*forscher* an. Der Mann der sich selbst gründlich belehren will, findet zu viel oder zu wenig, oder auch beides zugleich darin.

Heeren's so gute Lehrbücher, bedürfen der Ausfüllung, J. Müller's, Luden's geistvolle Uebersichten setzen die Geschichtskenntniß voraus — Schlosser's „Weltgeschichte" ist ein trefflicher Schlußstein für den Unterrichteten — andere Autoren tragen Ketten der Befangenheit, gegen welche Sie so mit Recht eifern.

Ein Bedürfniß nach historischer Belehrung spricht sich jetzt unter uns allgemein und lebhaft aus. Sehr erfreulich!

Seit 35 Jahren in Arbeiten, Anstrengungen, Sorgen herumgetrieben, hat unsere große Zeit, mich immer auf Geschichte hingewiesen; viel habe ich versucht für meinen beschränkten Standpunkt einen sichern Zusammenhang in den Ereignissen der Menschen und Völker zu gewinnen — ein solcher ist mir durch Ihr Buch geworden, besonders über die Griechen bis Lykurg und Solon, über die Colonien in Sicilien u. s. w., über die Schicksale der Nachfolger Alexander's.

Die Darstellung der Verfassung, des Handels, der Finanzen Athens hat mich sehr angezogen und aufgeregt als *Hamburger* Bürger, und ich fühle mich gedrängt Sie zu fragen: Kennen Sie das Gemeinwesen Hamburgs?

Nur wenig, ist zu vermuthen, und doch würde es lohnend sein.

Hamburg und Athen! — — aber das bestehende lebende Kleine ist immerdar ein Lebendigeres, als das noch so riesenhaftgroß Vergangene; — jenes der Schlüssel zu diesem.

Keine der hervortretenden hellenischen Städte, war so rein Demokratie, blieb so nur Stadt, wie Hamburg, die stillern in Hellas verloren bald ihre Unabhängigkeit; der Einfluß und Umfang ihres Handels war geringerer Bedeutung.

In vielhundertjährigem Streben und Kampf während und nach der Blüte deutscher Städte, durch neue und neueste Zeit, hat Hamburg freies Gemeinwesen sich nicht nur zu erhalten, sondern auch immer sicherer zu ordnen gewußt.

In der langen hamburger Geschichte findet sich nicht ein hervortretender persönlicher Charakter (Held), nicht ein glänzendes Ereigniß (für den Kothurn), — aber fortdauernd Bewegung und Kraft, stete Anstrengung, einigend und lösend, zur Erhaltung und Förderung der Freiheit.

Kein Denkmal, kein Gebäude bewahrt den Nachkommen Zeichen vergangener Größe, — aber treffliche, anpassende innere Anstalten und Institute beurkunden der Vorfahren klare Einsicht und Umsicht und ihre großartigen Opfer stillen Bürgersinns.

Keinem einzelnen Bürger, keinem Verein mehrerer dankt Hamburg die Rettung seiner Freiheit aus drohender Gefahr — stets that es die Gesammtheit.

Nie erlangte ein Bürger überwiegenden Einfluß, nie eine Familie Vorrang; niemals sah man Patricier.

Vielleicht einzig ist's, daß Hamburg keine Nationalen hat. Die Hälfte des jetzigen Senats besteht aus Ausländern, so erbgesessene Bürgerschaft; fünf Sechstel der Bewohner sind es, geht man auf Vater und Großvater zurück; für 30 Thaler ist das Bürgerrecht feil. Immer ab- und zuströmend, Volk aus aller Welt; — das Gegenwärtige stets eifernd für Hamburgs Freiheit. Die jetzige Verfassung, vor 110 Jahren dargestellt durch eine kaiserliche Commission, weil nach langen Reibungen Rath und Bürgerschaft eines Obmanns bedurften, ist so abgewogen, so ebenmäßig gleich gestützt, daß wenn Zeit

und Verhältnisse einen Strebebalken morsch und unfugend machen, sogleich aus gesunder Wurzel ein frisch passender einwächst. Die Anordnungen seit 1814 geben hiefür zahlreiche Beweise.

Köln, Regensburg, Nürnberg u. s. w. sind ehrwürdige Denkmäler alter großer Zeit; Hamburg, wunderbar erhalten, ist ein gleiches, geistig lebendiges, ohne Schutt und Graus des Vergänglichen.

Viele fremde Deutsche, auch Gelehrte und Historiker, durchstreifen Hamburg, höchstens aber sehen sie eine Menge Consonanten; die Vocale zu suchen fällt ihnen nicht ein und die Sprichwörter vom neuen Thore und vom Fliegen überm Rhein und zurück bewahrheiten sich. Niebuhr kennt vieles aus uns, — J. Müller wurde ergriffen und wollte wiederkehren.

Wie das Collegium der Oberalten und Sechziger, Verfassung und Gesetze sichert, die Verwaltung controlirt; wie dieser Bürgerausschuß vermag Propositionen an die Bürgerschaft zu bringen, ohnerachtet der dem Rath zustehenden Initiative; wie in den Bürgerversammlungen Formen, das Einwirken hitziger Demagogen verhindern, wie es hierin durch Eintheilungen möglich gemacht worden ist daß zu Zeiten die Minorität den Ausschlag geben kann, welche Mittel vorhanden zur Beendigung, wenn Rath und Bürgerschaft sich nicht vereinigen können. Wie der Senat über nicht mehr als 10 Thaler verfügen kann und an Beamten nur den Trompeter einzusetzen hat, und wie dennoch der Senat wirklich und kräftig regiert — dies und so viel höchst Eigenthümliches kommt nicht zur Kunde und es bleibt verborgen; die eigensinnige Beharrlichkeit der Bürgerschaft, zu der schlauen Taktik des Raths.

Freilich ein Zeitalter des Perikles, auch nach Maßstab und Möglichkeit neuer Zeiten, wird nicht gefunden und ist nicht zu

erwarten; — aber von jeher mochten geistreiche und gelehrte Männer ihre Tage gern in Hamburg verleben; auch gingen viele von da aus; sollten aber ihre Gaben leuchten, so kehrten sie meist nicht zur Heimath. Eine Demokratie ist dem Brillantfeuer ungünstig — auch ist darin wol das Ueble und Böse leicht zu hemmen, aber äußerst schwer ein öffentliches Gute durchzusetzen.

Unsere Zeitgenossen verstehen in der Regel von allem diesen wenig, am wenigsten unsere Liberalen, die sich mit allgemeinem Raisonniren breit machen, und durch falsch Ausmünzen der Begriffe von Freiheit und Verfassung es dahin gebracht haben, daß das Edelste, was Menschenbrust hegen und erstreben kann, als faules Geschwür erachtet wird.

Auf die „Geschichte der Hohenstaufen" freue ich mich sehr! — Das dreifache Corps der griechischen, lombardischen und hansefreien Städte, in ihrer Gleichheit und Verschiedenheit, in Einfluß und Folgen für Welt und Menschen — wird Ihnen darzustellen leicht werden.

Sollen die Vorlesungen über die römische Zeit auch noch erscheinen? wie sehr wünsche ich es. Habe ich Sie aus Ihren Werken recht verstanden, so bedarf dieser Brief keiner Entschuldigung. Familien- und andere Verhältnisse haben mich Gotha für einige Jahre zum Aufenthaltsort wählen lassen. Mit der wahrsten Hochachtung u. s. w.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 13. Januar 1825.

— — — Ich habe sogleich unter anderem Gluck's „Armide" wieder durchgespielt und vorigen Montag gehört. Wäre es möglich, mich in meiner Ansicht darüber noch mehr zu be-

festigen, so würde es infolge unserer Gespräche und neuer Prüfung geschehen sein: ich kann in der That die entgegengesetzte so wenig begreifen, als wenn jemand bei 15 Grad Kälte von schönem Wetter spricht. Die Zusammenstellung paßt nicht, aber beides sind mir argumenta ad hominem. Wenn Armide nicht eine edle, großartige Natur ist, was soll sie in solch einer Oper? Sie wenigstens, der Sie für Lady Macbeth das Menschliche vindiciren, müssen hier meiner Meinung sein. Indem sie nur den lieben will, der Rinalden übertrifft (eine, wie die Sachen stehen, unmögliche Forderung), liebt sie ihn schon von Anfang an; und die Fähigkeit zu solcher Liebe, sowie zu der späteren Aufopferung, ist eine ganz andere Sittlichkeit in meinen Augen, als wenn Rinald sagt: „Es wird Appell geblasen; nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich drücke!“ Die Aufgabe, alle Pflichten zu vereinen, stellt er sich nicht einmal, obgleich Armide ihm folgen und wider die Sarazenen auftreten will; als wenn es sittlicher wäre, sie zu verlassen, um einige Türken todt zu schlagen. Da stehe ich aber schon wieder am Rande meiner ethischen Ketzereien. Ich kann nun einmal mit der Lehre nichts anfangen, der alles Sinnliche vom Uebel ist; so wenig als mit der, die alles Uebersinnliche verwirft. Beides constituirt die menschliche Natur, verklärt sich wechselsweise in der Ethik, ebenso wie in der Aesthetik. (Siehe Solger's Erwin, die Ellipse mit den Brennpunkten und dem sie umschlingenden Verstande.) Freilich, wenn ein holz- und schwammdürrer Philister frißt, säuft, spielt, und meint er habe die Sinnlichkeit, so ist das nach meiner Ansicht ein faustdicker Irrthum; aber ebenso, wenn ein ähnlicher Haubenstock, der sich einen Philosophen oder Pietisten nennt, das Unsichtbare an die Wand malt und den Teufel daneben. Mir sind also die Gärten der Armide und le devoir de Mr. le Lieutenant Colonel de Rinaldo gar keine unbedingten Gegensätze; daraus, daß er es so nimmt und

nicht lieben kann oder will, wird es freilich eine Tragödie, wo mir das Interesse und die Tugend aber gar nicht so auf seiner Seite zu liegen scheint, wie die Leute meinen. Oder ist der, welcher reich an Liebe ist und sie spenden kann, nicht allemal der Reichere überhaupt? Vielleicht bin ich in dieser Richtung zu empfindlich: mich berührt's immer herbe, wo innige Liebe zurückgewiesen wird (erinnern Sie sich unserer Gespräche über „Egmont" und „Brackenburg") und das, was manche für den am meisten poetischen Standpunkt halten, erscheint mir leicht als der physische gemeiner Wahlverwandtschaften. Wie milde ist auch hier Shakspeare in Beziehung auf Julie und Paris. — Das Davongehen Rinald's, was manchen so groß erscheint, hat kein Verdienst, denn es ist Folge von Gottfried's Schild, d. h. eines Schreibens Sr. Excellenz, daß der Urlaub abgelaufen sei; und wenn die beiden Boten Ubaldo und der dänische Ritter recht ehrlich wären, sollten sie zu Armiden sprechen wie Leporello zur Elvira: „Lassen Sie ihn laufen, es ist gar nicht so viel an ihm, wie Sie sich einbilden!" — Wenn mich ein Weib wie Armide aus voller Seele liebte, ich würde keineswegs fürchten, mit solch einem edeln Wesen in schlechter Wollust und ekelhaftem Müßiggang zu Grunde zu gehen; sondern ich glaube, daß sich Kräfte des Geistes, Gefühle des Herzens entwickeln, von denen man im Stundenschlage der ordinär dahinlaufenden Zeit keine Ahnung hat.

Raumer an Manso.

Berlin, den 5. März 1825.

— — — Von Wiedersehen und persönlicher Fortdauer sprechen, und mit Recht, alle Philosophen; aber daß es unbedingt in Gottes allweisem Plan liegen müsse, daß ich,

Friedrich von Raumer, in Ewigkeit als solcher existire, leuchtet mir, ehrlich gesagt, auf jenem Boden nicht vollkommen ein, und nur Christi Ausspruch mag ein höherer Ruf sein aus einer Welt anderer Erleuchtung. Glücklich, wenn man auf Erden nach Kräften das Seine gethan und nicht dem Himmel die Jahre gestohlen hat. Allerdings gibt es auch in dieser Beziehung einzelne Männer, die mehr thaten als viele andere in Jahrhunderten; aber jeder wird doch nur mit seinem Maße gemessen, und da können wir mit Johannes Müller sagen: zu den ganz Faulen gehören wir nicht. — — —

Manso an Raumer.

Breslau, 25. März 1825.

— — — Ach, wie hängt doch der arme Mensch von dem bischen Materie und deren Druck und Stoß ab, und wie sehr stimme ich in dem, was Sie über die Fortdauer sagen, mit Ihnen überein. Garve sagte einmal zu mir: „Der Tod ist eine chirurgische Operation und eine gefährliche. Ob sie gelingen wird, weiß niemand." Die physischen Möglichkeiten, die man ausgeklügelt hat, sind Hirngespinste, und die moralischen beruhen alle auf der hohen Vortrefflichkeit unserer geistigen Natur. Aber ist denn diese in den Augen Gottes wirklich so groß, oder spielt uns die Einbildung nicht auch hier einen Streich? Leider gehören auch diese Betrachtungen zu den Uebeln der Tage, von denen man sagen muß, sie gefallen uns nicht. Indeß lassen sie sich nicht abweisen. Wir müssen ihnen schon nachgeben. — — —

Raumer an Manso.

Berlin, den 1. Mai 1825.

— — — Was Sie in Bezug auf die Unsterblichkeit sagen, ist sehr erheblich. Ich glaube nicht, daß die philosophischen Argumentationen ausreichen, sie darzuthun. Sterben wir nicht schon im Leben Gegenden, Neigungen, Freunden? Und wie viele, die nach Wiedersehen schreien, heben kein Bein auf um die auf Erden wohnenden lebendigen Freunde wiederzusehen. Mit Unrecht wird, wie es mir scheint, die Lehre von Gott und der persönlichen Unsterblichkeit ganz gleich gesetzt und behandelt. Jene ist mir für meine persönliche Einsicht unwandelbar gewiß, unbezweifelt, sie steht mir mit und ohne philosophischen Beweis fest. Allein für meine persönliche Fortdauer habe ich keineswegs dieselben Gründe, Gefühle, dasselbe Bewußtsein, wie für das Dasein Gottes. Vielmehr je lebhafter ich mir dessen unermeßliche Macht, Liebe und Güte denke, desto weniger wage ich es, einen Anspruch anmaßlich mit gleichem specifischen Gewichte in die Wagschale zu legen. Warum ich nicht eher geboren ward, nicht länger lebe, was aus mir wird? das sind Fragen, die den Atheisten quälen mögen; ich bescheide mich, Dinge nicht zu wissen, und lebe der Ueberzeugung, Gott werde das Beste über mich beschlossen haben, auf Zeit oder Ewigkeit. So stehen die Dinge ohne Christenthum; mit demselben gestaltet sich die Sache allerdings anders, und Verzagtheit wie verkehrter Pantheismus finden hier oft ihr Gegenmittel. Doch kann man, scheint mir, das Wesentliche des Christenthums annehmen und befolgen; ohne den Hauptnachdruck auf persönliche Ansprüche zu legen und sich dadurch gleichsam in Avantage setzen zu wollen. Auf keine Weise sollten die Leute sich anstellen, als sei es

höchst bewundernswerth und preiswürdig, wenn sie die innere Ueberzeugung hegen: sie würden alle Jahrtausende hindurch die größte Rolle spielen, und unser Herrgott könne sie bei seiner Weltregierung gar nicht entbehren. Und läuft nicht sehr oft der Glaube an Unsterblichkeit auf diese, weder sehr fromme noch demüthige Ansicht hinaus? Doch genug der Ketzereien, denn so nennt man diese natürlichen Betrachtungen im Gegensatz eines salto immortale. Ich weise sie so wenig zurück, als die anderer Art und suche mich zu reinigen und zu erleuchten, soweit meine Kräfte es zulassen. Die Offenbarungen der Natur, des Geistes und das Wort Gottes sind die dreieinigen Quellen; und nur der hat unrecht, der eine ganz abweiset und die andere dadurch mehr zu ehren meint.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 21. Juli 1825.

— — — So ist durch Krause's Tod der engere Kreis wieder um einen kleiner geworden. Wenn man das Poltern der Erde über den hinabgelassenen Sarg hört und die Gleichgültigkeit der täglich damit beschäftigten Leute sieht, die noch eher angeregt sein würden, wenn sie einmal statt eines Menschen zur Abwechselung einen todten Hund begraben müßten, so hat das Begraben etwas Furchtbares, und man möchte sich an dem zeitlichen Leben krampfhaft festhalten. Wiederum, wenn man sieht wie die Blumen so sanft und willig hinabgleiten und nach wenig Minuten allgemeine Stille und Friede eintritt, möchte man sehnsüchtig mit in das Grab springen und Sinn und Auge für die ganze Welt verschließen. Nicht unnatürlich wechseln diese Stimmungen, sie vertragen sich mit-

einander. Angesprochen hat mich immer das Verfahren bei militärischen Begräbnissen: hinaus zum Kirchhof gesenkte umflorte Gewehre, gedämpfte Trommeln, langsamer Todtenmarsch; zurück die Gewehre erhoben, rascher Schritt und Ton; kräftig wieder ins Leben hinein. Meint jemand, der erste Gang zum Leben hinaus sei eigentlich der freudige; der letzte dagegen führe in neue Leiden, so will ich nicht streiten; nur soll man mir die christliche Religion nicht in eine traurige, finstere verkehren und die Heiterkeit des Heidenthums, wie manche thun, übertrieben lobpreisen. Auf dem Wege des Raisonnirens und Demonstrirens kommt man (trotz Mendelssohn's „Phädon") nicht weiter, als daß das Grab eben das Grab ist, niemand aber weiß, was, wie und wozu Grab und Tod ist. — — —

Zu dem wieder mit Theilnahme Gelesenen gehört Jacobi's „Woldemar", obgleich die Personen keine recht lebendige Personen sind wie bei Homer, Shakspeare, Cervantes, obgleich fast alle kränkeln und die süßbittere Arznei keine rechte letzte Hülfe nachweist; während die Schlußworte des Buchs sich anstellen, als sei alles im Klaren und gut zu Ende gebracht. Wenn man sich, so frage ich z. B. weder auf Kopf noch Herz verlassen darf, wie das Werk beweiset, worauf verläßt man sich dann? Wenn das Ländlich-Sittliche nicht alles erschöpft, wie wird dies mit allgemeineren Ansprüchen und Bedürfnissen versöhnt, wie verklärt? Etwa so ein Verhältniß wie das zwischen Woldemar und Henriette, die immer auf der Wippe zwischen Himmel und Hölle auf und nieder schaukeln? Wozu der spitze Gegensatz, daß Geschlechtsliebe zu Alwina vortrefflich, zu Henriette abscheulich sei? Warum soll dieses und jenes Verhältniß nicht zu einem verwachsen können? Wären die Leute nicht an innerlicher Künstelei zerbrochen, würde sich alles ganz natürlich gestellt haben. Mir erscheint's gleich verkehrt, die Geschlechtsliebe als die alleinige, einzige und höchste, oder als die verwerfliche, bestialische, von jeder höhern

wesentlich verschiedene zu bezeichnen. Solch chemisch-anatomisch Verfahren ist unhistorisch, unpoetisch.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 1. August 1825.

Ich leugne nicht das Treffliche in „Allwill's Briefsammlung", besonders zeichnen sich die beiden letzten Briefe von Allwill und Lucia aus; aber hier und im „Woldemar" geht alles auf eine Selbstbeobachtung, Selbstquälerei und Krankenpflege hinaus, die meiner Natur gar nicht zusagt. Gewiß habe ich so viel innerliche körperliche Schäden, daß auf der Stelle anatomirt, das Collegium Medicum entscheiden würde, ich hätte schon längst sterben sollen und müssen — und doch lebt der Mensch mit diesen Mängeln leiblicher, wie geistiger Art. Sie immerwährend betrachten, unters Vergrößerungsglas stellen, herausnehmen und wieder einsetzen, heilt nicht das Kranke, sondern zerstört das Gesunde. Dieses setze man (nur ohne Hochmuth) in Thätigkeit, fördere es, so werden die Jacobi'schen bitter-süß-sauern Säfte nicht die Oberhand gewinnen. Sich so weitläufigen Quacksalbereien hingeben, so haarscharfe, spitzfindige Beobachtungen anstellen und geistig-medicinische Consultationen übereinander abhalten, ist schon Beweis der Kränklichkeit. Recht ehrliche offene Freunde hätten dem Woldemar, dann aber freilich auf den ersten 100 Seiten schon reinen Wein, statt der aus Plutarch und Ferguson abgezogenen Tränkchen, vorgesetzt.

Der trockenen Philosophie bloßer Verstandesabstractionen gegenüber war Jacobi's Ansicht höchst wohlthätig; aber kommen wir mit seiner Gemüthlichkeit viel weiter wie mit jenem

Verstande? Ist der Mensch nicht in zwei Theile zerschnitten, und muß er, wenn die höhere Heilung zu einem Ganzen ausbleibt, nicht nach beiden Methoden sterben? Früher glaubte ich mit Jacobi oft im Allerheiligsten angekommen zu sein; jetzt kommt's mir oft vor, als kehre er, davor angelangt, linksum, wobei er naiv genug sagt: weiter erblicke er nichts. Mein Verstand kann mich allein so wenig selig machen, mit mir selbst, mit andern und mit Gott versöhnen, als mein Herz; und wenn die Consequenz der Demonstration oft mit dem Kopfe gegen die Wand fährt, dann die Weichlichkeit der Gefühle, durch blendende Irrlichter in Moräste. Wenn ich bedenke, wie Shakspeare (siehe Goethe's Worte im „Meister") das Innerste (nicht dieser oder jener kränkelnden Natur) sondern der ganzen Menschheit aufschließt, so verschwindet mir Jacobi's philosophischer Mikrometer als unbedeutend. — Zürnen Sie nicht, liebster Tieck, über diese Redereien. Es ist nichts feindlich gegen Jacobi gesagt, es ist mehr eine Abwehr, da er sich einst meiner zu sehr bemächtigt und mich etwas windschief gestellt hatte. Ich bin ihm wahrlich recht herzlich zugethan, ein Gefühl, was ich in Beziehung auf Fichte und seine „Philosophie" nie gehabt habe.

Ueber Lady Macbeth von Tieck.

Es ist eine alte Sitte, diese Rolle zu übertreiben, und sie als Furie zu nehmen, auf diesem Wege haben manche Schauspielerinnen Ruhm erlangt, und so sind alle die leisen und feinen Winke des Dichters, die er aber oft gibt, unbeachtet geblieben.

Macbeth und seine Gattin sind ursprünglich edle und weise Naturen; er ein jugendlicher Held, kräftig aber zart, großartig, doch liebend: keine Spur von einem Richard III. In ihr keine Ahndung einer Margarethe in Heinrich IV. Shakspeare hat diese Art von Weibern vermieden zu schildern, und in „Cymbeline“ die Königin so kurz als möglich abgefertigt. Für das Aeußerste der menschlichen und unweiblichen Natur nimmt man aber die Lady Macbeth. — Sie aber, so gut wie er, werden ganz aus ihrer Stellung gerissen und verlieren Fassung und Haltung durch ein prophetisches Wort gemeiner alter Weiber: das Edle vergafft sich am Niedrigen, wird von diesem bestrickt und verzaubert. Das Wort, daß alle menschliche Leidenschaft eine Bezauberung sei, wird hier sichtbar, und so könnte man die Hexen, wenn man wollte, allegorisch nehmen. Denn brauchte der Dichter sie nicht noch zu andern Zwecken, so wäre die tolle Ehrsucht hinreichend, ihn und sie zum Morde zu stacheln.

Als sie daher den Brief liest (Scene 5), wird sie gleich ebenso von Verrücktheit befallen, wie er, als er die Hexen sieht. Im Ton des Lesens, in allem muß es angedeutet werden. Aber zugleich ihre Liebe und seine liebenswürdige Menschlichkeit, indem sie seine Schwäche schildert. — Der König kommt, — nun der berühmte Monolog. Sie fühlt die Möglichkeit der Unthat, und ihre eigene weibliche Schwäche, nur diese stachelt sich mit diesen greulichen Worten, mit den Bildern des Aeußersten und Unmöglichsten. Wäre sie die eingefleischte Furie, sie würde gar nichts, oder ganz andere Worte sagen. Groß, erhaben muß hier gespielt und gesprochen werden; aber nicht so, wie ich es immer gesehen habe. Die Schönheit muß nicht untergehen, die menschliche Milde muß durchschimmern. Sie beschwört ja Nacht, Geister und alles, ihr eben diese menschliche Milde zu rauben, weil sie sie fühlt, Reue und Gewissen zu ersticken, weil sie weiß,

daß sie diese nicht zurückhalten kann. — So begrüßt sie den Mann, und hier muß man in ihrem Benehmen Liebe und Liebenswürdigkeit wahrnehmen.

In der Begrüßung des Königs, die Heuchlerin überhöflich und ergeben.

Nun die Nachtscenen. Bald schmeichelt sie dem unentschlossenen Mann, dann verhöhnt sie ihn, großthuende Verachtung wechselt mit Liebkosung; hier muß sie alles, was in zarter Liebenswürdigkeit in ihr ist, aufbieten, alle Großheit ihres Herzens, allen Zorn und Hohn, dessen ihre Augen und Gesicht fähig sind. So verwandelt sie sich dem Zuschauer in ein gespenstisches Wesen, das um so ergreifender ist, wenn zu Zeiten das liebende Weib durchblickt.

Act II. Noch Nacht. Sie kommt, als er den König mordet. Es ist gut, wenn man ihn eine Treppe hinaufsteigen sieht; sie kommt da unten mit einem Nachschlüssel aus den Gemächern. — Er hört sie sprechen, erscheint noch einmal oben, fragt, geht, in der Verwilderung, ohne Antwort abzuwarten, wieder hinein. — Sie muß auch blaß und in der Spannung erschöpft sein, wie er; sie ruft nur kräftiger alle ihre Lebensgeister auf; so sprechen sie beide wie im Traum, als er nach der That wieder herunterkommt: flüstern alles, kaum hörbar, beide zitternd — „Ueber solche Thaten muß man nachher nicht denken" — sagt sie, wie gezwungen lachend, indem die Thränen des Grausens in den Augen stehen. — Als sie die Dolche nimmt, und zurückkehrt, faßt sie sich übermenschlich: — aber, doch ist es diese Nachtscene, die sie ihr ganzes Leben hindurch verfolgt, die sie uns am Schluß so gräßlich vorspielt; sie ist also nichts weniger, als so felsenfest hier. — Nur durch die durchschimmernde Weichheit, echte Weiblichkeit, wird dies Gebilde ein schönes, rührend ergreifendes. Shakspeare hat sich hier eine Aufgabe gesetzt und gelöset, die in der Poesie nicht wieder vorkommt, und

freilich so geistig gezeichnet, daß, als der Commentar für seine Spieler verloren ging, man es seitdem nicht verstanden hat. Noch einmal: sie ist keine Klytämnestra, nicht einmal eine Elektra. Shakspeare hat gewiß an eine Lady Macbeth, wie wir sie auf der Bühne immer sehen, gar nicht geglaubt, oder eine solche Ausmalung, an welche sich seitdem so viele Dichter geübt und gefreut haben, für ganz unziemlich gehalten. Wie treten in „Lear" die Töchter zurück, wie die Königin in „Hamlet". Wie groß im Bösen und Guten Margarethe Anjou: aber nirgends eine Spur von diesem poetischen Aufjauchzen an gräßlichen Freveln. — Die Vorstellung bei der Nachricht, die Ohnmacht, alles leicht und natürlich, aber scharf im Ton, schärfer als vorher.

Act III. Sie ist Königin: — aber in der neuen Würde so unglücklich, wie er: der erträumte Genuß ist nirgends, dafür Angst, Sorge, Furcht. Diese Qual löscht Mitleid und Menschlichkeit aus; nur der Gatte ist immer noch der Gegenstand ihrer zartesten Aufmerksamkeit, sie tröstet ihn, wenn sie ihn sieht, sie stellt sich heiter, so tiefsinnig sie ist, sie macht ihm Muth. Sowie sie allein ist, sieht man an ihr die tiefe Seelenkrankheit, die sie nachher völlig zerrüttet, und wäre sie jetzt ruhiger, so könnte sie nicht durch Selbstmord untergehen. — Wie sie in der folgenden Scene auftritt, ist ihre erste Frage nach, ihre größte Sorge nur Macbeth. Der kleine Monolog die tiefste Seelenbetrübniß: wie er eintritt, zwingt sie sich zur Heiterkeit, und er treibt ihr gegenüber fast dasselbe Spiel.

Scene 4. Das Gastmahl. Die Tafel in der Mitte in der Länge; ein rother Vorhang dahinter, hinter welchem der Geist eintritt, den Stuhl in der Mitte einnimmt, wieder hinter den Vorhang mit Einem Schritt schreitet. Rechts in einem Prunksessel die Königin, sodaß sie mit Macbeth sprechen kann, ohne von den andern gerade gehört zu werden. Die vordere

Reihe am Tische ist natürlich leer. Sie ist gleich im Anfange so in sich selbst verloren, daß Macbeth sie erinnert, wonach sie sich ermuntert. Immer das Gefühl durchleuchtend, sie hat den Mord aus Liebe zu ihm begangen, und beide sind dadurch elend daß sie ihr eigentliches Wesen völlig verkannt haben. — Als Er mit den Mördern spricht, und nun ebenso tiefsinnig ist, ermuntert sie ihn. Seine Reden an das Gespenst setzen sie außer sich, — die höchste Spannung, eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit, die ganz abenteuerlich, befehlend, geängstet, mild und wie abwesend klingen muß. — Höhnend, grellsprechend, gegen ihn selbst; und doch muß man ihr die Erschütterung anmerken: hier gar nicht kalt, stolz, eisern: im Gegentheil, in gespenstischer Angst tief erzitternd, aber Fassung erheuchelnd und sie ziemlich darstellend. — Nachher das „edler Herr, eure Freunde vermissen Euch" wieder ganz heiter. — Die zweite Aufforderung an die Gäste, als das Gespenst wieder erschienen ist, muß nun freilich noch krampfhafter gesprochen werden. — Wie sie sie entläßt, ist sie offenbar außer aller Fassung, nur geängstet, sie möchten von dem verrückten Macbeth nur mehr und mehr hören und erfahren. — Die Antwort „Im Kampf fast mit dem Tag, ob Nacht, ob Tag", ist schon poetisch verrückt, und kann gut gesprochen, wahrhaft tragisch werden. — Ebenso die Aufforderung zum Schlafen. Die berühmte Scene im fünften Act muß nur ja nicht zu lange währen, sie muß schnell und mit Grazie gespielt werden: das Furchtbare bleibt nicht aus; leicht aber kann, wenn das Gespenstische zu sehr festgehalten wird, der große Auftritt widerwärtig werden und die Wahrheit verlieren.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 12. December 1825.

— — — Es ist in diesem Shakspeare geradehin etwas Uebermenschliches, oder die Menschwerdung eines höhern Geistes. Wenn ich mich ihm so ganz hingebe, scheine ich mir selbst etwas anderes zu werden, auch in meinem Innern einen Keim der Verwandtschaft, ein Mitklingen dieser höhern Harmonie zu vernehmen. Er ist mir (lassen wir jetzt das Christenthum zur Seite) ein Argument für die Unsterblichkeit ganz anderer Art, als Mendelssohn und ähnliche zu erschwingen im Stande sind. Frage ich diese: ist ein Hund, ein Pferd, ein Fuchs unsterblich, so schreit der Chorus Nein! — Und doch sind Hunde oft treuer, Pferde oft edler, Füchse klüger als Menschen, und es gibt Augenblicke, wo man sich schlechter und sündhafter erscheint, als solch unschuldig Vieh. — Daß aber ein Geist, wie Shakspeare entstanden sein sollte, weil sein Vater und seine Mutter in Langeweile oder Sinnenlust beieinander geschlafen; daß er ein Ende genommen, als die Pulse nicht mehr schlagen, die Eingeweide nicht mehr verdauen wollten, das ist mir unbegreiflich. Die Lehre von dem allgemeinen Wiedersehen in jener Welt kann mich, wenn ich an die Unzahl leerer Köpfe denke, fast erschrecken; solchen Geistern aber nie und nirgends zu begegnen, sie nur auf eine Spanne Zeit mit Hülfe der Druckerpresse kennen zu lernen, ihre Ewigkeit von einem bücherfeindlichen Khalifen Omar, großen Platzregen, Planeten und Kometen abhängig zu wähnen, dies scheint mir unglaublich, thöricht. — — —

Tieck an Raumer.

Den 14. Januar 1826.

— — — Ihre Briefe geben auch für die nächste Zusammenkunft viel zu sprechen; ich habe dieselbe Meinung über „Armide", wie Sie. Alles, was Sie über diesen Gegenstand sagen, ist trefflich: und das ist wol in der weiblichen Natur mit das Schönste, daß die Besseren, Sinnlichkeit und Himmelstriebe des Herzens und der Sinne gar nicht so prosaisch trennen können, wie z. B. viele Männer, die darum oft so gefühlloser sind, weil sie vor dem Genuß in der Leidenschaft rasen und toben. Die Kater fressen oft ihre Jungen, das finden wir als Menschen abscheulich: wie aber ein sogenannter empfindsamer und liebender Mann nach dem Genusse das Zarteste im Weibe mit Füßen treten, und dies seine höhere Tugend nennen kann, das haben wir nur zu oft beobachten können. Diese tiefste Tragödie des Herzens ist von Shakspeare nur angedeutet und von Rousseau zuerst angeklungen worden; seitdem arbeiten viele, Jacobi, vor allen Goethe, diese unheilbare Wunde, die entsetzlichste des Menschen, mit dem Schönen zu vereinigen: aber beide — vielleicht alle Dichter bisjetzt — sind zu chirurgisch zu Werke gegangen, die andern, die nicht so verfahren, sind dagegen unerträglich matt und weichlich. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. Januar 1826.

Die meisten Philosophen gehen von der Ansicht aus: alles was der Mensch mit dem Thiere gemein habe, sei eben thierisch, also schlechthin untergeordnet, ja vom Uebel und möglichst auszurotten; oder doch insofern dies nicht angehe, von dem Geistigen abzulösen und in seiner isolirten Nichtigkeit zu betrachten und zu behandeln. Mit dieser Ansicht habe ich mich niemals verständigen können. Mir ist das Sinnliche, nie das Unnatürliche, Verwerfliche, Thierische gewesen, ich habe es auf keine Weise chemisch oder anatomisch von dem Geistigen trennen können, oder wegwerfen wollen. Wenn wir zusammen Austern essen und guten Wein trinken, stehen wir denn auf gleicher Stelle, wie der Ochs, dem man Heu auf die Raufen steckt und Wasser in die Krippe gießt? Wenn wir uns die Hände drücken, ist das nichts anderes, als wenn die Pferde sich aneinander reiben? Wenn Freunde und Geliebte sich küssen, ist das eben nur so viel, als wenn Hunde sich lecken, oder stehen die vielbesungenen schnäbelnden Tauben etwa noch höher, als die Menschen? Schon hinsichtlich dieser sagt man: duo, cum faciunt idem, non est idem; wie viel mehr bei dem Gegensatze von Menschen und Thieren. Wer Sinnlichkeit und Geist so ganz sondern will, bricht auseinander; wem es gelingt, dem ist das Sinnliche gewiß bestialisch, und der Geist wund geworden oder verstimmt. In derselben Richtung liegt meine Ansicht: das athenische Beherrschen, Gebrauchen, Bilden, Genießen, stehe höher, als das spartanische ungeschickte Abweisen und Verachten von Natur, Kunst und Wissenschaft; darum ist mir die negative Grundregel der Stoiker sustine et abstine immer verkehrt

erschienen. Welch elendes Leben, wenn man nur ertragen soll, was man nicht ertragen möchte, und sich dessen enthalten, wozu die Natur täglich gebieterisch hintreibt. Auf diese Weise zerschneidet man wol den Knoten, aber man löset ihn nicht, und ich wenigstens würde an dem Schnitte verbluten. Collisionsfälle der Sittenlehre, wie der von den zwei Männern auf einem Brete, haben mich nie sehr incommodirt; wohl aber die täglich und vielfach vorkommenden, bei denen fast immer eine falsche Elle angelegt wird. Wie viele meinen, Genuß und Selbstbeherrschung, Geselligkeit und Fleiß, Heiterkeit und Ernst schlössen einander ganz aus, während doch eins ohne das andere haltungslos, ja nichts ist. Wie viele glaubten, mit der Liebe zur eigenen Frau oder zum eigenen Manne sei eine völlige Gleichgültigkeit gegen Natur und Werth anderer pflichtmäßig gegeben; und umgekehrt, wie viele können sich eitel auf ihre Allerweltsliebe und ihr semmelweiches Herz gar nicht wieder nach Hause finden, um als Mann und Vater in den nächsten Kreisen zufrieden zu leben und heilsam zu wirken. Mit einem Worte: jede Theorie und Praxis, die nicht den ganzen Menschen als solchen zu behandeln und in Thätigkeit zu setzen versteht, ist unzureichend. Leib und Geist, Sinnlichkeit und Vernunft, Liebe und Beruf, Häuslichkeit und Geselligkeit u. s. w. müssen in Harmonie gebracht und versöhnt werden. Daß man hierüber eine willkürliche Rangordnung entwirft, oder dies oder jenes zur Thür hinauswirft, führt nicht zu Einheit und Frieden, sondern höchstens zu unzufriedenem Hochmuthe, oder zu einer falsch demüthigen nur erlogenen Zufriedenheit. Und sobald irgendein eigenliebiger Grund hervortritt, wird doch die angebliche felsenfeste Theorie über den Haufen geworfen: verliebt sich z. B. ein Gelbschnabel in eine Gehlhaarige, so schwindet Verstand, Beruf u. s. w. vor dieser angeblich göttlichen Offenbarung einer weit höhern Weltordnung; und findet er nach vier Wochen

die Gehlhaarige rothhaarig, so muß sie höhern Pflichten, dem Vaterland errettenden Berufe, oder vielseitiger idealer Ausbildung mit Braun- und Schwarzköpfigen, eiligst geopfert werden. So die tägliche Erfahrung! Wer aber, wenn von einer Armide die Rede ist, behende sein sittliches Koch- und Receptenbuch aufschlagend ausruft: „Hebe dich Satan!" Hat sich der in seinem Leben nicht von Personen verlocken lassen, die nicht werth waren, jener die Schuhriemen aufzulösen?

Andererseits, wer hat nicht aus jener tiefsten Tragödie des Herzens (wie Sie es mit Recht nennen) Scenen, wenn auch nicht alle fünf Acte erlebt? — wer, wenn auch nicht den Kelch geleert, doch Tropfen zum kosten bekommen? Nicht das ist das Bitterste, wenn man Perlen vor die Säue wirft; denn diese sind eben Säue, thun nach ihrer Natur, und man mag sich selbst die Schuld beimessen und sich bald zurecht finden. Das Bitterste ist: wenn wir das Beste des Geistes und Herzens, Naturen darbieten die wir ehren und lieben müssen; die dann aber doch unsere Gabe verschmähen, wie Titania sich in einen Eselskopf vergaffen und den Blutstrom unseres Herzens mit kalter Gemüthsruhe dahinfließen sehen; oder jenes erbärmliche Verhältniß durch Spott über unser Elend zu veredeln und zu heiligen wähnen. Da stehen wir wieder bei den Wahlverwandtschaften, die schaudervoll sind, und Goethe hat, wie Jacobi, die Wunden wol nachgewiesen, beide haben mit psychologischem Messer darin gewühlt; aber unter dem Pflaster, was sie drauflegen, eitert die Wunde fort, oder wenn sie heilt bleibt die Narbe, ohne Verklärung zur Schönheit. Shakspeare hätte die Sache wol inniger, milder genommen; oder ist nicht selbst in dem herben Othello der Gedanke durchgehend und ihn entschuldigend: der Schatz seiner edeln Natur und Liebe, werde einem Lumpen geopfert? Stellen wir Desdemona schuldig, und Othello in seinem

Schmerze zu Grunde gehend, gäbe das nicht auch eine Tragödie? — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 26. Februar 1826.

— — — Von Manso habe ich einen durch fremde Hand geschriebenen Brief erhalten. Der Geist ist noch frisch und heiter, aber der Körper geht zu Grunde. Die Seele als Resultat mechanischen Zusammentreffens zu betrachten, ist gar zu kläglich und oberflächlich, ob ich gleich nicht zu sagen weiß, wo die Seelen herkommen, wenn es heißt die Bevölkerung hat sich um so viel Millionen gemehrt. Machen die Seelen die Leiber oder umgekehrt, oder ist Wechselwirkung vorhanden? Könnte nicht alles Materiale vergeistigt werden, der Stein sich zur Pflanze, diese zum Thier, dies zum vernünftigen Dasein erheben? Ist das menschliche Bewußtsein und Dasein, auf andern Weltkörpern nicht vielleicht die niedrigste Stufe? — Sind die Weltkörper, deren Zahl und Größe wir bewundern, etwa nur der materiale Ueberrest des noch zu Vergeistigenden? — Ist das, was wir Blinde leeren Raum nennen (dessen Quantität jene Körper und jene Raumerfüllung unendlich übertrifft), wirklich nur ein Negatives oder nur Medium für das angeblich Positive; oder ist der sogenannte leere Raum Sitz des Geistigen, wahrhaft Positiven, indem die ungeschlachten Kugeln sich umher treiben, bis aus Kometen Planeten werden, unabhängigere Fixsterne endlich in eine viel höhere Lebensthätigkeit versetzt werden.

Physik, die mit Mechanik und Dynamik abschließt, scheint mir mit der Politik auf einer Stufe zu stehen, welche in der

Lehre vom Nationalreichthum volle Lösung aller Aufgaben und den Inbegriff aller Ansichten und Zwecke findet. Und doch ist's oft nur eine Erlösung von Gott ab, zur Legitimisirung des Mammons. Sowie man Ziffern durch ihre Stellung, wie durch Zauberei, aus Decimalbrüchen zu den positivsten Größen erhebt, muß auch eine geistige Erhebung und Verwandlung möglich sein, und wenn es das Höchste für den Menschen ist, still zu stehen, und Licht der Sonne und Sterne in seinem Auge aufzufangen, fliegt das geistigere Wesen vielleicht von der Sonne aus und dahin zurück. Hätte Fichte seinen transscendentalen Idealismus nicht auf der materiellen Erde erkünsteln wollen, sondern kühn in den leeren Raum hineingebauet; die Sache gewönne wol eine neue und andere Ansicht. Doch genug des Geschwätzes, was ich zu meiner Verwunderung nüchtern niederschreibe. —

Ich muß mich hüten, aus unbedingter Bewunderung Gluck's nicht selbst gegen Mozart ungerecht zu werden. Daß Sie mit Recht behaupten: an diesen müsse sich die weitere Ausbildung der Oper anschließen, zeigt schon die Erfahrung; obgleich wir damit eben nicht weiter gekommen sind; Gluck steht dagegen ganz allein, aber wie ein Fels, das Haupt in Sonnenstrahlen so ewig wie Sophokles und Shakspeare! Ob noch viele Opern in seiner Art möglich sind? ich weiß es nicht; aber stehen die wenigen nicht für Hunderte, und wer hätte nach der classischen „Alceste", wol a priori für möglich gehalten, daß in der „Armide" die ganze Romantik, der Zauber aller Sinne, die Welt aller Liebe, Zornes, Schreckens so zu einem unerreichten Ganzen verschmolzen, und jenen Schöpfungen gleichen Gewichtes gegenübergestellt werden könnte? Und fassen diese beiden Seiten nicht die ganze Welt in sich. —

So viel auch schlechte Schriftsteller, Schauspieler und Kritiker an unserm deutschen Theaterwesen pfuschen, kann und mag ich doch so wenig daran verzweifeln, als an deutscher

Wissenschaft, an deutschem Vaterlande u. s. w. Indem ich so den Glauben, das Vertrauen obenan stelle, sondere ich mich freilich von vielen, soll ich sagen Männern, Jünglingen oder Knaben, die gepanzert gegen schädlichen Anflug der Begeisterung, ihr Leben und Treiben mit schnöder Kritik beginnen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 30. October 1826.

— — Wo der gewöhnlichste Menschenverstand helfen und ausreichen soll, nehmen manche Wunder in Anspruch, und was mich zum Atheisten machen könnte, ist ihnen Beweis der allerbesondersten göttlichen Vorsehung. Sie behandeln Gott wie eine Scheuerfrau, die Schritt vor Schritt nachgehen und alles rein waschen soll, was befleckst und beschmuzt wird. Lieber möchte ich der Teufel sein und gelegentlich einen Sünder abwamsen, als den Geschäftskreis übernehmen, welchen viele Gott zuweisen, nämlich in allerhöchsteigener Person alle Esel tanzen zu lehren. Und was sie Glauben nennen, ist zuletzt der Glaube: ihre Dummheit und Lässigkeit habe das Verdienst guter Werke; auch könne Gott dann am besten zeigen, daß er klüger und weiser sei, denn sie selbst. Das vermikerte und verkümmerte Christenthum, wo man auf diesem Wege anlangt, ist meiner ganzen Natur zuwider; es steht trotz allem Gethue nicht höher als der Vers: „Wer früh aufsteht, sein Gut verzehrt; wer lange schläft, den Gott ernährt!“ Wenn ein Verschwender zuletzt ohne einen Dreier dasteht, und sich selbst über seinen Leichtsinn anklagt; ist das

schlimmer, als wenn es heißt: „Wir hatten nur noch zwei Gulden und mein Glaube fing an zu wanken!! Da kam der Postbote und brachte einen Brief mit zwanzig Thalern! Sogleich stiegen die christlichen Glaubensactien von zwei Gulden auf zwanzig Thaler!“

Ich beginne mit dem Genusse, helfe nach, wo mir etwas zu fehlen scheint, so gut es gehen will, übersehe gern einzelne Mängel laut dem alten Spruch „ubi plurima nitent.“ u. s. w. Statt dessen wird jetzt die Kritik meist darauf gestellt, mit dem Kometensucher die kleinsten Flecken aufzufinden, diese dann unters Vergrößerungsglas zu bringen, und einen langen Salm über die eigene Scharfsichtigkeit beizufügen. Jeder von diesen Haarspaltern, Mückenseigern, Grasaffen, die das Gras wachsen hören, hat seinen eigenen Bocksbeutel bei der Hand, aus dem er Heller hervorlangt, die er für wichtige Goldstücke ausgibt. Der eine fällt in Ohnmacht, wenn eine abweichende Orthographie oder Interpunktion ihm ins Auge fällt, dem zweiten vergehen die Sinne wenn ein Schauspieler sich einmal verspricht, der dritte schreit in Dissonanzen weil in einer langen Oper dem oder jenem ein Ton versagt. Es ist dies bloße Ziererei, Eitelkeit und Mangel an Fähigkeit sich wahrhaft begeistern und fortreißen zu lassen. Mir reißt der Geduldsfaden, sobald mich jemand mit diesem kritischen Spülwasser abkühlen will. Wenn Demosthenes spräche, und er sagte einmal mir statt mich, sie kreuzigten ihn. Ich höre, sehe, fühle das alles wol auch; aber wie kann man sich die Zeit nehmen, eine Mücke zum Elefanten zu erziehen, wenn das Herrlichste der Dichtkunst, Malerei, Musik aufgethan wird. — — —

Meinen Widerwillen gegen die Hofmannianer, insbesondere den damals so gepriesenen Goldtopf, kann ich noch nicht aufgeben; während viele hier eine ganz neue, die einzige, höchste Poesie sahen, schien's mir, als sei oft nur das Futter

eines alten Philistermantels auswärts gekehrt. Alles auf den Kopf stellen, ist ein dummes mechanisches Werk. Ein Registrator, der auf seinen Beinen steht, ist immer noch poetischer, als einer, der wie die Fliegen an der Decke herum läuft. Ist denn das Poesie, wenn ich sage: „Er hört mit den Augen, sieht mit Ohren, riecht mit den Fingern" u. s. w., und manches, was angestaunt ward, lief auf diese leere Phantasterei hinaus, wonach man mit Raimundus Lullus' Drehscheibe, ja mit dem faulen Rechenknecht ein großer Dichter werden könnte. Die ordinärste Wirklichkeit hat mehr Leben und Poesie, wie solch Gemengsel, was sich für das wundervollste ausgibt; und umgekehrt ist's bloße Dummheit, wenn jeder Kerl, der da frißt und verdaut, meint, er habe mehr wirkliches Dasein, als „Romeo und Julie", „Macbeth" und „Lear". O hierüber ließen sich Bücher schreiben, auf diesem Wege sich Weisheit finden, sowie Wahnsinn ergrübeln. Es gibt einen transscendentalen Idealismus, dessen der Mensch bedarf, um das Alpdrücken des unermeßlichen Realismus zu beschwören. Wenn sich Raum und Zeit ins Unendliche ausdehnen, Sonnen und Sonnensysteme zu Punkten werden, Körper mit Sonnenbahnen zu Durchmessern nöthig und wirklich erscheinen, um die Welt in Ordnung und Zusammenhang zu halten; wie darf ich dem gegenüber ohne Anmaßung sagen, ich sei auch nur ein Wurm? Und wiederum, daß ich dies denke, in einem Augenblick mit meinem Geiste alle Räume überfliege, alle Geschwindigkeiten übertreffe, ist dies nicht der Punkt den Archimedes verlangt um Welten zu bewegen.

Dies Zugleich der äußersten Größe und Kleinheit, dies Athmen der höchsten Expansion und Contraction, ist mir aus unserm zeitlichen Dasein auf Erden gar nicht erklärlich. In meiner Jugend kam mir Platon's Lehre von den Erinnerungen aus einem frühern Sein sehr willkürlich und leer vor; jetzt suche ich so vieles mit ihrer Hülfe zu begreifen, oder doch

zu deuten. Wem bleibt nicht vieles, was fremdartig und geheimnißvoll in das tägliche Leben hineingreift, sonst völlig unverständlich? wer hat nicht gleichsam Offenbarungen, die schnell erscheinen und verschwinden, wer glaubt nicht bisweilen Schätze mit Salomon's Siegel verschlossen, eben zu heben, und alles versinkt wieder in Nebel.

Der Satz mancher Philosophen: was nicht schon die Sinne gaben, ist nicht im Geiste, führt keineswegs zum Ziele; aber auch das Umgekehrte nicht, wonach ich meinen Geist voranstelle und das Nichtich zu erschaffen wähne. Ich meine das frühere wie das künftige Sein, hat seinen Geist wie seine Sinnlichkeit; vielleicht halten wir dereinst fest, was jetzt selbst in den höchsten Lebensmomenten uns entflieht. Gibt's ein Auferstehen, so muß es doch ein anderes sein, als wenn Hans oder Grete des Morgens die Beine zum Bette hinausstrecken, um das alte Lyrumlarum wieder anzufangen. Wie es aber sei, — da tritt Ihr Wort, was mir seit diesem Herbste so oft und gewichtig durch den Kopf ging, in den Weg: daß wir auf Erden gewisse Gedanken gar nicht ausdenken können und sollen.

— — Hatten die Alten nicht recht, wenn sie die Musik für die mächtigste aller Künste hielten, und selbst die positive Gesetzgebung für und wider dieselbe in Anspruch nahmen? Kein Gemälde, kein Werk der Bildhauerei hat mich so ganz aus meiner Persönlichkeit herausgerückt, sie vergessen lassen, so ganz in sich aufgenommen, wie etwa das größte Gluck's, Händel's, S. Bach's und der alten Italiener. Der Bildsäule gegenüber fühle ich mich noch als Person, empfinde, denke; bei solcher Musik weiß ich gar nicht was ich, als ich, eigentlich bin oder thue. Wohl aber entwickeln sich durch und neben ihr Träume, Gedanken, die ohne solche Stimmung unmöglich erscheinen. Vielleicht wirkt hier die Musik der Baukunst am ähnlichsten: der Ernst des mailänder Doms, die

innere Harmonie und Heiterkeit der Peterskirche, haben auf mich bewußtlos verwandte Eindrücke gemacht und Stimmungen hervorgebracht. Ja wenn ich ruhig auf dem Sofa sitze und Melodien und Modulationen mir durch den Kopf gehen, verwandeln sie sich in Säulen, aus denen Zweige hervorbrechen, sich in Gewölben schließen, in Trauben herabhängen, und wenn ich dann plötzlich die Verwirrung merke oder das Geheimniß des Uebergangs und der Verwandlung festhalten will, ist alles verschwunden; ich sitze dumm da, und sehe und höre nichts mehr. Kann man dies nicht auch als Erinnerung früherer Lösungen, als Hinweisung auf künftige Entwickelung betrachten? Oder ist nicht mancher schon mehreremal dagewesen? Ist Wilhelm von Oranien vielleicht Timoleon II., der sich und die Brüder auf christliche Weise dem Vaterland opfert? Oder könnte Gregor VII. für andere Zeiten verwandelt in Luther's Gestalt wieder geboren sein? — —

Raumer an Tieck.

Den 29. December 1826.

— — Wenn's nun mit dem Fortschritte des Geistes bedenklich aussieht, dann noch mehr mit den sittlichen Eigenschaften. Ein ganz Rudel von Tugenden könnte ich von mir aufzählen, wenn aber judex quum sedebit mich fragen sollte, was sie werth sind? müßte ich ehrlich antworten: keinen Pfifferling! Ich bin kein Spieler aus Furcht vor Langeweile; kein Säufer, der Wein schmeckt dann nicht mehr; kein Jäger, aus Faulheit; nicht ehrgeizig — aus Bequemlichkeit; kein Verleumder — aus Mangel an Gewandtheit; nicht geizig — aus Lust am Genusse; nicht verschwenderisch —

aus Furcht vor Schuldklagen; nicht eitel — aus Gleichgültigkeit; nicht unkeusch — aus Furcht vor Prügeln oder Krankheiten! Wenn man sich auf den Prachtstuhl seiner Verdienste setzen will, wird er einem mit Recht weggezogen. Ich wüßte in der That gar keinen zureichenden Grund, warum mir unser Herrgott die ewige Seligkeit zutheilen sollte, aber, ehrlich gesagt, ebenso wenig, warum ich ewig in der Hölle sitzen müßte. Das Fegfeuer hat das Gute und Begreifliche daß es in der Zeit wurzelt, Anfang und Ende zeigt, und nicht sogleich einen salto mortale oder immortale in die Ewigkeit macht. Ueberhaupt messen wir bald mit der zu kurzen Elle unserer Lebenszeit, bald mit der zu langen der Ewigkeit; ein System, vielleicht noch lückenhafter als wenn auf die Einer gleich die Tausende, oder auf die Heller die Thaler folgten. Man schilt den Standpunkt des bloßen Verstandes und mit Recht; nur scheint er mir nicht deshalb verwerflich, weil er den Menschen zu hochmüthig und selbstgefällig, sondern weil er ihn leicht zu nichts und zunichte macht. Jenes hochmüthige Ergebniß geht nur auf dem Standpunkte des Unverstandes hervor; der des Verstandes hingegen, schlägt nicht selten seine Flügel in Gegensätzen matt und müde und bleibt zuletzt in negativer Verzweiflung oder stummer Resignation am Boden liegen. Gesellt sich aber der Glaube und die Begeisterung zum Verstande, so verwandelt sich die Hülflosigkeit in echte Demuth, das Negative in Positives, und die Zeit dehnt sich in echter Entwickelung in die Ewigkeit hinaus. Daß unsere Sittenlehrer fest an allgemeinen Regeln halten, um die Anarchie persönlicher Willkür abzuhalten, muß man billigen; indem sie aber des Individuellen gar nicht gedenken, gerathen sie in Pedanterie und Unnatürlichkeit. Die Sitten- und Tugendlehre muß sich gewiß so individualisiren, so auf den concreten Fall Rücksicht nehmen, wie die geistige Bildungslehre, und wenn nicht jede geistige Gabe durch einen kategorischen

Imperativ erzeugt werden kann, dann auch in Praxi nicht jede sittliche Virtuosität. Ist denn die Lehre von der Keuschheit dieselbe für einen Sultan und Castraten, vom Diebstahl für den Reichen und den Bettler, von der Eroberungssucht für einen König und einen Tagelöhner? Ist denn etwas herausgekommen (wahrhaft Sittliches), wenn gewisse Orden, Maß der Speise und des Trankes für die verschiedensten Personen gleich setzten, oder gewisse Gesetzbücher, wie oft Mann und Frau zusammenkommen sollen? Nicht zu gedenken, daß Fehler mit Vorzügen nicht selten in untrennlichem Zusammenhange stehen, andere dagegen unvereinbar erscheinen. Kann man denn ein Mittleres aus einem Geistlichen und Offizier als Ideal herausrechnen? oder die Eigenschaften einer liebenswürdigen Frau, durch die eines Karthäusers aufhöhen wollen? Daß in der Geschichte auf dem Wege nichts herauskömmt, zeigen die nergeligen Historiker, welche jeden Helden unter ihre Schere nehmen, und ihm nicht leichte Auswüchse, sondern Herz und Leber ausschneiden. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 4. Februar 1827.

— — Je länger ich lebe, desto eher kann ich mich in andere Leute hineindenken, sie begreifen und ihnen also auch Gerechtigkeit widerfahren lassen; zu persönlichem nähern Umgange werden mir aber die sogenannten geistreichen Leute immer mehr zuwider. Denn worauf läuft's mit ihnen meist hinaus? Nur darauf, daß sie eine Ansicht (also das Einseitige) über dies oder das, Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion allein und ausschließend betrachtet, sich zugeeignet und

mit unzähligen kleinen Mitteln zurecht gelegt und gestützt haben. Mit dem Geschwindschießen aus dieser Artillerie des an sich Bedeutungslosen, machen sie dann so viel Lärm und Dampf, daß der Unterrichtete, wenn auch nicht aus Furcht, doch der Unbequemlichkeit halber davonlaufen möchte. Jene Geistreichheit ist zuletzt nur eine geschmückte Bornirtheit, und diese verschwägert sich gar zu gern mit dem Fanatismus. Echte Individualität ist von solchem Sektenwesen durchaus verschieden, ja ihm entgegengesetzt; dieses geht immer in Uniform, so eigenthümlich es sich auch anstelle.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. Februar 1827.

— — — Wenn Joh. Müller als Student in seinen Briefen gar vielen Professoren, deren Namen man kaum noch kennt, den Beinamen groß beilegt, war das nicht besser, als wenn jetzt die wahrhaft großen Männer allen Anfängern klein erscheinen? Lag dort nicht eine viel größere Fähigkeit der Begeisterung, ein viel frischeres lebendiges Streben zum Grunde, als bei der negativ kritischen Richtung, die überall à la baisse spielt? Das System, was den philosophischen Meistern ein achromatisches Fernrohr ist, wird in den Händen oder auf der Nase so vieler Schüler, zur farbigen Brille; nur der gebrochene Strahl des Lichts gilt ihnen für wahr; den vollen, der ohne Prisma die Welt erleuchtet, und alle Farben in sich trägt, halten sie für gemein und trivial. Jeder Anfänger, der sein Collegium philosophicum auswendig gelernt hat, hält sich für einen Mann von Fach und sieht in allen, die ihren Anmeldungsbogen nicht mehr in der Tasche tragen,

Stümper, die der mit Siebenmeilenstiefeln fortschreitenden Zeit nicht nachkommen können. Freilich gehen diese Fortschritte eilig, denn obgleich noch nicht steinalt, habe ich Leibniz, Wolf, Jacobi, Kant, Reinhold, Solger, Fichte, Schelling (das wilde oder zahme Heer kleinerer philosophischer Jäger ungerechnet) an mir vorüberjagen sehen; und Hegel kann sich so wenig als die andern in dieser russischen Schaukel oben erhalten, besonders wenn sich soviel scholastischer Ballast mit übermäßigem Bruttogewicht an ihr anhängt; doch wozu wiederkäue ich Ihnen das alte Lied. — — —

Auguste Stich an Raumer.

Berlin, den 28. Februar 1827.

— — — Der zweite Hauptvorwurf aber, daß ich in der Tragödie Manier und Unnatur verriethe und mir französische Tragiker zum Muster genommen zu haben schiene, trifft meine innerste Seele und reizt mich zu lebhaftem Widerspruch auf, indem es zugleich gilt meine Phädra von dem Anathem zu befreien, das der wiener Kritiker über sie ausspricht.

Die Worte:

„darum konnte es auch ein arger Gewinn sein, wenn
„Madame Stich ihre Phädra in Frankreich zu vervoll-
„kommnen glaubte, und noch mehr Milch und Rosenwasser
„darangoß. Dabei geht alle historische Wahrheit verloren
„und es entsteht eine Zwittergestalt, die zu keiner Zeit und
„in keinem Lande wirklich gelebt hat",

haben weder einen innern Zusammenhang, noch kann ich es glauben, daß dieselben auf meine Darstellung anzuwenden sind.

Niemand kann größerer Feind der französischen Tragödie sein als ich; das Aufgeben der Natürlichkeit, um in Ton, Geberde, Haltung einer verjährten und stereotyp gewordenen Manier zu folgen, hat abwechselnd Lachen und Widerwillen, aber nie den Gedanken eine Anhängerin dieser Schule zu werden, in mir erregt. Meine Ansicht über die Darstellung der Phädra weicht indessen ebenso bedeutend von denen ab, die ich in Deutschland, als von denen, die ich in Frankreich gesehen habe. Phädra darf nach meiner Ansicht nur Mitleid, keineswegs aber und in keinem Momente Abscheu erregen, und diese Hauptidee, welche mich bei Durchführung der Rolle leitet, mag wol das sein, was in der wiener Kritik durch Milch und Rosenwasser ausgedrückt wird.

Phädra ist eine von den Göttern Verfolgte; der Zorn der Venus ist über sie gekommen; ihre verbrecherische Liebe zum Hippolyt ist Schicksal, Raserei, Krankheit! Das Verdammungswürdige muß auf die fallen, der gewissermaßen die Pflege ihres kranken Körpers und Geistes anvertraut ist — auf Oenone.

Daß bei Ausführung dieser Ansicht jede historische Wahrheit verloren geht, und daß eine Zwittergestalt entsteht, die zu keiner Zeit und in keinem Lande wirklich gelebt hat, kann ich nicht einsehen, besonders wenn ich über das Wesen des sogenannten griechischen Schicksals nicht ganz falsche Begriffe habe; aber selbst in diesem Falle wäre mit dem Dichter, und nicht mit dem Darsteller zu rechten. Man verlangt so oft von uns Schauspielerinnen, daß wir einen Charakter geschichtlich auffassen sollen; diese Zumuthung ist mir häufig schon höchst wunderbar vorgekommen; ich sollte meinen, das erste Recht auf unsere Aufmerksamkeit habe der Dichter, und wenn man mit ihm im Reinen ist, dürfe das Geschichtliche auf unsere Intentionen einwirken!! Wir sollen ja doch das Werk des Dichters darstellen.

Racine aber spricht an zu vielen Stellen es zu deutlich aus, daß seine Phädra nur eine Beklagenswerthe und keine Verbrecherin sein soll, als daß es mir je möglich sein würde, die Seite der groben Sinnlichkeit in dieser Rolle hervorzuheben, und das Mitleiderregende, nämlich die unmittelbare Einwirkung einer zürnenden Gottheit, fallen zu lassen.

Irre ich mich in dieser Ansicht, so muß ich diesen Irrthum mit durchs Leben nehmen, denn dies ist der oben angedeutete Punkt, wo ich um der Meinung eines andern zu folgen, mich von mir selbst trennen müßte.

Tieck na Raumer.

Dresden, den 16. März 1827.

Manche Länder und Zeiten haben gar keine Geschichte. Und welche sind nun die Elemente, die das hervorbringen, was wir im wahren Sinne Geschichte nennen? Alle mythische, allegorische, kosmische Ansicht hebt nach meiner Meinung allen Sinn für Geschichte auf. Inwiefern ist die jüdische Geschichte die einzige sehr alte, die etwas klar ist, Geschichte! Und was ist daran wahr, oder Allegorie, religiöse Tradition, Tempelsage? Freiheit, das große Wort, setzt bei den Hellenen alles in Thätigkeit. Aber wie leicht sie dort oder anderswo zu verkennen, oder die echte im Drange der Verhältnisse nicht zu sehen; die große Staatskunst, die uns die Geschichte lehren soll, wie schwer ist sie zu finden! Und wie dies nun mit den Leidenschaften der Menschen, mit Zweifel und Nothwendigkeit innigst verbunden, zugleich Vorsehung und Schicksal sichtbar macht, — dieses große Heilige entzieht sich doch den meisten

Augen, und die Alten, die weniger im Selbstbewußtsein schwelgten, haben alle diese Gegenstände näher und richtiger angesehen. Das echte, politische, geschichtliche Bewußtsein hatten sie mehr: denn das spitze, philosophisch sein sollende der neuern Tage, macht jenes eben ganz unmöglich. Seit Solger nicht mehr unter uns ist, wird meine Abneigung gegen manche Philosophen wieder stärker. Sie wissen in der Regel wenig von Kunst, Poesie, Religion, Natur. Die Formel ersetzt ihnen alles. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 21. März 1827.

Ich habe J. Müller's Briefe an seinen Bruder wieder einmal zu Ende gelesen oder geblättert, da mir alles schon genau bekannt war. Immer wirken sie auf mich wie eine Tragödie. Während er seine reichen Lebensplane so oft überrechnet, sie im Umgestalten erweitert, das Erreichen für natürlich und nothwendig hält, durch Geschäfte aller Art sich nur dazu vorbereiten will, alles Lesen darauf bezieht, fühlen wir, daß die Auswahl der Schriften zu wenig streng ist und geringe Ausbeute oft viel Zeit kostet, daß die Geschäfte ihn erdrücken statt zu kräftigen, und der Tod ihm um so näher tritt, als er ihn von sich weiset. Warum er, zu gläubig über den völligen Tod des alten Europa, die Auferstehung und den Fall der französischen Herrschaft nicht erlebte? Wer weiß es! Gern hätte er seine zu kurze Rechnung anerkannt und die höhere Fügung bewundert. — Die Arbeit mehr als seines halben Lebens ist fruchtlos gewesen, weil er über dem Sammeln nicht zum Gestalten kam, und wiederum wer

ein historisches Gewissen hat, darf der eilig zu diesem sich wenden? — — —

Für mich habe ich von einem Sein keinen Begriff, das nicht zugleich im Werden ist. Freilich geht ein zusammenhaltender Faden durch unser ganzes Leben, und jeder bleibt trotz allen Wechsels eben nur ein und dasselbe Individuum; aber die unbedingte Gleichheit aller Ansichten, Gefühle, Ueberzeugungen, Stimmungen auf 20—30 Jahre, womit sich viele breit machen, scheint mir Lüge oder Versteinerung und Tod zu sein. Glaube und Unglaube, Dogmatismus und Skepticismus, kühner Uebermuth und ängstliche Sorge, Sehnsucht nach dem Tode und Todesfurcht u. s. w., ziehen denn diese nicht abwechselnd durch jedes lebendige Gemüth, ohne daß dies alles zum bloßen Schattenspiel an der Wand würde, oder die Wand selbst ganz vernichtete?

Raumer an Tieck.

Berlin, den 16. Juli 1827.

— — — Mit A. W. Schlegel habe ich einige sehr anziehende und lehrreiche Gespräche geführt. Ihre „Cevennen" nennt er nicht blos ein Kunstwerk, sondern auch eine höchst verdienstliche Handlung, welche Aeußeruug mit andern über seinen Bruder in Verbindung stand, den er sehr streng beurtheilt, und dessen ich mich gegen ihn sogar annehmen mußte und konnte. So unangenehm, dies äußerte er, ihm Gespräche der Art wären, wünsche er doch, daß Männer wie ich erführen, wie er denke. Des Bruders Thun und Lassen, sein Einspinnen in gewisse Kreise, sein Verwerfen anderer u. s. w. machen ihm tiefen Kummer, und es sei die höchste Pflicht,

das Palladium protestantischer Gedankenfreiheit, und den Gedanken fortschreitender, möglicher und heilsamer Entwickelung des Menschengeschlechts festzustellen. Ich erwiderte: daß vom billigen Katholicismus aus jene Freiheit nicht beschränkt und dieser Fortschritt nicht unbedingt geleugnet werde, räumte aber allerdings die bedeutenden Gefahren der den Ultramontanen so nahe liegenden Unduldsamkeit ein. Meinem Satze: jedes der drei christlichen Hauptbekenntnisse glaube an das Wesentliche des Christenthums, trat er gern bei und tadelte die offene oder verborgene Feindschaft, die jeder Neubekehrte, also auch sein eifriger Bruder, gegen die Protestanten haben müsse. Sowie ich billigerweise Friedrich Schlegel von dummen Eiferern sonderte, trennte ich auch Hegel von anmaßenden Schülern; ob dann aber diese Philosophie (wie im Alterthum Aristoteles) für Kunst und Religion ausreiche, das frage sich. Ich würde hier, hätte es die Zeit erlaubt, auf Solger's Lehre gekommen sein, die A. W. Schlegel vielleicht weniger verfolgt hat. Einig waren wir, daß der Gegensatz zwischen Rationalismus und Supernaturalismus nur ein untergeordneter, kein unbedingter sei, und die Offenbarung durch Vernunft so unentbehrlich, wie höhere Erleuchtung. Ihm schien jedoch Altes und Neues Testament (wenn ich nicht irre) mehr provinzialistisch, und er machte die Allgemeinheit der Offenbarung geltend, die sich außerdem auch noch bei andern Völkern finde, indem er z. B. an Indien und Persien erinnerte.

Alles Göttliche, was sich im einzelnen zeigt, ist getrübt, und wir wissen Art, Maß und Grenze der Vermischung mit Ungöttlichem nicht anzugeben; beide Auswege: alles Sichtbare vom Uebel zu nennen, und es unbedingt (pantheistisch) Gott gleichzusetzen, sind unbrauchbar, cul de sacs, wo man zuletzt immer umkehren muß. Wie der Uebergang vom Guten zum Bösen stattfinde, fühlt jeder; aber keiner hat ihn in letzter Instanz genügend erklärt, so wenig als was Leben, Zeugen,

Sterben sei. Wäre es einmal auf Untergang abgesehen, so möchte ich mich immer noch lieber im Meere der Mystik ertränken, als mir von den Windmühlenflügeln trockener Scholastik die Glieder zerschlagen lassen; gegen beide Gefahren schützt das rechte Christenthum. Im übertriebenen Puritanismus und im verfolgungssüchtigen Katholicismus liegt dies gleich wenig; aber die Extreme gelten in der Regel für Gesundheit und Stärke, während sie in Wahrheit Krankheit und Schwäche sind. Den Nervenkranken können mehrere Männer nicht bändigen, nach seiner Herstellung bezwingt er nicht einen. — —

Wenn mir die Sorge um literarischen Ruhm, so viel Kopf- und Leibweh machte wie vielen, lieber wollte ich Lesen und Schreiben verlernen. Und dieser Ruhm! daß von 1000 Millionen Menschen 1000 Leute ein Buch lesen, davon 500 halb im Schlafe, 490 mit Schimpfen und Nasenrümpfen, und 10 vielleicht — mit übereiltem Beifalle! Ist mit dem Tode alles aus, so ist's nichts; kommt nachher die lange Ewigkeit, so ist's weniger als nichts. — Diese Betrachtung soll aber weder zur Verzweiflung, noch zur Faulheit führen; man mache aus seinem Pfunde mit aller Anstrengung und Begeisterung so viel als man kann, halte sich indeß von Hochmuth und Verzagtheit gleich fern.

Raumer an seine Frau.

Düsseldorf, den 24. August 1827.

— — — Die Fahrt über das freundliche Solingen nach Elberfeld ist durch Höhen und Thäler sehr ausgezeichnet; der

Aufenthalt in und um die letzte Stadt ward aber noch angenehmer als wir hiernach voraussetzten. Herr Becher gab den sehr guten Rath den schönen Nachmittag zu benutzen und das Wupperthal aufwärts zu fahren. Auf eine Meile weit streckten sich zu beiden Seiten dieses Flusses die Häuser und Fabrikanlagen; in einer Beziehung bilden verschiedene genannte Orte nur eine Stadt, und wiederum ist alles ländlich und Feld, Wald und Gärten zwischen dem Städtischen eingestreut. Fast alle Häuser sind mit schwarzen Schieferplatten belegt, aber das Ernste dieses Verfahrens ermäßigt sich durch die grünen Fensterladen, die bunten Dachränder welche fast jedes Haus schmücken, durch die Menge der umherstehenden Blumen und durch die Neuheit und ungemeine Reinlichkeit der meisten Anlagen. Die Bergwände, Vor- und Hintergründe, Baumgruppen aller Art, Gärten, Häuser und all das schon Bezeichnete, gaben dem Thale eine Mannichfaltigkeit so großer und wohlthuender Art, wie sie mir noch nicht vorgekommen. Ueberall bemerkt man Thätigkeit und Wohlstand, die herrschende Kraft der Gegenwart, den Muth für die Zukunft. Es scheint unmöglich, in dieser Umgebung unthätig, verdrießlich, niedergeschlagen zu sein; die Natur bietet weit mehr Schönheiten als man gewöhnlich erzählt, und die Betriebsamkeit wird in ganz Deutschland schwerlich übertroffen. Herr Kaufmann Kamp, an den mich Beuth empfohlen hatte, führte uns abends in eine Gesellschaft bei seiner Schwägerin, wo ich außer ihm, der sehr ausgezeichnet ist, mehrere Männer kennen lernte, deren Sicherheit und Thätigkeit sich sogleich aussprach. Am andern Morgen besahen wir unter seiner und Herrn Becher's gütiger Leitung Färbereien, Spinnereien, Bandfabriken, Seidenwebereien, kurz alle Zweige der hiesigen Gewerbe. Es wirkt eigen, wenn man hört: dies Garn kommt aus England und geht gefärbt wieder dahin zurück, diese Tücher senden wir nach Ostindien, diese Schuhe und Röcke an

die Arbeiter in unsern mexicanischen Bergwerken. Welche Stufen liegen zwischen dem Einsiedler, der das Nächste nicht kennt oder es, alle Hülfe in sich und seinen Umgang mit Gott findend, verschmäht, dem alle Gewerbe und Genüsse, ja die ganze irdische Schöpfung entbehrlich erscheinen; und dem großen Kaufmann, der von seinem Comptoir aus die Fäden leitet, welche die ganze Erde umfassen und in einen einzigen Marktplatz verwandeln. Der steigende Reichthum eines solchen Mannes wird preiswürdig, sofern er als Folge seiner Thätigkeit und Klugheit zu betrachten ist, und wenn mir hier beim Anblick der rastlosen ungeheuern Thätigkeit der Maschinen, die menschliche Hand ganz unbedeutend und verächtlich erschien, so bildete und erfand doch Kopf und Hand jene Maschinen, und die alte Fabel vom hundertarmigen Briareus ist ärmlich, wenn man bedenkt, mit wie unzähligen Armen ein Fabrikherr um sich greift. Nichts störte mich in meiner Freude und Bewunderung, bis Herr Kamp zufällig äußerte: er träume oft von Mexico und könne vor Mexico nicht schlafen. Da traten mir all die bekannten Sorgen über den Wechsel des Wohlstandes von Fabrikgegenden, über die Leiden zu großer Bevölkerung u. dgl. vor Augen, und ob ich gleich dagegen das Weinhold'sche Mittel nicht anwenden will, erschreckt es mich doch daß ein Schlag in China, Ostindien, Mexico die Nerven dieses großen Thieres des Welthandels, durch alle Welttheile hindurch erschüttern und den wohlhabenden Kaufmann, den fleißigen Arbeiter unsers Vaterlandes vernichten könne. Rückwärts dürfen wir indeß nicht; es kommt nur darauf an, mit Vorsicht, Mäßigung und Verstand auf den Bahnen fortzuleben und vorzurücken, in denen die Welt sich einmal bewegt. Wie die Sachen jetzt stehen, gehört die Gegend um Elberfeld und des Thals von Barmen zu dem Schönsten, Lehrreichsten und Anziehendsten, was man in

Deutschland sehen kann, und es wäre ein ungemeiner Verlust, wenn wir zu eilig hinweggezogen wären. — — —

Paris, den 6. September 1827.

— — — Schon in Lille fanden wir Vorbereitungen zum Empfang des Königs, mehr in Douay und Cambray. Ein langer Anschlag des Präfecten in Douay besagte, was die Behörden thaten und wozu man die Einwohner invitirt; z. B. Straßen mit Sand bestreut, weiße Fahnen aus den Fenstern, Freiball, freie Komödie, Freischießen, Illumination mit weißen und bunten Lichtern, Feuerwerk, Triumphbogen in großer Zahl u. s. w. Also ganz das Gegentheil der Einfachheit unseres Königs, und wenn manche diese übertrieben nennen, so konnten sie hier hören, daß der Empfang Karl's X. der Stadt Lille leider 100000 Franken koste, während sie nicht 100 Sous dazu besitze. Die Inschrift einer Pyramide bei Cambray lautete auf einer Seite ungefähr dahin: Glücklich das Volk, dessen König eine Blume im Wappen trägt; auf der Gegenseite stand: „Au plus cheri des Rois, le plus cheri des peuples." Die dritte Seite hieß: Louis XIV., Louis XV., die vierte: Louis XVII., Louis XVIII., der XVI. fehlte; ein vieldeutiges, sprechendes Schweigen was die Inschrift eines andern Papiers: „Le corps fidèle des portefaix" nicht übertönen konnte. Die Volksmenge der ganzen Umgegend stand zu beiden Seiten des Weges versammelt, und ich war sehr geneigt in dem allem Rückkehr der alten Liebe zu den Bourbons zu erblicken; wie es denn Karl X. gewiß so dargestellt wird. Zunächst störte aber der Anblick dieser Volksmenge selbst, meist häßliche Weiber mit blauen Papilloten in den Haaren, die bis auf die Nase herabhingen, die Männer und Jungen in

farbigen Jopen aller Art, weiße oder blaue Schlafmützen auf den Köpfen, ohne Spur von etwas Eigenthümlichem, Gehaltenem, Nationalem, alles schmierig und ruppig. In diesem Volk konnte ich nicht (wie der Gestalt nach in den zerlumpten Italienern) die Domini terrarum erkennen. Diese Herrschlust ist der dreifarbigen Cocarde vor der Hand ausgewaschen und ausgeklopft worden, und so streckte sich nun die weiße (Laken, Bettücher, Servietten, Handtücher) aus Thüren, Fenstern, Stroh- und Ziegeldächern hervor. Dieses Weiß erschien mir aber nicht wie ein positives Weiß der wiedergeborenen Unschuld, sondern blos negativ und sehr geneigt sich von einem Lucifer Napoleon neue Farben aufdrucken zu lassen, damit es nochmals bunt übereck gehe. Welch unendlich schwere Aufgabe ist es aber auch, daß ein Volk 30 Jahre seiner Geschichte völlig vernichten und in dem, was ihm das Höchste und Glänzendste schien, nichts als Sünde und Verkehrtheit erblicken soll! Liegt denn nicht in diesem unbedingten Verlangen der Gegner der Revolution auch eine Verkehrtheit, und gäbe es nicht eine andere mittlere Erziehung, die mehr Zutrauen und Liebe erweckte? Karl X. würde am besten diese Liebe erwecken, wenn er glaubte, daß er sie noch nicht besäße. Diese Triumphbogen aus Brettern eilig zusammengeschlagen, zeigten uns Reisenden immer die jämmerliche Kehrseite zuerst, und viele hätten auch diese wol lieber dem König, jene ihrem Triumphator kriegerischer Art zugewandt. Rechte Theilnahme entdeckte ich nicht, höchstens mäßige Neugier; doch schrieb ich dies mehr der Natur der Dinge oder meiner Stimmung, als positiven Gründen zu. Was kann indeß ein Volk nicht leben lassen, was gerufen hat: Vive la mort, vivent les ennemis! — Endlich fuhr der König uns vorüber, und unser Postillon hielt im nächsten Dorf unter einem Volkshaufen an. Da fragte ihn einer aus der Menge lachend: „Avez vous vu passer la giraffe?“ und dieser Witz fand Beifall!! Ist dies nichts

als bedeutungslose Frivolität ohne tiefen Grund und weitere Folgen, so hat sie doch gewiß die würdigsten und heiligsten Gefühle untergraben. Wer dächte bei uns so etwas, wer wagte es (schon aus Furcht vor einer ungeheuern Tracht Schläge) auszusprechen? Mir war, als öffnete jenes leichtfertige Wort wie eine übereilt ausgesprochene Zauberformel, plötzlich einen Blick in eine Welt der Gährung und Auflösung, schlecht übertüncht durch das Geprahle über den neugewonnenen sichern Boden. Jakobiner und Jesuiten schienen noch darin umherzuwühlen, und schreien nur, wenn sie sich begegnen; verkennend daß es gleich gilt, ob die Minen von Osten nach Westen, oder von Westen nach Osten angelegt werden. — —

Freitag, den 7. September.

Théatre français. „Emilie“ nach Kenilworth von Walter Scott, aber ohne Vergleich anziehender und besser als die deutsche Bearbeitung. Schon das ganz gefüllte Haus machte einen anziehenden Eindruck, gleichwie eine der Aufführung vorangeschickte Haydn'sche Symphonie. Beim Aufziehen des Vorhangs saß Herr Armand als Leicester da, und hielt einen Monolog, der mir sehr misfiel. Ton, Haltung, Stimme, Aussprache war alt, gesucht, gespreizt, unliebenswürdig, etwa wie ihn Herr — bei uns geben würde. Schon fürchtete ich meine Hoffnungen am dritten Theaterabend wieder getäuscht zu sehen, aber gottlob ich irrte mich, Herr Armand war der einzige Unangenehme unter allen. Weit besser sein Vertrauter Herr Perier, und Samson als Astrolog. Die Elisabeth gab Demoiselle Leverd, im einzelnen zwar declamatorisch und bouffi, aber im ganzen mit so viel Adel und Würde, Kühnheit und Milde, daß ich (und Du weißt, daß dies bei mir hinsichtlich

der Elisabeth viel sagen will) zufrieden war. Was soll ich aber endlich von der Mars sagen; es war als gehe eine neue Welt auf, als sie dem unangenehmen Leicester gegenüber trat. Ein ungemein edles Gesicht, einen fein geschnittenen Mund, schöne Nase, herrliche Augen, eine Theaterschönheit ganz wie ich sie oben verlangte, und überhaupt von einem so jugendlichen Aussehen, als sei sie in den Zwanzigern. Die Stimme höchst wohlthuend, jede Silbe deutlich ohne zu buchstabiren, ein Fluß der Rede, welcher die durch die edelste Kunst wiedergeborene schöne Natur zeigte, keine Spur von Uebertreibung, Manier, kleinen Kunstmitteln und Künsteleien, keine französische Rhetorik, kein Umspringen der Stimme, alles schön, edel, passend, ausdrucksvoll. Im letzten Act wandelt sich das Schauspiel in eine Tragödie, Emilie hat den Verstand verloren. In diesen langen, dem Texte nach bedenklichen Scenen, spielte die Mars mit so ungemeiner Mäßigung und doch so genügender Kraft, mit so meisterhaften Wendungen, Uebergängen, so milde und wieder so groß, so Theilnahme erregend und so schreckend, daß gewiß keine tragische Schauspielerin sie hier übertrifft, und sie diesen wol nur deshalb nicht beigezählt wird, weil sie den Stelzenkothurn verschmäht. So hat die Mars meine ganz ungetheilte Bewunderung erregt.

Raumer an Auguste Crelinger.

Paris, den 10. September 1827.

— — — Ich finde die Mars im höchsten Grade bewunderswürdig, vor allem daß sie nie unter die Wahrheit hinab in langweilige Schwäche, nie über die Schönheit hinaus in

aufgedunsenes Pathos geräth. Nirgends spürt man mühsam Erlerntes, alles ist aus einem Guß, Erzeugniß des ihr von Gott verliehenen Genies. Denn Talent bezeichnet nur das Geringere, Einseitigere, Erlernbare. Ihr Zusammentreffen mit dem Vater, der Augenblick wo sie ahndet die Königin liebe Leicester, ihre frühern Aufforderungen daß dieser sie edel anerkennen solle, dann ihre Entsagung, waren über alle Maßen richtig und schön. Als sie wahnsinnig im fünften Act von einer Seite eintretend rasch über das Theater geht und sich dann niedersetzt, stürzten mir die Thränen aus den Augen vor Rührung und Wehmuth, ehe sie nur den Mund öffnete. Wie ist so etwas möglich, wie wird es gemacht? Es ist aber eine höhere Offenbarung und wird nicht gemacht. Lange Erklärungen, kritische Bemerkungen zerstören nur das Echte daran und lassen einen todten unbrauchbaren Niederschlag übrig. Glücklich genug, wenn man dergleichen sehen und fühlen kann. Zweimal sagt die Mars autrefois mit einem Tone, einem Ausdruck, in dem Unzähliges aus dem tiefsten Herzen anklingt, sowie in dem Amen der Julie. Als sie von Leicester verkannt, sich losreißt und über einen Tisch gelehnt daran anklammert, als sie in einer Vision das Schaffot zu ersteigen wähnt und dann, im Augenblick wo der Streich fallen soll, mit einem Schrei zusammenstürzt; es ist unmöglich, Größeres, Ergreifenderes zu sehen und zu hören. — Die Leverd ist eine brave Schauspielerin, meines Erachtens aber thöricht sie der Mars gleichzustellen. Es fehlte bei allem Lobe, das sie als Elisabeth verdient, nicht an Aufgebauschtem, Manierirten und kleinen Künsten. Zu diesen rechne ich z. B. daß sie zu Sussex mit hartem Ton sagt: „Je vous prie“, und zu Leicester mit dem allerweichsten: „Je l'ordonne“; — was indeß großen Beifall fand. — —

Raumer an seine Frau.

Paris, den 13. September 1827.

Nachdem ich gestern etwa um zehn Uhr vormittags meinen Brief an Dich geendet hatte, kam Herr Gallois (dem mich Herr von Humboldt empfohlen), und leistete mir, mich in der Stadt umherführend, bis ½5 Uhr Gesellschaft. Es war sehr interessant, sich von dem bejahrten, kenntnißreichen Manne unterrichten zu lassen. „Hier", so sprach er, „wo die neue schöne Straße Rivoli durchgeht, waren sonst Klöster und Gärten, hier an dieser Ecke stand die Manège, wo die assemblée constituante ihre Sitzung in Paris eröffnete, die législative fortsetzte, der Convent den König zum Tode verurtheilte." „Wie ist's möglich", fiel ich ein, „daß an dieser selben Stelle, wo sich die furchtbarsten Erinnerungen, Verstand und Herz zerreißend, zusammendrängen, ein gewöhnliches Bürgerhaus steht, Leute ruhig leben, unten unbewegt die Kaffeestube besuchen und alles Mögliche denken, sprechen, fühlen, nur nicht das, was hier allein Seelen reinigend, die Menschen ergreifen und bewegen sollte? Wie konnte man nicht jenes alte Gebäude als Wahr- und Warnungszeichen für alle Geschlechter zu ewigem Gedächtniß erhalten, oder ein Denkmal der Reue und Sühne dahin stellen, statt diese in flachem Vergessen und gleichgültigem Vorübergehen zu finden?" — „Von dieser Seite", fuhr Herr Gallois fort, „geschah der Angriff der Tuilerien durch die Marseiller, hier wurden die Schweizer niedergehauen, dort in den Wänden des Schlosses sah man die Spuren der Kugeln und Steine, bis Napoleon alles herstellen ließ." — „Wie leicht", bemerkte ich, „hätte man die Tuilerien verthei-

digen können, durch Lage, Erhöhungen, Terrassen, enge Eingänge, eine wahre Festung. Solchem Angriffe würde Napoleon nicht gewichen sein, sondern in den wenigen Schritten dort hinüber zur Manège, seinen völligen Fall erkannt haben." — „Bis hieher", erzählte Herr Gallois, „gingen sonst die Tuilerien, diese Bäume ließ Napoleon pflanzen, diese Gebüsche und Gänge anlegen, diese Treppe zum Platze Ludwig's XV. hinabführen." —

Jenes Gebäude war der Sitz des Raths der Fünfhundert, des Corps législatif, der Chambre de Communes. Hier in der Mitte dieses großen, lebhaften Platzes stand die Guillotine, hier fiel das Haupt Ludwig's XVI., der Königin und wie viel anderer edler Männer — oder Verbrecher. — Ich schauderte zusammen; es war mir, als wenn alles das, was ich hierüber wußte, bis dahin nur ein Traum, eine unmögliche Fabel gewesen wäre, und erst durch jenes: dort geschah es, wie durch ein Zauberwort sich in entsetzliche Wahrheit verwandele; eben jetzt, in diesem Augenblicke vor meinen Augen sich ereigne. Die Herzogin von Angoulême, der König, fahren nie über diesen Platz, eine achtungswerthe Scheu: noch besser vielleicht, wenn Könige und Volk zu dieser Blutstelle wallfahrteten, Selbsterkenntniß suchten, Buße thäten und um Erlösung vom Bösen beteten. Wie ist es möglich, rief ich aus, daß ein Volk sich so konnte tyrannisiren lassen, warum traten nicht, aus Unzähligen nur Wenige zusammen und machten den Freveln ein Ende? Weil, antwortete Herr Gallois, die Formel: c'est un ennemi du peuple von der Menge geglaubt und alle Theilnahme vernichtet wurde. So ist kein Stand, kein Rang, kein Geschlecht frei von dem ursprünglichen Gifte des Bösen; wird dies frei, so sehen wir das Entsetzlichste auf dem Throne, wie in den Hütten. Jenes Böse zu fesseln, als solches erkennen lehren, dem eitelen Selbst-

vertrauen, dem Unglauben, wie dem Aberglauben ein Ende machen, ist die Aufgabe und das Ziel der Religion.

Paris, den 16. September 1827.

Abends war ich zum Diner bei der Mars. Schon der Eintritt in das, was man, ich weiß nicht ihren Hof oder Garten nannte, ist wohlthuend. In der Mitte des viereckigen Platzes ein Springbrunnen, oben mit einem knienden Amor verziert. Aus der obern marmornen mit Blumen eingefaßten Schale fällt das Wasser durch acht Oeffnungen in die untere, größere, welche Goldfische in großer Zahl durchkreuzen und die noch reicher mit blühenden Blumen aller Art verziert ist. Drei Seiten des Platzes sind mit grünen Gittern bedeckt, an denen sich Wein, Epheu und Schlingpflanzen anderer Art emporranken; vor den Gittern laufen zierliche Blumenbeete. Ebenso ist das Haus bis zum großen Balcon des ersten Stockwerks verziert, und die Vorhalle mit Statuen geschmückt, welche sehr eigenthümlich aus Blättern und Blumen hervorsehen. Daß die Wohnung selbst nicht hinter diesen Vorhöfen zurückbleibe, versteht sich von selbst.

— — — — Das Gespräch war lebhaft und betraf meist Theater und theatralische Kunst. Daß Talma den Willen gehabt hat die Franzosen zur Natur zurückzuführen, räumten alle ein; zugleich aber, daß er manche Rollen nach alter Tradition spielte und nicht überall gegen den Stachel leckte. Die Mars wiederholte: sie würde, wenn sie tragische Rollen übernehmen wollte, Dichter, Journalisten und den nachtretenden großen Haufen wider sich haben. — — —

Paris, den 24. September 1827.

Vor dem geschichtlich so denkwürdigen Hotel de ville vorbei, über die Place royale, die Vorstadt St.-Antoine und den Platz der Bastille hinweg, kamen wir zum Kirchhofe des Paters la Chaise vor der Stadt. Schon früher saßen zu beiden Seiten des durch Gärten hinführenden Weges, Mädchen welche Kränze und Blumen verkauften, Werkstätten waren mit Todtendenkmalen aller Art gefüllt. Der Eingang des Kirchhofes ist edel, und mit angemessenen Stellen aus der Schrift versehen; denn des Menschen eigene Kraft und Weisheit kann ihn aus der Zeitlichkeit nicht in die Ewigkeit erheben, er sinkt immer zum Boden zurück und sieht da nur Tod und Verwesung. Jedes Grab ist vom andern durch Einfassungen getrennt, weit die meisten sind mit Denkmalen mannichfacher Art versehen. Unter denen, die ich näher betrachtete, war keins albern oder geschmacklos. Wenn man auf der Höhe des Kirchhofes angekommen ist und über den Wald von Leichensteinen und Cypressen Paris in seiner ganzen Ausdehnung vor sich sieht, man geräth in eine eigene, sonderbare Stimmung. Welche ungeheure Zahl der Lebenden, Thätigen, und doch sind wol hundertmal soviel auf dieser Quadratmeile begraben! Sind sie denn wirklich für diese Erde todt? Kann nur der Lebendige des Todten, und der Todte nicht des Lebendigen gedenken? Wirken die Geister der frühern Geschlechter nur durch die Erinnerung an ihre Thaten, gibt es keine Seelenwanderung, als durch die Geschichte? Ich hätte in dieser Mittagsstunde an Geister glauben, sie sehen können. Oder wäre dieser Boden nicht geistiger, als ein anderer, der seit Jahrhunderten nur Kraut und Rüben trägt? Gehen Ansichten und Gedanken hier lediglich von mir aus? Wirken nicht, und wie wirken die hier Begrabenen auf mich ein? Molière, Lafontaine, Delille, Talma, Ney, Labedoyère, Masséna,

Davoust, Foy und wie unzählige andere, die in ihrer Lebenszeit die Gemüther so mächtig beherrschten und bewegten. Auf dem Grabmale Abälard's und Heloisens lagen frische Kränze. Jetzt wie damals findet sich nicht immer, was sich sucht, sucht sich, was oft nicht zusammengehört, misversteht sich das, was sich gefunden hat und verstehen sollte. So tönt eine ewige Dissonanz in aller Liebe mit, und nicht blos der Geschlechter (was wol jeder zugibt), sondern in jeder Liebe, z. B. der Kinder zu den ins Grab sinkenden Aeltern, des Bürgers zum Vaterlande, des Künstlers zur Kunst, des Wissenschaftlichen zu seiner Wissenschaft. Ich begreife nicht, wie man diesen Schmerzensruf nicht hören, ihn leugnen, und alles auf Consonanzen reduciren kann, aus denen kein irdisches Lebenslied ausschließlich erbaut ist. Begreiflicher ist's, daß die, welche jenen Ton am lautesten und tiefsten vernehmen, lieber das Dasein vernichten, als ihn länger ertragen wollen; oder andere lediglich Hülfe in ihrem eigenen Ich suchen und aller Liebe und Zuneigung entsagen. Und doch sind beide Auswege verderblich und verdammlich, und es tritt die Ueberzeugung hervor: daß nur das Christenthum diese Räthsel richtig ausspricht und richtig löset, nicht blos unbeschadet menschlicher Kunst und Wissenschaft, sondern zur Verklärung beider.

Raumer an Tieck.

Paris, den 14. September 1827.

— — — — Ich gehe auf einen Gegenstand über, den ich noch nicht berührt habe, nämlich das englische Theater, was hier in voriger Woche eröffnet ward und bis jetzt weit mehr Zuspruch findet, als man erwartete. So sehr sich auch

voraussehen läßt, der Widerspruch der Franzosen gegen die englische Bühne werde durch nähere Bekanntschaft aufgereizt und ihnen eine Beispielsammlung des vorgeblich Thörichten in die Hand gegeben werden, kann doch ein Geist, wie Shakspeare nicht spurlos vorübergehen, oder durch das aes triplex der drei Einheiten abgehalten und bezwungen werden. Ebenso muß die englische Schauspielkunst, in ihrer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit Betrachtungen hervorrufen, und Nachahmung oder Widerstand auf beiden Seiten daraus entspringen. Um besser zu sehen, zu hören und dem höchst unbequemen Gedränge des Parterre zu entgehen, scheute ich die viel höhere Ausgabe nicht, und erhielt im Orchester einen sehr guten und nahen Platz, gestern, 13. September, zur Aufführung des „Hamlet". Wie viele Gedanken durchkreuzten sich in meinem Kopfe bis zum Anfange des Stücks. Shakspeare, aufgeführt von londoner Schauspielern im Odeum zu Paris vor Engländern, Franzosen, Deutschen und wie viel andern Völkern, kundig oder unkundig des Stücks und der Sprache, begeistert dafür, oder mit Vorurtheilen dagegen u. s. w. — Fragen Sie nun (ich wünsche mir eine solche allgemeine Frage, um das Herz erst zu erleichtern), ob meine Erwartungen erfüllt sind? so muß ich im Ganzen antworten: Nein! Ich will wenigstens versuchen, die Gründe anzudeuten: 1) klang mir das Englisch, was ich doch so gut und in Massen noch nicht hörte, so überaus tonlos, daß ich selbst das Französische, wenigstens der Mars, dagegen wahre Musik nennen möchte. Um nun dem Geklemmten und Zischenden einigermaßen aufzuhelfen, werden die Vokale, oder eigentlich nur das scharfe ei aus allen Mundwinkeln mit der Zunge hervorgestöbert, über die Zähne hinausgejagt und überhaupt mit dem Munde unzählige viele Manöver in die Länge und Breite gemacht, wobei zuletzt doch nichts herauskommt, die aber, besonders bei den Frauen, übel aussehen. Zum Theil aus

diesen Verhältnissen mag das zweite mir unausstehliche Uebel hervorgehen, nämlich das entsetzlich langsame Sprechen oder vielmehr Syllabiren, und die zahllosen Accente, dergestalt daß ein dreisilbiges Wort deren oft zwei erhält und in der Mitte auseinander gerissen wird. Ebenso trennt man Phrasen eines Sinnes, die in gleicher Folge auszusprechen wären in zwei Hälften, und schreit wol die eine, während die zweite kaum hörbar bleibt. 3) Fehlt es nicht am Wüthen nach französischer Weise, und wenn hier Manier vorherrscht, so trifft derselbe Vorwurf das englische Theater. 4) Die Schauspieler waren bis auf Charles Kemble und Demoiselle Smithson unbedeutend, und selbst gegen jenen habe ich viel einzuwenden. 5) Hatte man das Stück sehr verkürzt und doch dauerte es, der Langsamkeit des Sprechens halber, 3½ Stunde. Auch waren die Abkürzungen keineswegs so verständig oder erträglich, wie sie hätten sein können. —

Jetzt noch einige einzelne Bemerkungen nach Folge der Scenen. Der Geist tritt in farbiger, prachtvoller Rüstung auf, schreitet rascher und spricht nicht so ganz tonlos, wie gewöhnlich in Deutschland. Der König keineswegs entschlossen und verführerisch genug, keineswegs gut angezogen. Polonius zu albern, theils dadurch, daß in seinem Spiele die Schlauheit oder doch Feinheit des Hofmannes fehlte, theils dadurch, daß alles Kluge, was er zu sagen hat, z. B. die Ermahnung an seinen Sohn, gestrichen war. In der Anrede Hamlet's: angels and ministers u. s. w. ließ Kemble zuerst seinem Systeme des Syllabirens und Accentuirens freien, oder vielmehr unfreien Lauf. Man konnte vermuthen, manches geschehe um Athem zu sparen; aber die Luft wird bei den langgezischten Silben tonlos verbraucht, was noch mehr ermüden muß, und beim Mangel alles Redeflusses trägt uns der Schauspieler nicht über schöne, steigende und fallende Wogen, sondern fährt mit uns gegen den Wind über einen Knüppel-

damm. Die Worte king, father, royal dane sprach Kemble in langsamen Absätzen mit der höchsten Verschiedenheit des Ausdrucks, wie etwa in der Aufgabe: komm her. Dasselbe gilt für den Vers: Say, why is this, wherefore, what should we do. — Als ihn die Freunde hindern wollen, dem Geiste zu folgen und ihn festhalten, schreit er bei der Stelle unhand me wie rasend, und es entstand ein, aller Würde entbehrendes Katzbalgen. Während der Rede des Geistes, der nicht langsamer sprach, als Hamlet, kniet dieser nieder, erhebt sich später, und bleibt dann, mit einem Fuße vorschreitend und ausgestrecktem Arme, unbeweglich stehen. Den Vers o horrible spricht er mit höchst zitternder Stimme. Die the time is out of joint höchst langsam, syllabirt, jeder Buchstabe fast mit besonderem Accent versehen, und darum wenigstens für mich im Ganzen keine Kraft und Tiefe der Wirkung. Ophelia (Demoiselle Smithson) in den Liebesscenen und solange sie bei Verstand ist, kalt, trocken, man gewahrte keine Weichheit, Empfindung; — es mag so für den Horizont von England verlangt werden, aber mir gefiele die deutsche und französische Weise schon besser. Die Anrede der Königin an Güldenstern und Rosenkranz: Good gentlemen feierlich, wie es mir gar nicht nöthig schien. Nachdem der König und die Königin fort sind, tritt bei uns Hamlet lesend, langsam, in sich gekehrt auf die Scene; Kemble eilte rasch und leidenschaftlich bis ans Orchester. Die Worte words, words, words sagte er sehr schnell und zornig; die spätern: your self shall grow old u. s. w. mit lautem Lachen. Die schwarze Hose war am linken Beine von der halben Lende bis auf die halbe Wade verschwunden und man sah eine enge Unterhose wie von altem Nanking; Haare, Brust u. s. w. dagegen unverändert, und mit Ausnahme jener Hosenverwirrung war und blieb Kemble angezogen so zierlich wie ein Stutzer. Die Anrede an Güldenstern und Rosenkranz but let

me conjure you litt besonders durch die gedehnte Accentuation; die herrliche Stelle this brave overhanging firmament u. s. w. war ohne Erhabenheit, der Schluß mainierirt. Der Schauspieler sprach die Rede vom rauhen Pyrrhus meines Erachtens würdiger und besser. Die Worte: say on, come to Hecuba sagt Kemble ich weiß nicht recht warum, höchst langsam und feierlich. Use every man u. s. w. mit den schärfsten Accenten, fast scandirt. Weiter: i'll have these players gedehnt — play something lachend; i'll observe wüthend; the spirit that i have seen leise kopfschüttelnd, abuses me schreiend, endlich vom letzten Verse die erste Hälfte wheron i'll catch wüthend, und die zweite the conscience etc. leise, heimlich andeutelnd. Nach dem allem wissen Sie schon, wie der Monolog to be gesprochen ward. Er machte auf mich, und wie es schien, auch auf die (sonst mehreremal klatschende) Versammlung keine Wirkung. Der erste Vers dauerte wol eine Minute, hinter sea of troubles wieder lange Pause. In dem Verse that patient merit of the un-worthy takes, ward un weit von worthy getrennt, scharf betont, wor und ta aber nicht minder. Whēn, hē, himself u. s. w. auf ganz ähnliche Weise. Dagegen in der Scene mit Ophelia schreit Kemble die Stelle: why wouldst thou be u. s. w. mit höchster Eile ab, und die späteren: i have heard of your paintings trägt er fast wüthend vor. Ophelia's Klage o what a noble mind, that bei der trockenen Kälte auf mich keine Wirkung. — in my heart of heart langsam und einzeln accentuirt; i pry thee when thou see'st mit höchster Leidenschaft schreiend. Ich sage und sagte schreiend: denn in der Leidenschaft hat Kemble keineswegs wahre, genügende Kraft, sein Ton wird unangenehm. In der Schauspielscene sitzt Ophelia links, König und Königin rechts. Hamlet legt sich mitten auf der Scene nieder, rutscht dann erst gen Ophelia hinauf, dann zurück nach der Seite seiner Mutter

hin, und hatte den Boden so rein gefegt, daß sein Rock schwerlich wieder rein wird. Die Stelle no, no — poison in jest gedehnt, no offence in the world leicht hingeworfen, He poisons him — bis Gonzago's wife mit der ungeheuersten Leidenschaft schnell herausgeschrien, — das nachher folgende stumme Spiel besser. In der Scene mit Güldenstern die Worte: why, look you now, bis make it speak sehr feierlich, von da bis upon me im lautesten Zorne. Die Scene mit der Mutter gelang unter allen am besten. Als der Geist geht, stürzt Hamlet außer sich zu Boden. — Den Wahnsinn stellte Ophelia vielleicht nicht heiter und leicht genug dar, aber sie hielt sich fern von dem ängstlichen Schleppen der meisten Schauspielerinnen; alles wirkte edel, mächtig und verrieth ein großes Talent. Ohne Zweifel überragte die Smithson die übrigen ohne Ausnahme; was sie hier leistete, war weit das Beste in der ganzen Darstellung. Die Todtengräberscene blieb weg bis auf die Stelle über Yorik, welche Hamlet äußerst langsam herbetete. Im Gefechte mit Laertes fassen sich beide und ringen, wobei die Verwechselung der Waffen vor sich geht. Das Stück schließt mit den Worten des Horatio. Was und wie verkehrt überhaupt weggelassen worden, lohnt nicht der Mühe nachzuweisen. — Auch das Wenige, was ich im Einzelnen beibrachte, wird genügen um darzuthun, daß die Engländer von der Vollendung entfernt sind, wo wahre Natur und wahre Kunst vereint wohnen, und trotz aller und gerechter Klagen über die deutsche Bühne, stelle ich doch ihre tragische oben an, und über die englische und französische hinauf. Wenigstens dürften sich die Mängel jener (sie sind zum Theil nur negativ) eher erkennen und vertilgen lassen. Kemble ist nicht ohne Anlagen, hätte aber Hamlet die Kraft, die er ihm in seinem, bis ans Wüthen hinansteigenden Spiele beilegt, so müßte das Stück ganz anders und im dritten Acte zu Ende gehen. Wenn Hamlet

bei uns manchmal zu milde, zu weichlich dargestellt wird, so geschah hier das Gegentheil. — —

Paris, den 26. September 1827.

— — Gestern sah ich „Othello" und fand neue Bestätigung für alles das, was ich im allgemeinen schon oben bemerkte. Kemble hatte, löblich, das Gesicht nur braun gefärbt und keine Negermaske übergezogen; wogegen ich misbillige, daß er in morgenländischer und nicht als Feldherr Venedigs, in venetianischer Tracht auftrat. Obenein fehlte es ihm an Festigkeit und Würde, sich in dieser Kleidung zu bewegen, der Gang war oft latschig und die Arme wußten (ohne Mantel, Hut u. dgl.) oft nicht, was sie anfangen sollten. Accente, Stoßen, Pausiren, Schreien, Wüthen, wie ich's schon beschrieben, nirgends trat die rechte Kraft, Ueberlegenheit, Würde, Liebenswürdigkeit genügend hervor, welche wir sehen und hören müssen, um zu begreifen, wie er im Rathe Venedigs und im Herzen Desdemona's solche Stelle erhalten konnte. Und wenn wir dies nicht sehen, nicht daran glauben, so ist ja das Spätere nicht das furchtbare Zerbrechen eines sich täuschenden großen Gemüths, sondern bestialische Wuth und nichts weiter. Es gibt Charaktere, die der Dichter schon so scharf, ja hart gezeichnet hat, daß der Schauspieler ja nichts in dieser Richtung hinzusetzen darf, weil sonst eine widerwärtige Caricatur zum Vorschein kommt; dahin ließe sich wol Othello, Jago, Richard III., Elisabeth und Burleigh von Schiller rechnen; andere, matter gehaltene Charaktere, darf man umgekehrt wol etwas auffrischen, etwa die Königin im „Don Carlos". Egerton verfuhr als Jago nach dieser Ansicht, keineswegs Kemble; schwarz und weiß aufeinander und neben-

einander gesetzt gibt aber niemals wahre Malerei. Freilich sind die Franzosen hinsichtlich ihrer Tragödie in Manier befangen, aber es ist doch Schule, Methode darin, die Tradition ist erklärlich und schließt eine Art von bescheidener Anerkennung des früher Geleisteten in sich; diese wilde, anmaßende Genialität, ohne alle Genialität, wirkt auf mich noch viel widerwärtiger. Aus unzähligen nur ein paar Beispiele irriger Declamation. Act II, Scene 2: wenn nicht einige gestrichen sind, tremulirte Kemble auf dem stummen n in heavn wol zehn Secunden. Nach Jago's Erzählung über den Hergang des Streits schreit er, Cassio, aus Leibeskräften, dann nach einer Pause i love thee ebenso, hierauf nach einer zweiten Pause das übrige gedehnt. Cassio wiederholt das Wort repu — tation mehrere male so, daß die beiden ersten Silben herausgestoßen werden, und die drei übrigen erst nach einer Pause folgen. Cassio war unbedeutend, denn das Verdienst, die Trunkenheit darzustellen, hat fast jeder Schauspieler bis auf einen Punkt. Rodrigo wird lächerlich gespielt, wie ein Hasenfuß. Die Smithson ist als Desdemona dem Kemble als Othello gewiß vorzuziehen, und es gelang ihr weit mehr, als ihm; doch fehlte die jugendliche, herzliche Innigkeit, und daher auch die innige Theilnahme. Jago nahm die Rolle nicht als ein versteckter, ausgekünstelter, schwarz auf schwarz setzender Schuft; sondern mit einer Art von heiterer Unbefangenheit, kalt, vornehm, sicher, nicht gerade des Ganzen, aber jedes einzelnen Schritts. Scharf gegen seine Frau, überlegen gegen Rodrigo, geschickt und treuherzig gegen den Mohren. Er gefiel mir unter allen am besten. — Es lohnt nicht, durch alle Acte nachzuweisen, ob und wie Kemble spielte und neben einzelnem, was in einer so langen Rolle gelingen muß, vieles verdarb. Ich komme zum fünften Act. Desdemona lag in einem weißen Nachtkleide im Bette, unter einer leichten Decke. Othello sprach den ersten Monolog sehr lang-

sam und zog fast die halbe Tonleiter auf und abwärts. In dem „hast du gebetet to night", schlug die Stimme beim letzten Worte so scharf in die Höhe, daß es lächerlich oder albern klang. Während Desdemona sagt: „deine Augen rollen" u. s. w. knurrte er, so lang der Athem dauert, vollkommen wie ein Hund, und brüllte nächstdem wie ein Stier. Dies Gebrüll, Desdemona's gellendes Geschrei, die Balgerei am Bett, das endliche Drücken und Abmurksen mit dem Kissen, war so über alle Beschreibung häßlich, widerwärtig, empörend, daß es mir für Menschlichkeit und guten Geschmack in diesem Augenblick natürlich und nothwendig erschien, die Schauspieler auszutrommeln und das Stück gar nicht zu Ende spielen zu lassen. Doch ging die nicht zu tadelnde Misbilligung mehrerer Franzosen vorüber. Aber alles, was bis zu Ende folgte, erschien ebenfalls kalt, unangenehm, langweilig. Wenn dies mir, dem größten Verehrer Shakspeare's widerfährt, was sollen die Franzosen sagen, welche ihn meist nur durch diese Bearbeitungen und diese Schauspieler kennen lernen! Ich wundere mich mehr über den Zulauf und das Lob, was sie spenden, als über den Tadel, den einzelne Kritiker aussprechen, aber freilich mit Unrecht hauptsächlich dem Dichter selbst zuwenden. Ist jenes das Höchste der englischen Schauspielerkunst, so braucht man deshalb wahrlich nicht nach England zu reisen. Wie ohne allen Vergleich schöner, edler, angemessener war die Vorstellung des „Othello", die ich im Frühlinge in Dresden sah. Wäre das, damals so kalte, gleichgültige Publikum gestern mit mir im Odéon gewesen, es würde seinen Schauspielern gewiß die verdiente Genugthuung nicht vorenthalten. — Bin ich aber nicht ein anmaßender Thor, so vorlaut über diese englischen Schauspieler abzuurtheilen? Vielleicht; auch gebe ich dies nur für subjective Gefühle, die aufrichtig ausgesprochen, doch mehr Werth haben, als erheuchelte,

oder die leichte Weisheit mancher Reisenden, die alles Fremde dem Einheimischen vorziehen.

Paris, den 28. September 1827.

— — An der Mars habe ich im „Tartufe" zuvörderst wieder den Wohllaut ihrer Stimme bewundert, das gesprochene Französisch wird in ihrem Munde zur Musik. Viele können seufzen, wüthen, declamiren auf zehnerlei Weise, aber nicht sprechen; diese Kunst (sie muß ihrer Seltenheit halber wol die höchste sein) besitzt die Mars. In der ersten Scene drängt sie sich in keiner Weise hervor, als müsse der Zuschauer ihr besondere Aufmerksamkeit widmen; auch in der Scene, wo Tartufe ihr seine Liebe erklärt (III, 3) beginnt sie ganz einfach, selbst zutraulich, drückt dann ihr Erstaunen allerdings aus, bleibt aber doch in der ruhigen Haltung, die den Sünder täuscht, während sie sich selbst nicht das Geringste vergibt. Als aber auch ihr Mann dies Benehmen misversteht (IV, 3), mehrt sich ihr Unwille und ihre Kraft; die Worte Est-ce qu'au simple aveu d'un amoureux transport etc. sprach sie mit der Sicherheit der Unschuld, die verbunden mit Verstand und Charakter, überall außer Gefahr und siegreich ist. Zorniger und imponirend waren die Worte: l'erreur trop longtemps dure etc., worauf Orgon endlich nachgibt. Den richtigen Kammerjungfereinwand: son esprit est rusé etc., weiset sie in den nächsten Versen: non, on est aisement dupé etc. auf eine meisterhafte, überzeugende Weise zurück, die sich aber freilich nicht mit Worten hinreichend beschreiben läßt. Die folgende Scene ließ nichts zu wünschen übrig, oder offenbarte vielmehr erst, was man wünschen sollte. Das vorsichtige, fast ängstliche Beginnen, das bei aller Kühnheit

doch halb zurückgehaltene und darum eindringlichere Geständniß, die Steigerung der Koketterie, vortrefflich; doch war dies nur die leichtere Hälfte. Als nun aber der Sünder gemeiner, frecher wird, und der Mann, alle Zeichen überhörend, noch immer zweifelnd, sie nicht aus der peinlichen Lage erlöset; als sie nach einer Seite stärker schmeicheln und in denselben Worten und Tönen dem Verstockten Vorwürfe machen muß, erreichte ihre Darstellung das Höchste, was irgend auf der Bühne in dieser Art geleistet werden kann. Ihre steigende Leidenschaftlichkeit hält der Schuft für Anzeichen ihres nahen Falles, und er darf sie so misdeuten; dem Zuschauer wird sie Ausdruck ihres innern Adels und des gerechten Zornes über die aufgezwungene unwürdige Lage. Und mit welcher ungemeinen Geschicklichkeit ward zugleich das Einzelne nebeneinander durchgeführt, ohne zu stören, Argwohn zu erwecken, oder eine Lücke in der schweren, doppelseitigen Rolle zu lassen; ich meine das Mienenspiel, Husten, dem Tische nahen, darauf klopfen, am Vorhange zupfen u. s. w. — Jetzt folgte Valerie. So schön auch die Mars, als Emilie und Elvire aussah, hegte ich doch einen Zweifel, ob Gesicht und Gestalt für diese sehr junge Rolle ganz passen werde; und siehe, sie hatte sich nochmals weiter verjüngt, schlank, frisch, klar, lieblich, wie ein Mädchen von achtzehn Jahren. Ich habe die Fusil im vergangenen Jahre in dieser Rolle mit großem Vergnügen gesehen, und beharre noch jetzt dabei, daß sie eine Schauspielerin von Natur ist; sie machte den unfehlbaren Eindruck jedes wahren Talents. Bei der Mars hingegen tritt zu der größten Gabe der Natur die vollendetste, reifste Kunst. Beides verschmilzt zu einer Harmonie und versetzt uns in den Wohllaut des Gefühls, der Theilnahme, wie sie nur die edelsten Werke der Kunst hervorbringen. Die Heiterkeit und Naivetät der Valerie war im höchsten Grade liebenswürdig, ihr Schmerz rührend, und in dem Verflechten dieser beiden

Grundstimmungen, den Uebergängen oder Gegensätzen nirgends Manier, Knalleffecte, Uebertreibung. Bei einer so durchgehends und in allen Theilen gelungenen Darstellung, ist es unnöthig einzelne Momente herauszuheben; man kann vielmehr behaupten, in dieser (wie in so mancher andern Rolle) könne einer Schauspielerin einzelnes außerordentlich gelingen und Beifall hervorrufen, dennoch aber dem Ganzen das Wichtigste, Einheit und Haltung fehlen.

Raumer an seine Frau.

Paris, den 30. September 1827.

Daß meine steten Angriffe auf die heutige Tanzkunst vollkommen gegründet sind, davon hatte und habe ich die festeste Ueberzeugung; aber wo und wie das Bessere sei, konnte ich nicht nachweisen oder vorzeigen, und kam nur zu dem Zweifel: ob die Tanzkunst den Namen einer Kunst verdiene, wenn sie nur solcherlei Fratzen darbiete? Gereisete Leute verwiesen mich auf Paris und das hiesige Ballet; hier finde ich aber Demoiselle Anatole Gosselin, Demoiselle Fourcisi und andere Bekannte in höchsten Würden wieder, die alte Leier nach denselben Grundsätzen höchstens einen halben Ton höher gestimmt. So glaubte ich mit meiner Skepsis ganz auf rechtem Wege zu sein: bloße Bewegungen und Stellungen menschlicher Leiber führen nicht bis zur reinen Schönheit, es gibt keine Kunst dieser Bewegungen, keine Tanzkunst. Ziererei, Unnatur, ärmliche Wiederholungen sind unvermeidlich, ja sie gelten für den Triumph der Meister. — Alle diese Weisheit hat gestern ein Mädchen zu Schanden gemacht, — oder vielmehr die

Weisheit derer, die da glaubten, die wahre Tanzkunst in der Tasche oder in den Beinen zu haben. Schon der Anstand, mit dem Lucie in den Kreis eintrat, leicht sich in den Sattel hob, ohne Flitterstaat in einfacher Tunica sich darstellte, die schönen Glieder ohne alle Koketterie und falsche Scham zeigte, als sei es so das Natürliche, dies alles sage ich, erweckte meine Aufmerksamkeit und versetzte mich gleichsam in die antike Welt. Das edle Roß fing an zu galopiren, und ruhig sitzend, entwickelte Lucie alle Stellungen, die Oberleib und Arme erlaubten. Jetzt erhob sie sich auf den Sattel, und das, was nun vor meinen Augen in wenigen Minuten vorüberging, war von solcher Mannichfaltigkeit und so höchst bewundernswürdiger Schönheit, daß von einer Beschreibung des Gesehenen nicht die Rede sein kann, und mir alles wie ein Traum erscheint. Stellungen der edelsten Ruhe und Sicherheit machten den Anfang, wie eine herrschende Minerva, eine stolze Jungfrau oder Vestalin; bald dann ging sie über in Stellungen von Tänzerinnen. Was nur Schönes der Art in todtem Gestein auf uns gekommen, ward vor meinen Augen neu geschaffen und lebendig; dann kühner, bacchantischer, bis sie auf dem dahinfliegenden Rosse kriegsbegeistert als Amazone vorüberstürmte. Eine ganze Welt von Schönheit ging vor mir vorüber, und so gar nichts Uebertriebenes, Unwürdiges, Gemeines, Krampfhaftes. Mit dem edelsten Gefühle folgte man der Wiedererscheinung, und kein Gemisch von ängstlicher Sorge trübte den Genuß, weil das höchste Ebenmaß Beweis der höchsten Sicherheit war. Was dies Mädchen in den Lüften vermochte, vermag keine unserer Tänzerinnen auf ebenem Boden, und alles, was ich je habe tanzen sehen, entwickelte nicht den hundertsten Theil dieser Mannichfaltigkeit und Schönheit. Wie Pygmalion seiner Bildsäule Leben wünschte, hätte ich diese Lebende vielemal versteinern mögen; ob ich gleich damit gar nicht sagen will, das Mädchen sei

von vollkommener Schönheit gewesen. Bei näherer Betrachtung hätten sie vielleicht Maler und Bildhauer verwerfen müssen; dadurch wird aber der Eindruck nicht unwahr, mein Lob nicht unbegründet, vielmehr die ganze Erscheinung noch merkwürdiger und bewundernswerther. —

Im Schauspiel spielt vielleicht kein Publikum lebendiger mit, als das französische. Mit dem lautesten Beifall wurden z. B. gestern die Worte aufgenommen: en France il y a toujours assez de gloire pour couvrir quelque revers, desgleichen der Ruf: tout pour la France, oder die Antwort eines einarmigen Invaliden: il n'y a pas besoin de deux mains pour mettre le feu à un canon. Die Leiden des Kriegs scheinen überall vergessen zu sein, und fände sich ein Anführer danach, die Franzosen hätten die beste Lust, Europa noch einmal siegreich zu durchziehen. Es ist sehr schwer, das Maß des Kriegsmuths immer voll zu erhalten, und doch zu verhindern, daß es nicht überlaufe. Die höchste Kunst der Regierung ist: gewisse Kräfte zur rechten Zeit zu binden und wiederum zu entfesseln.

Paris, den 12. October.

— — Ich suchte heute Herrn Gerard auf, der erst von einer Reise zurückgekehrt ist, und fand an ihm, abgesehen von seinem Talente, einen sehr angenehmen kenntnißreichen Mann, mit dem ich sogleich in ein anziehendes Gespräch gerieth. Ueber David und die neue französische Malerschule äußerte er sich aufs unparteilichste und verständigste, verwarf die kalte Nachahmung der Bildsäulen, die Römerei, die vielen Leichen u. s. w. Er erkannte den großen Werth der alten Nieder-

länder, sprach mit höchstem Lobe von den Eycks, dem Bilde Roger's van der Weyde in Aachen (er kam aus diesem Badeorte), hielt die Hochzeit von Kana im Louvre für keinen Eyck, verwarf die modige Tanzkunst unbedingt als unschön und langweilig, freute sich meiner Bewunderung der Mars (die er gemalt hat), fand die übrigen Schauspieler weit von ihr abstehend u. s. w. Dann kamen wir (wie immer) auf die Verhältnisse Frankreichs, wo er, wie es dem Künstler geziemt, weder ganz schwarz noch ganz hell malte. Seine Arbeiten zeichnen sich vor allen andern durch Mäßigung und eine gewisse Anmuth aus, welche dem lediglich Effect strebenden Maler immer fehlt. — —

Paris, den 14. October.

So ist denn der Abschied angekommen, und ich muß einpacken und bezahlen, deshalb nur noch einige Worte über gestern. Ich sah und sprach Raoul Rochette und Vitet. „Sie werden", sagte mir Vitet, „heut Abend an der Phädra der Duchesnois etwas unter dem Mittelmäßigen sehen." Ich war also durch ihn und durch mich selbst sehr herabgestimmt, und doch welche Ueberraschung! Nie habe ich ein so häßliches, widerwärtiges Weib gesehen, als diese Duchesnois. Und dazu das Spiel: bald gedehnt aufs äußerste, dann mit stolpernder Uebereilung, jetzt geschrien mit furchtbarer Stimme, daß die Mauern hätten einfallen mögen, dann leise gesüßelt. Widerwärtig überall. Und wenn mir der Gipfel des Unnatürlichen erreicht schien, klatschte das Publikum unermeßlich vor Entzücken, und ich kam mir vor wie ein Mikrokosmus von Narrheit, den man einsperren wo nicht todt schlagen würde, wenn man seine Ansichten wüßte. Wozu das Einzelne entwickeln,

es geht aus der Totalansicht nothwendig im steten Irrthum hervor. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 27. November 1827.

Ich habe wol gar keine philosophische Anlage, weil ich mich so gern in jedes System hineindenke, mit= und anempfinde, auch im Leben danach denke und entwerfe. Ich kann nicht begreifen und billigen, wenn jeder behauptet, er habe die eine und ganze Wahrheit allein, und alle andern seien Narren und Sünder. Freilich gibt's einige, die sich offenbar als solche darstellen; aber in den bessern sehe ich den prismatisch gespaltenen Strahl des uranfänglichen Lichts. Plato, Aristoteles, Spinoza und andere Meister sind mir unentbehrliche Gestalten des großen Drama; was bleibt denn, wenn alle gekreuzigt werden, um in der Wüste Einen zu krönen, wenn alle nur die Opfer des letzten Götzen sein sollen. Ich fühle wie jeder eine Seite, einen Standpunkt hat, aus dem er sich und die Welt betrachten und erleuchten kann; es wäre falsch unter gleichgestellten Menschen einen als einzige Sonne und die andern wie dunkle Körper zu betrachten, nur bestimmt sein Licht zu reflectiren. Ebenso geht es mir mit den christlichen Confessionen. So wenig wie bei den philosophischen Systemen kann ich eine ausschließliche für alle Zeiten, Stimmungen annehmen und in allen Nebenbestimmungen für unentbehrlich und sacrosanct halten. Mir scheint eins in das andere überzugehen, das eine nothwendig das andere zu erzeugen, zu erklären, und ich kann über dies Bewegen, dies Werden und Fließen gar nicht erschrecken, da es mir zum Wesen des end=

lichen Geistes zu gehören scheint, und der unendliche Gott als sicherer Halt feststehen bleibt, der alles andere auch wol könnte still stehen lassen, wenn es das Rechte wäre. Aber das vorsätzliche Versteinern des Endlichen ist nichts weniger als eine Annäherung zum Unendlichen, sondern weit öfter das Entweichen des Lebens, ein hochmüthiger Selbstmord. Deshalb kann ich auch nicht billigen, wenn echte Meister sich untereinander leidenschaftlich anblasen und um der Art des eigenen Denkens und Fühlens willen, das des zweiten und dritten gar nicht begreifen wollen. So habe ich Neander, der im dritten Theil seiner „Kirchengeschichte" Origenes so richtig würdigt, in einer Anzeige doch tadeln müssen, wenn er die Hegel'sche Schule einen Greuel nennt (Hegel und thörichte Schüler zusammenwerfend); ich kann nicht billigen, wenn Hegel unterläßt die Elemente des Gefühls, worauf Schleiermacher weiter baut, utiliter zu erklären. Die Meister können und sollen sich verständigen: wenn aber ein anderes Rindvieh (wie Hamann sagt) einmal aus der Bahn tritt, geht die Bundeslade nicht sogleich verloren, und ich mag mich, schon um mir die heitere Gemüthsruhe zu erhalten, nicht in den Zorn versetzen, der nöthig ist um nachdrücklich drauflos zu peitschen. Hierüber bin ich immer in Streit mit L—, der oft zornig ist, wo ich mich nicht incommodire, und der z. B. dreinschlagen will, wenn ein Schafskopf Sie angreift, als wäre der Mann nicht geschlagen genug, und als bekämen Sie oder er dadurch einen andern Kopf. Andererseits aber hat er ganz recht, daß man den Stümpern nicht überall das Feld einräumen soll, und das stete Vor- und Nachsagen von Dummheiten zuletzt alle dumm macht. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 4. December 1827.

— — — Humboldt läßt uns in seinen Vorlesungen Spaziergänge machen, so weit, daß das Licht erst in 24000 Jahren den Weg zurücklegt. Viele meinen auf dieser Wanderschaft sei der Materialismus nicht zu vermeiden, sie sei ja nur in, mit, auf und durch den Materialismus. Will mich dagegen die Masse erdrücken, so retirire ich vor den Knipkügelchen seitwärts in den ungeheuern Vorrath leeren Raums und rechne nach, wie gering und klein die hochherfahrenden Herren sind. Auch brauche ich mir zur Rettung keine Weltseele in die Materie hineinzudrechseln, mein eigener Gedanke, der schneller als Licht und Zeit alle Räume durchdringt, wird mir Zeugniß der Herrschaft des Geistes, und wiederum fühle ich ganz andere Gründe der Demuth, als daß ich nur 9 Zoll, ein ander kugelrundes Ding aber 9 Millionen Meilen im Durchmesser hat. — — —

Tieck an Raumer.

Den 31. December 1827.

— — — Lessing hat mich in diesen Tagen sehr beschäftigt. Ich meine, so sprichwörtlich sein Name unter uns ist, die Größe dieses Mannes ist noch immer nicht wahrhaft erkannt. Er ist recht eine Gewähr für meine Meinung, wie religiös der Zweifel sein könne und dem Gefühle der Frömmigkeit seine echte Nahrung zuführen müsse, wie der Leib dem Geiste. Ob dies, oder wie es bei ihm geschehe oder nicht,

das meine ich macht eben seinen Charakter und philosophisch-religiöse Stellung. Es ist schwer ohne längere Vorbereitung sich über diesen Gegenstand klar auszusprechen. Dem Buchstaben der Religion steht er fast unmittelbar entgegen: er hätte die tiefsinnigen Religionssysteme durch Zweifel, Dialektik und Polemik gern von neuem belebt und erweckt, um durch sie seinen philosophischen Zweifel philosophischer und religiöser zu machen. Er wollte auch hier den tödtenden Buchstaben tödten, und es ist fast komisch, wie ihn kein Mensch verstanden, daß er es mit der Orthodoxie auch durch die Bekanntmachung der „Fragmente", gut und ehrlich meinte, und die neue Aufklärung, in der seine Freunde und Bewunderer das ganze Heil sahen, mit vollem Herzen verabscheute. Auch diesen wollte er Geist, Philosophie, Tiefsinn geben, die sich in den allerhöchsten Angelegenheiten mit bon sens, bon mot, Unwissenheit behalfen, da es ihr Grundsatz war, über diese Gegenstände solle man nichts wissen, ja dürfte es nicht; denn ihnen kam Lessing's Streben und Wirken geradezu unmoralisch vor, da sie seine Ehrlichkeit nicht einsahen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 24. Januar 1828.

— — — Kann denn für alle Naturen eine und dieselbe äußerliche Form der Religiosität passen? Paßt doch für das Innere nicht eine Gestaltung. Der Puritaner schlägt Bilder und Orgeln in Stücken und erbaut sich nur in einer ganz kahlen ausgeweißten Kirche; der Katholik nennt dies gemein, unwürdig, skandalös. Der eine will predigen hören und hält jede Salbaderei der Art für Gottes reines Wort; der andere

ehrt nur die Messe, die dem ersten für verdammlich oder für possenhaften Hokuspokus gilt. O daß wir doch duldsam würden, und in dem Maße mehr, als wir uns selbst besser begreifen. Wenn Sie sagen: der Zweifel kann religiös sein, und führt dem Gefühl der Frömmigkeit seine echte Nahrung zu, wie der Leib dem Geiste, so verstehe ich das aufs innigste; aber wie Wenige werden uns beide begreifen, — und noch weniger ungesteinigt unseres Weges ziehen lassen. Die völlig fertigen Leute, die Gott, Welt, Erlösung, Freiheit, Seligkeit u. s. w. überall zur Hand haben, als Bonbons für alle guten Freunde, als Patronen für anders Denkende, sind mir unbegreiflicher als alle getadelten unfertigen Leute. Jener Zustand ist bei allem Schein des Positiven sehr oft nur ein negativer, und dem Hochmuthe verwandter als er glaubt.

Gewiß meinte es Lessing ehrlich mit Beantwortung der „Fragmente". Könnte das Christenthum solchen Anfällen nicht widerstehen, wäre wenig daran gewonnen oder verloren. Mich haben jene „Fragmente" nie beunruhigt; mein Glaube und mein Zweifel wurzeln oder wachsen an ganz andern Stellen. Nur da kann ich mich der Zweifel nicht erwehren, wenn ich mich (wie manche sogenannte Frommen) als Mittelpunkt der Welt betrachten und Gott wie einen Bedienten täglich und stündlich klingeln und für mich in Bewegung setzen soll. Wer sich selbst nicht in gläubiger Hingebung opfern kann und will, in dem stecken verborgene Zweifel viel größer und bedenklicher, als er wähnt. Bisweilen sind meine Zweifel frömmer als mein Glaube.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 29. Januar 1828.

— — — Die allgemeine Formel, welche Gott nur als ersten Beweger oder unermüdliche Urfeder hinstellt, genügt mir auf keine Weise. Ich möchte den Geist lebendiger, individueller sehen. Ja wenn die Geister der einzelnen Sonnen und Planeten ihre Freiheit (gleichwie die Menschen) einmal misbrauchten, in Fehde geriethen und arge Turbationen (Zerspringen von Planeten) erzeugten; mich würde das fast eher erfreuen und die Körperwelt verklären, als an Gott und seiner Weisheit zweifeln lassen. Soll der Geist nur Fulguration der Materie sein? Sowie seine Bewegung schneller ist als selbst die des Lichts, so ist denken auch das höchste Schaffen, und Zeugung durch den Gedanken die höchste Weise und die unzerstörbarste. Auf andern Weltkörpern muß der Geist übrigens anders mit der Materie verbunden sein, als auf der Erde, und die Auferstehung mit unsern Armen und Beinen auf dem Uranus, ja auf dem Monde, würde an sich schon einen neuen Tod in sich schließen. Alle Naturgesetze lassen sich vergeistigen. Was ist denn Anziehung anders als Liebe und Haß? Und umgekehrt, wird denn nicht alle Sittlichkeit materiell, wenn sie allein darauf hinausgeht: du sollst nicht stehlen, du sollst nicht tödten. Kant sagt: nichts ist gut als ein guter Wille; ich meine, es ist besser gesagt: niemand ist gut denn der alleinige Gott. Der bloße, kahle, sogenannte gute Wille, ist so oft nur ein Blendwerk des Geistes und Charakters; ein Ruhekissen, ein Verderben für Einzelne und Völker. Nirgends ist das Gute und Wahre lediglich im Formalen, und es erscheint mir wunderlich in dem a priori der Speculanten unbedingt Untrügliches, über allem Irrthum

Erhabenes zu sehen. Der absolute Gegensatz von a priori und a posteriori ist so ungenügend, als der unbedingte von Vernunft und Glaube. Ich kenne keine unvernünftige Creatur, die da glaubte, und keinen wahrhaft Gläubigen, der da unvernünftig wäre. Sinne, Verstand, Gedächtniß, Vernunft, alle haben den Faden der Ariadne zum Wahren und Guten, und allen kann er reißen und ist ihnen gerissen. Jede Wahrheit ist zugleich subjectiv und objectiv, schwer aber, das Wechselverhältniß richtig zu stellen und für Subject und Object angemessen festzuhalten. Woher denn die verlangte oder wirkliche Uebereinstimmung, wenn wir von den Dingen an sich gar nichts wissen und wissen können; woher die Abweichungen, wenn wir alle um der Erscheinung habhaft zu werden, dieselbe formale Brille auf der Nase sitzen haben? Der Verstand, sagt Kant irgendwo, schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor. Wahr, in scharfer Einseitigkeit gefaßt, doch ebenso unwahr. Die chemische zersetzende Philosophie ist nicht die höchste, sonst aber allerdings am rechten Orte gebraucht auch von Werth. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 5. Februar 1828.

— — Als Thatsache weiß der Physiker vielerlei, aber die sogenannten Erklärungen sind sehr oft nur tautologische Umschreibungen. Warum ist denn z. B. die Verbindungsweise der Körper verschieden? Warum hier eine Wahlanziehung, dort nicht? Je einfacher die angeblichen Regeln lauten, desto todter und mechanischer sind sie gewöhnlich, und wenn Berthollet's System, daß eine gleiche Anziehung für alle

Körper und ihre handgreiflichen Atome stattfinde, bei Metallen und Salzen nicht ausreicht, wie so gar nicht wo alles sich noch individueller gestaltet, oder eigentliches Leben beginnt. Oder wenn Berzelius alle Stoffe als positiv und negativ entgegensetzt, gibt es da nicht einen Standpunkt, wo man das Negative ebenso gut als das Positive betrachten kann, und wissen wir irgend das Warum, weshalb in der Reihe diese Dinge in näherem, jene in fernerem Verhältnisse stehen? An einer Stelle heißt es: gleich und gleich zieht an; an der andern: es stößt sich ab. Die Imponderabilien endlich, Licht, Wärme, erscheinen noch immer unerklärt; wie Geister durchströmen sie alle Welträume, und doch wiederum höchst merkwürdig von eigentlicher Individualisirung, so scheint es, am weitesten entfernt; von Individualisirung, als dessen höchste Blüte das Denken hervorbricht. — So, meine ich, sind wir in der Erklärung des Schönen und Guten, in Philosophie und Politik schwerlich so weit hinter den Chemikern und Physikern zurückgeblieben, als diese bisweilen meinen, und man kann über jene Dinge auch das Thatsächliche nebst Erklärungen zusammenstellen und es System nennen. Leider zeigt sich nur auf einer Seite oft übereilte Abneigung gegen Empirie, auf der andern gegen Speculation. — — —

Der Hofrath Behrend an Raumer.

Berlin, den 2. Februar 1828.

Ew. Hochwohlgeboren haben sich durch die Abhandlung über die Städteordnung um das allgemeine Beste sehr verdient gemacht, und ich statte Ihnen für die gefällige Mittheilung

Namens der Stadtverordnetenversammlung den verbindlichsten Dank ab.

Ich werde, soviel möglich, für die Verbreitung und daß solche in größern Kreisen gelesen wird, Sorge tragen, da gerade in dieser Zeit noth thut, dieser für die Städte der preußischen Monarchie so wichtigen Angelegenheit, alle Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit Ew. Hochwohlgeboren Vorschläge zur Verbesserung, besonders was die Wahlen betrifft, bin ich gänzlich einverstanden, und es ist zu hoffen, daß dadurch regere Theilnahme an dem Gemeinwohl erweckt werden wird. Seit zehn Jahren, wo ich Mitglied der Versammlung bin, und besonders in der Zeit meines Vorsteheramts, habe ich manche Mängel der Städteordnung bemerkt, und besonders Lauigkeit der Bürger für die Geschäfte und das Gemeinwohl, einzelne rühmliche Erfahrungen ausgenommen, erfahren müssen. Soviel als möglich habe ich den Gemeinsinn zu erwecken und zu befördern gesucht, jetzt hoffe ich von Ew. Hochwohlgeboren Vorschlägen das Beste, da solche so allgemeine Theilnahme zu meiner großen Freude finden, und der Staat hoffentlich auch seinerseits wirksame Maßregeln treffen wird, um das schöne Werk zu erhalten und zu vervollkommnen. Wer, so wie ich, dem Gemeinwohl seine Theilnahme schenkt, und gern nöthige und nützliche Einrichtungen unterstützt und befördert, kann sich nur freuen, daß ein Mann, wie Ew. Hochwohlgeboren, von seinem Standpunkte aus es der Mühe werth achtet, seine Aufmerksamkeit einer Institution zu schenken, die nach meiner Einsicht eins der vorzüglichsten Geschenke unseres verehrten Königs ist, und wodurch Patriotismus und Bürgersinn nur erhöht werden können. Nehmen Sie daher dafür meinen verbindlichsten Dank und die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung an.

Die Stadtverordneten von Berlin an Raumer.

Berlin, den 14. Februar 1828.

Ew. Hochwohlgeboren danken wir verbindlich für die freundliche Mittheilung Ihrer Schrift über die preußische Städteordnung.

Es hat uns nicht anders als sehr erfreulich sein können, daß Sie, ein so geachteter und geistvoller Staatsbeamter und Gelehrter, unserer städtischen Verfassung Ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet und Ihre Ansicht darüber aufgestellt haben, welche gewiß nicht unberücksichtigt bleiben wird.

Genehmigen Sie die Versicherung unserer vorzüglichen Hochachtung.

Der Minister vom Stein an Raumer.

Ew. Hochwohlgeboren danke ich auf das verbindlichste für die Mittheilung Ihrer gehaltreichen Abhandlung über die Städteordnung.

Eine zwanzigjährige Erfahrung spricht sich nun aus über den Werth der durch jenes Gesetz eingeführten Municipalverfassung, und im ganzen auf eine günstige Art. Dieselbe Erfahrung macht aber auch ihr Fehlerhaftes kund, und die verschiedenen Landtagsverhandlungen enthalten sehr gründliche Aeußerungen, sowol des Beifalls, als Rügen des Fehlerhaften.

Diese Erfahrungen, diese Urtheile, sind also eine Quelle, woraus man, jedoch prüfend, die Verbesserungen schöpfen kann, aber auch eine andere sollte man benutzen, die Verfassungen der Reichsstädte und die Geschichte ihrer Bildung,

die sie genossen. Keine unbedingte Freiheit, sondern sie bewegten und entwickelten sich unter Oberaufsicht des Kaisers und Reichs, und zunächst des Reichshofraths.

Ich fand mich daher veranlaßt, näher mich mit der Verfassung der noch jetzt bestehenden freien Städte bekannt zu machen, und hier fand ich die Ergebnisse der Kämpfe und Streitigkeiten über Bürgerrecht, Zünfte, Verhältniß zwischen Magistrat und Bürgerschaft, ihre gemeinschaftliche, ihre besondere Befugniß und über Einrichtungen, um die zwischen beiden entstehenden Uneinigkeiten zu beseitigen.

Die hamburger Verfassung, so sich langsam unter hundertjährigen Kämpfen entwickelte, besitzt große Vorzüge; sie ward daher Anno 1814 unbedingt und einstimmig von der Bürgerschaft wieder angenommen. Dem Inhalt der Abhandlung Ew. Hochwohlgeboren über Bürgerrecht (Seite 23), Wahlformen (Seite 31) trete ich unbedingt bei.

In der an einen höhern Staatsbeamten den 9. December v. J. gerichteten Anlage sprach ich meine Meinung aus über die Grenzen der Rechte des Magistrats und der Stadtverordneten, und über eine Anstalt zur Ausgleichung der unter beiden entstehenden Meinungsverschiedenheiten; ich erlaube mir darauf zu beziehen.

Die Freunde der abstracten politischen Principien (Seite 20) sollten sich an das Schicksal ihres Oberalten, des Abbé Sieyès, des großen politischen Maschinenbauers erinnern, dem ein praktischer Soldat, ein Gut zur Abfütterung und einen Orden zur Verzierung anwies und ohne weitere Umstände in Ruhe setzte, und überhaupt bedenken, daß der Staat nicht ein Aggregat von mathematischen Figuren ist, sondern ein Verein von Menschen, daß ein Hauptelement, so bei einem solchen in Betracht kommt, der Nationalcharakter sei; daß für Menschen, so mit den qualités éminement françaises begabt sind, andere Einrichtungen erfordert werden, als für uns Deutsche,

die gesunden Verstand, Besonnenheit, Rechtlichkeit, Frömmigkeit besitzen, freilich mit Neigung zum Schlendrian und zur Philisterei versetzt. Ich wünsche, Ew. Hochwohlgeboren unterwürfen unser ständisches Institut einer ernsten Prüfung.

Auszug.

Die Grenzen der beiden Behörden scheinen mir ganz richtig bezeichnet in der hamburger und bremer Verfassung, und noch etwas im Einzelnen entwickelt in dem Gutachten der kurmärkischen Stände.

Dem Magistrat und den Stadtverordneten ist das Gemeinwesen übertragen, keiner von beiden ist dem andern untergeordnet; hiernach steht I. dem Magistrat und den Stadtverordneten das Recht zu, Statuten zu machen, unter Genehmigung des Staats zu besteuern, zu veräußern, zu vererbpachten, Abschluß von Vergleichen, Anleihen, so jedesmal mit einem Tilgungsplan zu verbinden, Neubauten, Gehaltszulagen, Errichtung neuer Anstalten, für Erziehung, Armuth und öffentliche Bequemlichkeit, Abnahme der Rechnungen. II. Dem Magistrat allein ist beigelegt: Aufnahme der Bürger, Gerichtsbarkeit (wo sie besteht), Patronat, Scholarchat, Armenwesen, Verwaltung des städtischen Vermögens, Besetzung der Aemter. Bei dem Schulwesen, Bauwesen, Armenwesen und öffentlichen Stiftungen, Polizei, Kassenaufsicht, werden Deputationen aus der Bürgerschaft zugezogen.

Die Attributionen der Stadtverordneten allein sind: Wahl des Magistrats und der Bürgermeister, Berathung und Theilnahme am Beschluß über die ad I. aufgeführten Gegenstände, Ernennung der Deputationen. Ich würde daher der so nöthigen Vereinigungsanstalt folgende Einrichtung geben:

1) Der Magistrat läßt durch eine Deputation der Versammlung der Stadtverordneten seine Anträge eröffnen, diese nimmt sie in Berathung, übersendet ihren Beschluß

an den Magistrat durch Deputirte und auf dieselbe Art wird es mit den Anträgen der Stadtverordneten an den Magistrat gehalten.

2) Im Fall der Verschiedenheit der Meinung wird die Sache zwei Monate vertagt, alsdann der Antrag erneuert, geschieht dieses abermals ohne Erfolg, so wird

3) eine Deputation aus dem Magistrat und den Stadtverordneten gewählt, und in dieser eine Vereinigung versucht;

4) erfolgt sie, so wird sie zur Genehmigung an die Committenten gebracht.

5) In dem entgegengesetzten Fall, so wird die Angelegenheit auf unbestimmte Zeit zurückgesetzt, es wäre dann, daß die eine oder die andere Behörde auf Entscheidung der Staatsbehörden provocire,

6) alsdann entscheidet diese, aber nur nach vorhergegangener Anhörung und Untersuchung durch eine hiezu ernannte Lokalcommission.

Der Minister vom Stein an Raumer.

Den 28. April 1828.

Ew. Hochwohlgeboren Schreiben datirt vom 24. erhalte ich soeben und eile Ihnen vor dem nahen Abgang der Post zu antworten. Ich überlasse es Ihnen von dem Inhalte meines Schreibens Gebrauch zu machen. Meine Ansicht nahm ich aus dem Geschichtlichen und in unsern alten Hansestädten Bestehenden, die ihre Verfassung unter Stürmen und Kämpfen durch Jahrhunderte gebildet. Zu dieser Meinung habe ich mich in einer Correspondenz mit des Herrn Schuckmann

Excellenz bekannt und trage auch kein Bedenken, wenn es der guten Sache frommt, mich öffentlich dazu zu bekennen.

Raumer an ein Hohes Ministerium für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

Berlin, den 19. Juni 1828.

Wenn in unsern Tagen ein Werk lobend oder tadelnd recensirt wird, so pflegt ein verständiger Schriftsteller (der da weiß, wie es mit den meisten kritischen Blättern und deren namenlosen Mitarbeitern bestellt ist) sich deshalb weder zu freuen noch zu betrüben, sondern mit ungestörter Gemüthsruhe auf seiner Bahn weiter zu gehen. Sobald dagegen eine vorgesetzte Behörde, welche zu verehren Gründe, Neigung und Pflicht gebieten, selbst das Geschäft des Beurtheilens übernimmt, wäre es anmaßlicher Hochmuth davon keine nähere Kenntniß zu nehmen, oder kriechende Schmeichelei sich gedankenlos zu unterwerfen. Beide Stimmungen sind mir von Natur fremd, und sich hinter die letzte zu verstecken, wäre ein großes Unrecht, da ein Hohes Ministerium mit außerordentlicher Humanität auch abweichende Ansichten hört und duldet.

Wenn mir dasselbe also in dem Schreiben vom 23. Mai Mangel an Aufmerksamkeit und sorgfältiger Prüfung vorwirft, und meine Ansichten oberflächlich, irrthümlich, unwürdig u. dgl. nennt, so muß ich zu so harten Vorwürfen (quot verba, tot pondera) doppelte Veranlassung gegeben haben, sonst hätte ein Hohes Ministerium gewiß nicht Ausdrücke gewählt, die selbst ein gewöhnlicher Recensent (um seinet- und des Beurtheilten willen) zu vermeiden sucht. Leichter wäre ich übrigens

zur Selbsterkenntniß gekommen, wenn ein Hohes Ministerium geruht hätte, seinem Verdammungsurtheile Gründe beizufügen; da dies indessen nicht geschehen ist, so will ich statt darüber zu klagen, nun mit verstärktem Eifer dieselben selbst aufsuchen.

Der erste Vorwurf geht also dahin, daß ich über Dinge abgesprochen, denen ich keine Aufmerksamkeit gewidmet, von denen ich nichts gelernt hätte. Diesen Vorwurf glaube ich aus folgenden Ursachen ablehnen zu dürfen.

1) Bin ich mehrere Jahre bei Landesbehörden Codecernent und beim Fürsten Hardenberg vortragender Rath in Schulsachen gewesen.

2) War ich viele Jahre Mitglied, selbst Director der wissenschaftlichen Deputation und hatte damals (sowie vorher und nachher) Gelegenheit, unzählige Schularbeiten zu sehen und Prüfungen von Schulen, sowie Prüfungen und Probelectionen von Lehrern beizuwohnen.

3) Examinirte ich in den verschiedenen Verhältnissen meines Lebens Studenten, Referendarien, Rectoren, Conrectoren, Doctoren u. a. m., und hatte erst als Geschäftsmann, dann seit sechzehn Jahren als Professor, Dekan und Rector auf zwei Universitäten ungemein viele Veranlassung über die Art des Lernens und Lehrens auf Schulen und Universitäten, und die Früchte desselben, Beobachtungen anzustellen.

4) Sind mir die Ansichten und Urtheile vieler ausgezeichneten Geschäftsleute und Schulmänner in den beiden größten Städten der Monarchie nicht fremd geblieben.

5) Erlaubte die Wichtigkeit meines Berufs (auf welchen ein Hohes Ministerium mich mit Recht aufmerksam macht) mir zwar nicht, alle pädagogischen Moden, Grillen und Träume kennen zu lernen, nach welchen seit funfzig Jahren bis auf den heutigen Tag an der deutschen Jugend

experimentirt worden ist; indeß betrachte ich die wichtigsten von Basedow bis zur Turnliebe und zum Turnhasse vielleicht um so unbefangener, weil meine Verhältnisse mir nicht auflegten, die eine oder die andere Ansicht, oder gar abwechselnd entgegengesetzte, geltend zu machen. Dies alles führe ich nicht aus Eitelkeit so lang und breit auf, sondern um zu erweisen:

a) daß ich wol ebenso viel Vorübungen gemacht habe, um in diesen Sachen mitsprechen zu dürfen, als mancher, dem sein Amt, das Handeln und Entscheiden zur Pflicht macht.

b) Daß nicht Mangel an Fleiß und Kenntnissen mir den Tadel eines Hohen Ministeriums zugezogen hat, sondern der Grund des Uebels in meinem Verstande und Urtheile liegen muß.

Wie sehr aber Urtheile, die sich auf gleiche Thatsachen stützen, auseinander gehen können, zeigt sich auch hier. Während nämlich viele Männer, und darunter ganz eigentliche Sachverständige, meine Ansicht mündlich und in Briefen billigen, während ein Recensent in den „Leipziger Jahrbüchern" (B. 219) sagt: „Ich trete dem Verfasser vollkommen bei, wenn er die Unvollkommenheiten unsers gelehrten Schulwesens ernst und bitter rügt", — verwirft ein Hohes Ministerium meine Darstellungen und Forderungen ganz unbedingt. Zunächst folgt hieraus gewiß so viel: daß wenn ich das Entgegengesetzte vertheidigt hätte, mir der Beifall jener Männer unfehlbar entgangen, der eines Hohen Ministeriums aber zu Theil geworden wäre. Bei solcher Lage ist eine neue Berathung mit sich selbst nöthig, welche ergibt, daß, so werth mir auch der Beifall der Vorgesetzten sein muß, ich doch, um ihn zu erlangen, meine Ueberzeugung nicht verleugnen, wohl aber mich bemühen soll, sie zu berichtigen und deutlicher auszusprechen. Zu diesem Zwecke bemerke ich Folgendes:

Erstens, dem Lobe, was mir über die Form, Präcision oder gar den Witz der in Anspruch genommenen Stelle zugekommen ist, entsage ich sehr gern; kann es aber im allgemeinen nicht unwürdig finden, wenn bei Erörterung selbst wichtigerer Gegenstände (wie viel eher also der Schulexercitien, mit Zurücksetzung des oft langweiligen und unwirksamen Ernstes) auch einmal Scherz und Spott mit glücklicherem Erfolge angewendet wird.

Zweitens ergibt sich, so tadelnswerth und undeutlich meine Ausdrücke auch sein mögen, meines Erachtens doch ganz offenbar, daß ich keineswegs über die Gesammteinrichtungen des Schulwesens in der preußischen Monarchie, die so ungemein viel Preiswürdiges zeigen, habe tadelnd absprechen wollen; sondern daß ich nur von Mängeln der Gymnasien rede, insbesondere sofern sie größtentheils auch die Bürger und Handwerker bilden sollen. Auch kann ein Hohes Ministerium unmöglich glauben, mir sei die Verschiedenheit der Elementar-, niedern, Gewerbeschulen u. s. w. unbekannt. Deren Richtung und Beschäftigung habe ich so bestimmt ausgesprochen, daß meine Rügen darauf nirgends Anwendung finden; wogegen ich keine Gründe entdecken kann, weshalb ich sie auch in der Beziehung zurücknehmen sollte, in welcher ich sie aussprach.

Uebrigens treffen sie keineswegs ausschließlich die preußischen Gymnasien, oder zunächst (was ein Hohes Ministerium anzunehmen scheint) die vorgesetzte, in ihren Mitteln oft so beschränkte Behörde; sondern oft für alte Irrthümer noch eine Vorliebe hegende Aeltern, und vor allem die Lehrer und eine philologische Richtung, welche unter andern der treffliche Böckh durch Wort und That bekämpft und die, wenn sie herrschen würde, unendlichen Schaden, ja den Untergang des ganzen Studiums für unsere Zeiten vollkommen begründen, oder es aus einem edlen Mittel echt menschlicher Bildung für jeden dereinst Studirenden, in eine wunderliche Liebhaberei

für wenige, angeblich Eingeweihte verwandeln müßte. In einer Abhandlung über die londoner Universität wird sehr richtig gesagt: Es kann für den einen Pflicht sein sich lebenslang mit dem Griechischen zu beschäftigen, für den zweiten Thorheit auch nur eine Stunde darauf zu verwenden. Zugegeben nun (was sich aber auch sehr bestreiten läßt), daß Grammatik das beste Mittel sei, den Kopf aller Knaben zu bilden; so haben doch in neuern Zeiten haarspaltende Feinheiten und für ungemein wichtig erklärte Kleinigkeiten (mit denen gottlob! selbst die athenische Jugend nie geplagt war) dergestalt überhandgenommen, daß einzelne Kinder, welche dafür keine Anlage besitzen (man erlaube den unwürdigen, aber passenden Ausdruck), darüber ganz eigentlich verdummen.

Meine Einreden wider den Zeitverlust durch die Beschäftigung mit später ganz unnützen Dingen (non vitae, sed scholae discimus), wider das höchst nachtheilig wirkende System des gleichen Fortrückens in allen Gegenständen, wider die Art zu prüfen und Zeugnisse zu ertheilen; ferner meine Behauptung, daß aus dem nur zu oft pedantischen Treiben der Philologie auf den Gymnasien, nachmals völlige Gleichgültigkeit und Vernachlässigung aller classischen Literatur hervorgehe; — dies und was ich sonst auf meine Gefahr irgend ausgesprochen habe, würde ich sogleich fallen lassen, ja widerrufen, wenn mir nicht so viele würdige Männer (Rectoren, Examinatoren, Dekane, Geschäftsmänner, Räthe aller Art, bis zu Ministern hinauf) als Eideshelfer zeugend zur Seite ständen. Um jedoch keinen Lebenden das Misfallen eines Hohen Ministeriums zuzuziehen, will ich mich beispielsweise nur auf des trefflichen Manso Programme und Berichte beziehen, wo alles das, was ich mit einzelnen Worten blos andeuten konnte, vom Standpunkt echter Wissenschaft und reifer Erfahrung gründlich entwickelt, und bisjetzt noch nicht widerlegt ist.

Je mehr man einerseits aus vielen Gründen die feste Ueberzeugung haben muß, daß die Schulen und Universitäten in der preußischen Monarchie, größtentheils durch die preiswürdige Vorsorge eines Hohen Ministeriums allen andern in Deutschland, ja in Europa voranstehen, desto mehr scheint es mir andererseits Pflicht des wahrheitsliebenden, unabhängigen Gelehrten keinen Mangel jener Anstalten ungerügt zu lassen, damit man nicht in der Freude über das Erreichte, statt rastlos und umsichtig der Vollkommenheit immer näher zu kommen, unvermerkt (wie, trotz aller Anstrengungen Kapitän Parry auf der südlich fließenden großen Eisscholle) rückwärts gehe, oder gar sich allmählich gewöhne, das Tadelnswerthe für einen eigenthümlichen, ehrenwerthen Vorzug zu halten.

Das Ministerium für den Cultus an Raumer.

Berlin, den 12. Juli 1828.

Sie haben in Ihrer Eingabe vom 19. v. Mts. wegen der auf die Einreichung Ihrer Schrift über die preußische Städteordnung erlassenen Rüge des darin enthaltenen Urtheils über die inländischen öffentlichen Schulen, statt Ihren Misgriff auf bescheidene Weise zu entschuldigen, Sich so unziemlich geäußert, daß das Ministerium es nicht dabei bewenden lassen kann, Ihnen sein ernstes Misfallen über eine so schwere Verletzung des Verhältnisses zu der Ihnen vorgesetzten Behörde zu erkennen zu geben, sondern Sie hiermit in eine Ordnungsstrafe von zehn Thalern nimmt, zu deren Einziehung die Hauptkasse der wissenschaftlichen Anstalten heute angewiesen ist.

Das Ministerium erwartet, daß Ihnen dies zur Warnung gereichen werde, damit es in Zukunft der unangenehmen Pflicht überhoben bleiben kann, Sie durch nachdrücklichere Ahndung in die Schranken der Ordnung zurückzuführen.

Raumer an ein Hohes Ministerium für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.*)

Berlin, den 10. August 1828.

Als ich Sr. Excellenz dem Herrn Minister von Altenstein (gleich mehreren andern Herren Staatsministern) ein Exemplar meiner, auch von Sr. Majestät dem Könige beifällig aufgenommenen Schrift über die Städteordnung als ein Zeichen persönlicher Hochachtung überreichte, konnte ich nicht vermuthen, daß dies als ein amtliches Geschäft oder eine Dienstsache betrachtet werden würde. Wenigstens dürfte der Herr Minister ohne jenes Uebersenden meiner Schrift, nie von Amts wegen davon Kenntniß genommen und mir Verweise zugesandt haben. Mithin wäre ich durch jene Höflichkeit in eine Lage gekommen, die sehr unangenehm ist, und die ein entgegengesetztes Verfahren mir erspart hätte. Ich darf nicht voraussetzen, daß die andern Herren Minister mit allem übereinstimmen, was ich in jener ihnen zugesandten Schrift gesagt habe; kein einziger hat mir aber deshalb unmittelbar Verweise gegeben, oder versucht sie mir durch andere geben zu lassen. Sehr richtig; weil es sich hier von Ansichten und Grundsätzen handelt, die ganz außerhalb amtlicher Zurechtweisung einer vorgesetzten Behörde liegen und nur literarisch

---

*) Auf dies Schreiben habe ich keine Antwort erhalten.

aufgefaßt, angegriffen und vertheidigt werden können. In diesem Sinne hat Herr Geheimrath Streckfuß Irrthümer meiner Schrift angemessen berichtigt, und mir Gelegenheit gegeben, andere Punkte, womöglich mit neuen Gründen zu unterstützen. Selbst Beamte, die in strengern Abhängigkeitsverhältnissen leben, können durch ihre Vorgesetzten über wissenschaftliche Ansichten nicht (als wären es Dienstverletzungen) in Anspruch genommen werden; wie viel weniger Geistliche, Professoren, Schulmänner, die in viel freieren Verhältnissen stehen, und stehen müssen. Wenn also eine Behörde jemand in Dingen, welche nicht zum Kreise unbedingter Amtspflichten gehören, tadelt oder gar herbe zurecht weiset, so läßt sie sich mit ihm in einen literarischen Streit ein, wo Antikritiken erlaubt sind, ja pflichtmäßig erscheinen. Meine Antikritik hat ein Hohes Ministerium nun aber so übel aufgenommen, daß es von verbalen Zurechtweisungen zu realen Strafen übergeht und mit noch härtern droht; — als sei ich, der auf Schulen, Universitäten, und in siebenundzwanzigjährigen mannichfaltigen Dienstverhältnissen nie zu Verweisen und Strafen Veranlassung gegeben habe, jetzt plötzlich so aus der Art geschlagen, daß nur die nachdrücklichsten Ahndungen mich in die Schranken der Ordnung zurückführen könnten!

Viele ehrenwerthe Geschäftsmänner und Rechtsgelehrte, denen ich mein Schreiben vor dem Absenden mittheilte, fanden es nach Form und Inhalt angemessen (z. B. mein Oheim der Wirkliche Geheimrath von Raumer, der bekanntlich über Dienstverhältnisse und Anstand strenge Grundsätze hegt). Alle sind noch jetzt der Meinung daß ich deshalb, da es keine Dienstsache betreffe, nicht könne in Ordnungsstrafe genommen werden, sondern ein Hohes Ministerium (sofern es sich verletzt fühle) den Weg Rechtens gegen mich einschlagen müsse. — Ich stelle es dem Gefühl und der Gerechtigkeitsliebe desselben anheim: ob es auf den Grund dieser Darlegung die Zahlung

der zuerkannten Strafe noch verlangen, oder den Weg Rechtens eröffnen will?

Die Publicität, welche diese Sache übrigens dadurch erhalten hat, daß ein Hohes Ministerium meine Bestrafung der hiesigen Universität anzeigte, ist so groß, daß schon von andern Orten darüber Anfragen an mich ergangen sind, und die allgemeinste Bekanntmachung des Schriftwechsels fast unerläßlich erscheint, damit irrige Erzählungen mich nicht mehr oder weniger schuldig erscheinen lassen, als ich wirklich bin. Doch habe ich mich für jetzt damit begnügt, dem hiesigen Senate die Actenstücke mittels des abschriftlich anliegenden Schreibens zu überreichen.

Raumer an Se. Magnificenz den Herrn Rector und den Senat der Universität Berlin.

Berlin, den 10. August 1828.

Ein Hohes Ministerium für die geistlichen Angelegenheiten u. s. w. hat Ew. Magnificenz und einen verehrten Senat benachrichtigt, daß es mich in Strafe genommen hat. Ich gebe mir die Ehre, den hierüber stattgefundenen Schriftwechsel abschriftlich beizulegen, und füge zur nähern Erläuterung Folgendes hinzu:

Die Bemerkungen in meiner Schrift über die Städteordnung, welche zu der ersten Zurechtweisung des Ministeriums Veranlassung gaben, stimmen so sehr mit dem überein, was oft in Gesprächen und amtlich in Senatssitzungen über Prüfungen, Zeugnisse, Unterrichtsgegenstände u. dgl. behauptet und erwiesen worden ist, daß ich mich, Gleichgesinnten gegenüber, deshalb nicht zu rechtfertigen brauche. Ebenso natürlich

werden es meine geehrten Herren Collegen finden, daß ich, bevor man mir Gründe und Beweise vorlegt, mich nicht dazu verstehen kann, Misgriffe, Irrthum und Unwissenheit einzugestehen, und Grundsätze zu verleugnen die jetzt noch von Einzelnen getadelt, hoffentlich aber bald allgemein obsiegen werden. Daß meine erste Antwort nicht die ungebührliche Absicht hatte, das Ministerium zu beleidigen, wissen diejenigen meiner Herren Collegen am besten, denen ich sie vor dem Absenden zur Prüfung vorlegte; welchen neuen Tadel sie mir zugezogen und was ich darauf geantwortet habe, ergeben die Anlagen.

Die letzte geht von einem Standpunkte aus, den meine verehrten Herren Collegen hoffentlich billigen werden. Es fragt sich nämlich: was daraus folgt, wenn vorgesetzte Behörden und Geschäftsmänner direct über rein wissenschaftliche Gegenstände aburtheilen und den Gang derselben leiten wollen? Zweifelsohne kann die Wahrheit auf ihrer Seite, der Irrthum bei den angeblich wissenschaftlichen Kennern sein; allein die Macht, welche jenen zu Gebote steht, legt ein solches Gewicht in ihre Schale, daß die freie Entwickelung der Wissenschaft und Wahrheit dadurch fast unausbleiblich gefährdet werden muß. Lob und Lohn, Zurechtweisungen und Strafen von so großer Bedeutung können, wo nicht die Wahrheit unterdrücken, doch allerdings Schriftsteller und Gelehrte einschüchtern, und lange Zeit einer einseitigen, fehlerhaften Richtung die Oberhand verschaffen.

Die Meinung: jede Behörde dürfe wenigstens in ihrem eigensten Kreise Mittel solcher Art, Aufmunterungen und Abschreckungen anwenden, mindert nicht das Uebel, sie mehrt es: denn hienach würde der Justizminister in Rechtssachen, der Finanzminister in Finanzsachen u. s. w. neben der gesetzlichen hinlänglich strengen Censur, noch eine neue, höhere, gewaltigere ausüben. Geschäftsmänner (z. B. Juristen), durch

deren Hände die mannichfachsten Sachen gehen, sind deshalb nicht Kenner und Sachverständige für diese Dinge; sie befragen vielmehr Sachverständige, richten sich nach deren Ansicht und Urtheil, und es wäre so unbillig, wenn man ihnen jene allgemeine Kenntniß zumuthen, als übereilt, wenn sie sich dieselbe zutrauen wollten.

In der protestantischen Welt hat man selbst die Beschränkung kirchlicher Ansichten verworfen, wie sie der Katholicismus für nöthig hält; viel größer und umfassender wäre aber der Irrthum, wenn eine Akademie, Universität, Behörde, oder wie die machthabende Körperschaft heiße, gewisse Ansichten und Richtungen in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst ausschließend begünstigen, oder sie auf anderem, als öffentlichem, literarischem Wege, rügen und bekämpfen wollte.

Alexander von Humboldt an Raumer.

Berlin, Freitags, 1828.

Ich höre soeben von dem Könige, daß ich Morgen (Sonnabend) früh um 11 Uhr im Grunewald sein muß, wo er den Geburtstag der Fürstin von Liegnitz im Stillen feiert. Erlauben Sie mir daher verehrungswerthester Herr College, daß ich Sie übermorgen, Sonntags früh gegen 9 Uhr besuchen darf, um Ihnen die Gesinnungen der tiefsten Hochachtung auszudrücken, welche mir Ihre Talente, Ihre Arbeiten und die edle Unabhängigkeit*) Ihres Charakters längst eingeflößt haben.

*) Eine ganze Reihe von Briefen, welche mir Herr von Humboldt schrieb, bleibt für jetzt ungedruckt.

Professor Voigt an Raumer.

Königsberg, den 8. September 1828.

Sie haben mich durch Ihr gütiges Schreiben vom 24. August sehr erfreut, theils durch das lehrreiche und angenehme Geschenk Ihrer trefflichen Abhandlung über die pisanischen Stadtgesetze, welches Ihre Zeilen begleitete und mir viele Belehrung gewährt hat, theils durch den freundlichen Inhalt Ihres liebevollen Briefes. Daß Ihnen meine Geschichte Preußens meinen Namen ins Gedächtniß zurückgerufen hat, kann mir nicht anders, als angenehm sein, denn wer wünscht nicht im Andenken von Männern zu leben, die man in Hochachtung und Liebe selbst gern im Herzen trägt und deren Bild man sich gerne immer wieder zurückruft; aber daß Sie mir danken für die freundliche Weise, mit der ich Ihrer herrlichen „Hohenstaufen" mehrmals in meinem Buche erwähnt habe, möchte ich — wenn Sie den Ausdruck nicht misverstehen wollen — fast unrecht nennen, denn es war meinerseits bloße Pflicht, Ihrer so zu gedenken, wie es geschehen ist. Ich glaube Ihre Verdienste in der Geschichtschreibung viel zu richtig würdigen zu können, als daß ich ohne pflichtwidrig in der Wissenschaft zu handeln, in anderer Art von Ihrem großen Werke hätte reden dürfen. Also danken Sie mir nicht; sondern sehen Sie die Art, wie ich von Ihrem Werke gesprochen habe und immer sprechen werde, als ein Anerkenntniß Ihrer Verdienste um die Wissenschaft an, auf welches Sie ein Recht haben, welches Sie also fordern können. Sie haben dieses nicht überall gefunden, wie Sie in Ihrem Briefe erwähnen. Ich weiß es, und bevor Sie mich mit Ihren freundlichen Zeilen erfreuten, hatte ich mich schon in meinem Briefe gegen denjenigen aus=

gesprochen, auf welchen wahrscheinlich die Worte Ihres Schreibens zu beziehen sind. Mir sind solche mit Gift und Galle vermischte Ausfälle durchaus zuwider; sie zeugen weder von wahrer Biederkeit des Herzens, noch von wahrer Humanität des Geistes, noch auch von der Lauterkeit und dem Adel rein menschlicher Gesinnung, den unsere Wissenschaft im Menschen erzeugen muß, wenn sie für das Leben studirt wird. Steht es überhaupt mit einem, der die Geschichte studirt, noch auf dem Punkte daß er eine unrichtige Notiz, ein unrichtiges Citat, eine unrichtige Ansicht eines einzelnen Gegenstandes weit höher anschlägt, als den ganzen Geist, der durch ein Werk hindurch herrscht, glaubt ein Jünger darum den Meister meistern zu dürfen, weil er hie und da manches anders sieht und eine Einzelheit in einem großen Werke zu verbessern weiß, oder glaubt der Jünger sogar den gefeierten Namen eines Meisters dann überflügeln zu können, wenn er den Stab über dessen Leistungen bricht, dann steht es meines Erachtens ebenso schlecht mit seinem Geiste, als mit seinem Herzen. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. September 1828.

— — — Ich erlebe alle Stufen der religiösen, politischen, philosophischen u. s. w. Ansichten, mein Kopf und mein Herz versenken sich darin, spielen sie, und nicht blos äußerlich und in leerem Scherze, sondern innerlich und ernstlichst durch — und doch hege ich keine Furcht, daß ich mir selbst ganz abhanden käme und nicht mehr der Professor von Raumer wäre!

So wenig ich mich durch solche Verwandlung mir selbst entfremde, oder an mir treulos werde und handle, so wenig soll man es als Treulosigkeit bezeichnen, daß man zu allen Umgebungen nicht immer in demselben Verhältniß bleibt. Es wäre gewiß unnatürlich, wenn man von Kindesbeinen bis zum Greisenalter dieselben Menschen, Kunstwerke, Schriftsteller u. s.w. ganz gleichmäßig betrachten und verehren wollte. Daß ich hiermit nicht leichtsinnige Gemüthlosigkeit vertheidigen will, versteht sich von selbst. In Jacobi's Briefwechsel wird einmal die Untersuchung: ob man sich für einen Freund, der wahnsinnig oder grundhäßlich geworden, noch wie zuvor interessiren würde, ziemlich mühselig und mit Aufwand von Gefühlen geführt, ohne den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich kann den Verstand des Wahnsinnigen, die Schönheit des Entstellten unmöglich mehr sehen, anerkennen, daran fortleben und mich fortbilden; aber Zärtlichkeit, Theilnahme, Sorgfalt kann nach eingetretenem Unfall noch steigen, wie die Mutter das kranke, leidende, geistesschwache, verstümmelte Kind doppelt liebt, hegt und pflegt, oder wie der rückkehrende verlorene Sohn die höchste Theilnahme erweckt.

Haben Sie den Briefwechsel Jacobi's gelesen? Er würde Sie (wie mich) in hohem Grade interessiren, der Personen wie der Sachen halber. Seit mehr als 30 Jahren werde ich immer wieder zu Jacobi hingezogen, kann nicht lange fortleben, ohne auf ihn zurückzukommen, nur bleibt zwischen uns etwas Incommensurables, und neben dem Beifall und der Anhänglichkeit läuft eine stillere oder lautere Opposition her. Jene Anhänglichkeit beruht wesentlich mit darauf, daß Jacobi eine durchaus edle Natur ist, und diese Grundlage soll nachsichtig machen gegen die kränkliche Empfindlichkeit, die sich nicht selten in persönlichen Beziehungen offenbart. Von hier aus ist aber auch manches in seine Werke übergegangen, welche mir bisweilen da kränklich erscheinen, wo manche am

lautesten die Gesundheit preisen. Dahin rechne ich seine Ansicht der Geschlechtsverhältnisse, seine Noth über Sinnlichkeit und Nichtsinnlichkeit, Heirathen oder nicht Heirathen u. dgl. Sofern die Dichtkunst ihm nur die dienende Magd der Philosophie ist, steht er Fichte (der das Schöne dem Guten unterordnet) näher, als er glaubt, und kann deshalb meines Erachtens den Dichtern nicht beigezählt werden. Würfe ein feindlich Gesinnter weiter die Fragen auf: kann ein Gegner der Wissenschaft Philosoph heißen; oder einer, dem der historische Theil des Christenthums eigentlich nichts ist, ein Christ? so müßte ich, die Dinge in scharfer Vereinzelung betrachtend, wol Nein antworten. Und doch eilen die getrennten und herabgewürdigten Theile wieder zueinander, und Jacobi steht als ein ganzer, geistreicher, gefühlvoller, heilsam einwirkender Mann wieder vor mir, der nur verlieren würde wenn man ihm diesen oder jenen Zweig abschneiden, und ein anderes Auge darauf oculiren wollte. Ueber Jacobi's Briefe ließen sich ebenso viele Briefe schreiben und gern ginge ich noch auf einzelnes ein, z. B. ob denn das Herz nicht so gut verführen kann als der Kopf, der Glaube so gut als die Wissenschaft? Wenn Jacobi sagt: im Urtheil sind wir alle gleich, aber nicht im Wahrnehmen; so scheint mir der umgekehrte Satz nicht minder wahr; wie denn überhaupt da, wo Manche unbedingte Gegensätze aufstellen, ich nur untergeordnete sehe, die sich irgendwo und wie müssen aussöhnen lassen: z. B. Theorie und Praxis, Kopf und Herz, Glauben und Wissen, Rationalismus und Supernaturalismus, historische und philosophische Schule, historisches und mystisches Christenthum u. s. w. Wer z. B. das historische Christenthum fallen läßt, muß folgerecht dahin kommen, daß jeder sein eigener Christus sein könne, oder dieser und jener Philosoph das Christenthum erst zu Verstande gebracht habe. —

Tieck an Raumer.

Jena, den 6. October 1828.

— — Bei W. Schlegel habe ich in Bonn sechzehn Tage gewohnt und es ist mir lieb, daß wir uns ganz so nahe gekommen sind, wie es nur irgend vor fünfundzwanzig Jahren war. Ich finde ihn eigentlich nicht verändert, außer was die Zeit über ihn vermocht hat. Auf den Bruder in Wien ist er sehr böse. Man kann ihm nicht unrecht geben. Wenn er öffentlich gegen ihn auftreten wird, so wird es ganz von der Art und Weise abhängen, ob er etwas Treffliches oder Tadelnswürdiges thut. Ich habe seine Leidenschaftlichkeit zu mäßigen gesucht, aber die funfzehn Vorlesungen des Friedrich sind für mich ganz ungenießbar: ich habe in Bonn oft den Ansatz genommen, habe aber kein Interesse für diese sophistischen und größtentheils schlecht geschriebenen Anklagen des Bessern, und Vertheidigungen des Schlechten finden können. —

Raumer an seinen Bruder Karl.

Berlin, den 12. November 1828.

— — Von hier aus bietet sich der Uebergang zur Hauptsache, zu Deinen religiösen Bemerkungen. Zuvörderst möchte ich fragen, wie komme ich dazu, mich hier ausweisen und rechtfertigen zu sollen? Die Hälfte meines Lebens habe ich dem Studium der Religion und Kirche, der Entwickelung des Christenthums gewidmet, mich in größern und kleinen Werken darüber aufs klarste ausgesprochen. Wenn ich aber das alles,

bis auf fliegende Blätter hinab, wohlbeglaubigt den neuen Zionswächtern vorlege, weisen sie mich ab, weil ich nicht den neuesten Schritt gehe, den sie in ihrem Gamaschendienst gelernt, nicht die Parole der letzten jesuitischen oder pietistischen Mode für das erlösende Wort des Lebens halte, oder mich nicht nach ihrem Zapfenstreich schlafen legen will. Einer solchen Tyrannei werde ich mich um so weniger unterwerfen, da mit diesem neuesten Puritanismus nicht (wie einst in England) ein edler Freiheitssinn, sondern ein Ultraismus der Tyrannei im Staate verbunden ist, von welchem Du wenigstens in Deiner Turnzeit vielleicht zu weit entfernt warest und den Du auch jetzt in Wahrheit unmöglich billigen kannst. In meiner Geschichte der letzten drei Jahrhunderte wird mein politisches und religiöses Credo noch deutlicher zu Tage kommen, und (mehr noch, als wegen der „Hohenstaufen") von Ultrakatholiken und Ultraprotestanten verketzert werden. Das soll mich aber (und rückten die Gegner mir auch noch näher auf den Leib, und wären Brüder und Schwestern die Anführer) nicht abschrecken, an dem festzuhalten was keineswegs Erzeugniß spielender Willkür, sondern der angestrengtesten Arbeit und des ernstesten Nachdenkens ist. Wer leugnet denn, daß das Christenthum das durch alle Verhältnisse hindurchdringende, sie verklärende Lebensprincip der neuern Zeit ist? Aber die geben sich oft für die besten Christen, welche es nur zur Schau, nach der neuesten Schneidermode übergeworfen haben. Sie haben ihre fromme Zeit und ihre weltliche Zeit, wo die Frau keift, der Mann säuft, das Kind schreit, und das ganze Christenthum nicht hinreicht, der kleinsten leidenschaftlichen Aufregung oder des faulen Vegetirens Herr zu werden. Wenn es schon unbillig ist, Virtuosität in irgendeiner Kunst und Wissenschaft zu fordern, die der Himmel jemand nicht gab, so ist es noch unbilliger da zu verdam-

men, wo sich diejenige Virtuosität für Religion nicht zeigt, nach welcher gerade Nachfrage ist.

Allerdings ist Maß und Weg und Schnelligkeit der Bewegung auf den Wegen zu dem einen Ziele verschieden, und ich verstehe Dich nicht, wenn Du jedem ein individuelles Leben zugestehst und doch die Verschiedenheit der Wege leugnest.

Alle bedürfen gleichmäßig der Heiligung, aber nicht alle werden auf gleiche Weise geheiligt. Erst in Christus und dem Ziele treffen sie zusammen, aber unterwegs nimmt einer den Priester, der andere den Bischof zum Leiter, einer kehrt in kunst- und bilderreichen Kirchen, der andere in weißangestrichenen ein. Welchen willst Du steinigen? Freilich gibt's nur eine Wahrheit, aber die ist in Gott, wie er allein gut ist; diejenigen Menschen, welche sich einbilden die ganze Wahrheit zu haben, sind im Princip allemal hochmüthig und verfolgungssüchtig.

Das Christenthum ist die heiterste Religion, weil sie die tröstlichste ist. Die, welche um Christi willen sich in trübsinnige Schwärmer verkehren, haben nichts von ihm begriffen. Wie kann's denn echten Ernst ohne echte Heiterkeit geben, und umgekehrt. Eins ist ja das nothwendige Gegenstück zum andern, wie Nord- und Südpol, oben und unten, Tag und Nacht, jung und alt, Komödie und Tragödie.

— — — Du sagst: der jüngste Tag fragt nicht nach Bildung, sondern nach einem Glauben, der in der Liebe thätig ist. Ist denn aber diese liebevolle Thätigkeit nicht für jeden nothwendig mit Bildung verknüpft, nur in verschiedenen Quantitäten und Qualitäten? Ist es nicht verboten, sein Pfund zu vergraben? und führen nicht hier leichtwachsende Misverständnisse bis zu dem muhamedanischen Glauben des Khalifen Omar, der auch keine Bildung wollte, weil sie im Koran vollständig begriffen oder ihm zuwider sei. — — Du sagst: was sollen die Surrogate, mag sie der Dichter oder Philosoph

gebraut haben! Aber welcher Vernünftige behauptet denn, daß Homer, Sophokles, Shakspeare, Goethe die Surrogate des Christenthums und der Religion sein sollen? Wohl aber haben angeblich Eingeweihte unter den neuen Christen gesagt: Homer sei der unzüchtigste aller Dichter. Ist dies nicht dumm und unwissend zugleich? oder hat nicht diese Sekte (z. B. Pußkuchen, der doch nur ein Windbeutel ist) thörichte Anklagen über Goethe erhoben und Tieck über seine „Verlobung" verketzert und seine unerreichten „Cevennen" ignorirt, weil sie ihre Uebertreibungen angreifen und auf Höheres hinweisen, ja es siegreich darstellten?

Du sagst ferner: man solle über das jetzt so wichtige Leben, den statum in statu, das Theater, vergessen. Warum? das Leben hatte immer die erste und höchste Wichtigkeit. Siehst Du es denn aber nicht ebenso gut in der Dichtkunst und im Theater, als in Handel und Wandel, und ist eine Erscheinung wie Goethe und Schiller nicht so wichtig, als ein Feldzug in der Moldau und Walachei? Sollen wir etwa zu Schlözer's Maßstab in der Geschichte zurückkehren, der die Mongolen bewunderte und die Griechen, gleichwie alle kleinern Staaten, herabsetzte? Wo Geist sich zeigt, da ist Leben; der Staat kann so gut geistlos sein, als die Kunst, und die Kirche so gut, als die Wissenschaft.

Ich sehe in der Weltgeschichte ebenso furchtbare Abwege herbeigeführt durch Ernst ohne Heiterkeit (so alle Religionsverfolgungen), als durch Heiterkeit ohne Ernst (Untergang durch Ueppigkeit). Ich wiederhole, daß man nicht mit einem auskommen und vorwärts gehen könne. Die Gefahren des falschen einseitigen Ernstes, der uns mit kirchlicher Tyrannei und politischen Rückschritten bedroht, sind jetzt an der Tagesordnung, darum soll man sich vorzugsweise wider dieselben wenden, wie zur Zeit Ludwig's XV. wider die entgegengesetzten.

Jeder thue hierbei was seines Amts ist, und das habe ich nicht unterlassen, nehme Deinen liebevollen Rath mit herzlicher Theilnahme auf, und beantworte Deine freundlichen Worte nicht in Hochmuth oder Zorn. Aber ich habe meine Natur, gebrechlich wie jede andere, jedoch eben die meine, und deshalb nicht umzuwandeln nach dem Belieben jedes Einredenden. Wollte man Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft nach den Grundsätzen jesuitischer oder puritanischer Conventikel umgestalten, so würde die scheußlichste Zerrüttung der nicht nachstehen, welche durch die wilde Leidenschaftlichkeit philosophischer, finanzieller und anderer Irrlehren herbeigeführt würde.

Raumer an seinen Bruder Karl.

Berlin, den 12. Januar 1829.

— — Eine Hauptsache aller Argumentationen, die in der von Euch betretenen Richtung liegen, beruht darauf: daß Ihr nur eine quantitative Religion und Sittlichkeit kennt und wollt. Das heißt, ihr seht blos nach dem Gesetz (dem Objectiven), was gleich erscheint für alle, aber nicht nach dem Subjectiven, Individuellen. Ihr fragt nach dem *was*, nicht aber nach dem *wie*, *warum*, *wozu*, auf *welche Weise*? Eine Elle ist demnach immer eine Elle, und es gilt gleich, ob man Band einen Zoll breit oder Tuch $^9/_4$ breit mißt. Ich meine dagegen: wenn man nur das Subjective und Qualitative im Auge behält, verschwindet Gesetz und Regel; und wenn umgekehrt diese unbedingt herrschten, verschwindet über dem Buchstaben Geist und Leben.

Sätze wie: z. B. Tanzen ist sündlich, in die Kirche gehen gottgefällig, schöne Mädchen ansehen Teufelslust, schlecht essen preiswürdig u. dgl. m., haben für mich gar keinen Sinn, man kann sie umkehren wie einen dänischen Handschuh, sie erhalten erst Bedeutung wenn sie aus leerer willkürlicher Abstraction, in bestimmte Verhältnisse gesetzt und danach qualitativ bestimmt werden.

Sind gewisse puritanische oder ultrakatholische Ansichten der Mittelpunkt und Gipfel der Religion, so sind sie für mich so unerreichbar, daß ich ebenso leicht mit gleichen Füßen über den Straßburger Münster springen könnte. Daß ich dies nun nicht kann, rechne ich zu meiner Subjectivität, und es ist unbillig, mir einen so ernsten salto mortale zuzumuthen, da Ihr schon glaubt den Hals zu brechen, wenn Ihr über eine Bank im Komödienhause steigen, oder einen Hopspas auf einem Balle machen sollt.

Ich tanze nicht mehr, werde wahrscheinlich dem Theater von Jahr zu Jahr ungetreuer, und vielleicht auch einst so gleichgültig gegen Schönheit, daß ich ebenso gern einen großen polnischen Ochsen, als die mediceische Venus sehe, daß ich aber dadurch der wahren Weisheit und Tugend näher gekommen wäre oder käme, werde ich weder jetzt noch künftig behaupten. —

Goethe. Ist er denn mein Dalai Lama? Zu der Zeit, als die Wahlverwandtschaften erschienen, kämpfte ich mit meinen besten Freunden, welche des Buches anbrüchige Seite leugneten. Ich bin nie ein Götzendiener gewesen, brauche also auch kein Abtrünniger zu werden. Wer hat denn Goethe mit Christus etwa als frère et compagnon verbinden wollen? Wer lieset denn Ethik über die römischen Elegien? Und doch getraue ich mir dies auf gut römisch eher zu Stande zu bringen, als über manche Büchlein, welche die Quintessenz der christlichen Religion enthalten sollen, und Gottes Dasein

und Vorsehung etwa daraus beweisen, daß der Briefbote zur erwünschten Zeit Geld bringt, oder ein Stein, der vom Dache fällt, kein altes Weib, sondern einen Hund todt schlägt. Bliebe das Geld aus, würde das alte Weib todt geschlagen, so müßte das ganze Christenthum solcher Leute folgerecht zusammenstürzen oder doch wackeln.

Theater und Kunst. Gut, daß Du nicht stürmen willst, allein es scheint mir doch, nach Deinen Ansichten wird von der Musik wenig übrig bleiben, die meisten Gemälde müssen umgedreht und den Bildsäulen müssen Hosen gemacht werden. Jede Kunst, das behaupte ich, bedarf der christlichen Reinigung; bei der Deinigen dürfte aber auch der Schmelz der Schönheit von den scharfen Säuren angegriffen werden. Mir ist die puritanische Angst ganz fremd, daß Schönheit der Sittlichkeit schade. Wäre nur alles um uns herum schön, dies würde die Sittlichkeit viel mehr fördern und den Menschen veredeln.

Weltgeschichte. Zeige mir doch nur eine Stelle in meinen historischen Werken, wo ich den Gegensatz von gut und böse, recht und unrecht aufhöbe oder alles gleichartig zum Bedeutungslosen, Gleichgültigen, Nichtigen hinabzöge, wo ein solches philosophisches System oder praktische Indifferenz mich vorsätzlich und mit Besinnung fesselte? Aber freilich, meinst Du die höchste Ansicht der Weltgeschichte sei ein eiliges Richten, in den Himmel Erheben und Verdammen nach irgendeiner Mode oder einem kurzen Vorurtheil, so mußt Du meine Schriften ganz zur Seite liegen lassen; aber Du wirst andere genug finden, welche die kleinen Weltrichter machen, und wie Barth im Goethe sagen: „So redete ich, wenn ich Christus wäre!“ Meine Mission ist, Geschichte zu schreiben, wie ich nun eben nur kann und will; wir brauchen der Missionäre nicht blos bei Baschkiren und Kirgisen, sondern auch in der

Nähe, und was ich dabei schief mache, werden andere schon mit Gottes Hülfe in die Richte bringen.

Am wenigsten sagt mir zu, daß Christus nur für die Kranken sei und für die traurigen und zerschlagenen Herzen. In einem richtigen Sinne sind alle Menschen krank, und dann fallen die Gegensätze weg; in enger Bedeutung festgehalten wäre Fröhlichkeit und Gesundheit vom Uebel, und Geißeln, Kasteien u. dgl. die höchste Weisheit. Folgerecht diese Ansicht zu Ende geführt wird diese Welt ein Zucht- und Marterhaus, angelegt, um in jener Welt die ohne Grund geschlagenen Wunden salben und heilen zu können. Da trete ich lieber dem alten Heim bei, welcher sagt: „Wenn's auch keine Zukunft gäbe, hätte ich doch unendlich viel Gründe, Gott für all das Gute zu danken, was er mir erwiesen hat!"

Raumer an Tieck.

Hiebei die verlangten und versprochenen kritischen Bruchstücke.

Hume, „History of England".

Was Spittler über Hume urtheilt, ist so richtig daß man es fast nur wiederholen kann. An ihm sieht man, daß es eine Philosophie gibt, die zu einer klaren unbefangenen Ansicht der Weltgeschichte führt. Das einfache Gemüth, der ruhig heitere, rein erfreuliche Charakter Hume's spiegelt sich im ganzen Werke. Nicht die Kraft des Thucydides, nicht die zornige Begeisterung des Tacitus ist hier zu finden, aber ein Fluß der Rede, der alles deutlich vor Augen legt, eine friedliche Erzählung wie man sie auch wol mündlich geben sollte.

Man könnte glauben, man könne nicht anders denken und schreiben, es sieht alles so kunstlos aus, aber man versuche nur es nachzumachen.

Diogenes Laertius.

Es ist eine schwere Aufgabe bei solchen Hülfsmitteln wie sie Diogenes zu Gebote standen, eine geschmacklosere, unkritischere, oberflächlichere Darstellung, ein schlechteres Vademecum von Anekdoten zusammenzuschreiben. Und dennoch, wie froh müssen wir sein ihn zu haben, und wiederum wie so ganz verkehrte Ansichten würden wir haben, wenn er allein übrig wäre. Man sage gegen Tennemann was man will, aber er hat mit Wenigem zehnmal mehr geleistet als Diogenes in seinem Reichthum.

Athenai Deipnosophistae.

Innerliche Armuth und dabei der Kitzel eine unerhörte Form zu wählen, scheinbare Gewandtheit neben der größten Pedanterie. Die erhabensten Schätze der Wissenschaft, der Dichtung, der Geschichte zu nichts benutzt und ausgezogen, als um uns ein Verzeichniß von Eßwaaren, Saucen, Fressern u. dgl. zu geben. Freilich müssen wir, da alle jene Schätze verloren gingen, auch diesen Wust von Geschmacklosigkeit benutzen, aber um recht einzusehen wie abgeschmackt Plan und Ausführung ist, gedenke man nur, daß jemand unternähme ein solches Werk aus den Schätzen deutscher Literatur zusammenzuschmieren!

Davila, Historia delle guerre civili di Francia.

Einer der ersten Geschichtschreiber, vor allem ausgezeichnet durch die größte Klarheit der Erzählung und die Lebendigkeit, mit welcher die einzelnen Personen und die einzelnen Parteien heraustreten. Selbst die größte Umständlichkeit wird nicht langweilig, obgleich die Kriegsgeschichte (wie fast immer) minder

anziehend ist, als die Entwickelung der übrigen Triebfedern und Ereignisse. Selten tritt eine Reflexion heraus, aber in der ganzen Erzählung liegt die Reflexion verborgen, sodaß jeder das Urtheil leicht hinzufügt. Davila ist nicht parteiisch für die Katholiken, ob man gleich sieht daß er einer ist. In jenen Zeiten so durchaus gründlicher Entzweiung hatten Männer die Kraft der Unparteilichkeit, sie hatten Ehrfurcht vor der historischen Wahrheit, und uns will mancher jetzt das Lügen zur Pflicht machen!

Spittler, Geschichte der dänischen Revolution von 1660.

Ein spitziger Vortrag, Erzählung und Betrachtung nicht rein gesondert, und bei aller Kenntniß der Quellen doch vorsätzlich zu einer Würdigkeit hinaufgetrieben, die die Sache nicht hat. In Beziehung auf Adel und König ist die Ansicht besonders einseitig, und die Volksführer, die nicht das Rechte auszuführen verstanden, sind zu hoch gestellt. Sie wußten wo der Schuh drückte, konnten aber keinen bessern machen.

Planck's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. 4 Bde.

Mit Fleiß und Umsicht gearbeitet, aber etwas breit und mit gar zu vieler Feinheit. Daraus entsteht es, daß die Darstellung weniger fortschreitet, die Erzählung selbst nicht unabhängig hervortritt und der Verfasser bisweilen den Wald vor Bäumen nicht sieht. Wozu überall Nebenabsichten, unbekannte Gründe, eine ewige Verkettung künstlicher Intriguen suchen, wo sich alles viel einfacher von selbst entwickelt. Gott hat die Menschen einfältig erschaffen, aber sie suchen viel Künste; aber Karl V. suchte gewiß nicht so viel, als Planck in ihm. Daher bleibt vom ganzen Werk, das auch die zartesten Fäden darzulegen sich vorsetzt, doch nur ein verwirrter Eindruck, den erst die Vergleichung der Quellen wieder zerstört und vereinfacht.

Tieck, William Lovell. Neue Ausgabe.

Ein Werk von außerordentlichem Talente. In solchem Alter, eine solche Masse von bestimmten Gestalten, Dichtungen und besonnenen Resultaten. Diese Tiefe der Speculation, diese Darstellung aller Greuel falscher Genialität, ist auch für den Autor selbst eine Feuertaufe, ein Ausscheiden des Bösen gewesen. Der heitern, tugendhaften Sekte fehlt freilich noch das Leben und die Beweglichkeit, welches besonders durch religiöse Haltung erst möglich wird.

Niebuhr, Preußens Recht an den sächsischen Hof.

Durchaus von niedern Standpunkten ausgehende, zu irrigen Zielen führende, sich vornehm und groß anstellende Sophistik. Dahin können also selbst wohlwollende und grundgelehrte Männer kommen, wenn sie sich blinder Parteilichkeit hingeben.

Schleiermacher gegen Ammon.

Ein siegreiches dialektisches Talent, aber doch unmilde angewandt. Der Sünder mag hingerichtet werden, aber ich bin kein Freund von solchem Foltern, Zerfetzen und Seciren.

Voltaire, Candide, le destin, discours sur l'histoire univ. etc.

Alles über Verdienst geschätzt. Wie oberflächlich ja albern und verrückt ist die Polemik gegen den Optimismus, wie ganz willkürlich die Anhäufung des Unnatürlichen, wie gering der meiste Witz. Im Briefwechsel, wie schnell wächst Friedrich II. weit über den eiteln allerweltsklugen Franzosen hinaus. Zur Universalgeschichte fehlt zuletzt immer noch weit weniger die gelehrte Kenntniß, als die wichtigere Geschicklichkeit, Geschichte zu verstehen. Voltaire ist schlechthin unfähig, andere als seine Zeiten zu begreifen, und neben einem guten, falsche Vorurtheile treffenden Einfall, stehen zehn, das Gute zwar nicht zerstörende,

aber das Eigenthümliche auf verkehrte Weise befehdende Einfälle.

Görres, Deutschland und die Revolution.

Vieles so wahr, als daß es Nacht auf Erden gibt, aber es gibt auch einen Tag und eine Lichtseite. Nirgends zu friedlicher Vermittelung, zur Demuth hingewandt, sondern mit Blitz und Donner eingeschritten. Und während gesagt wird, man solle nicht revolutioniren, lieset der Haufen heraus: es bliebe nichts anders übrig. — Doch Brutus war ein ehrenwerther Mann! Hätte man das Buch laufen lassen, es wäre nicht populär geworden, schon Stellen halber wie die über den Papst u. s. w.

Müller, Hellenische Geschichten.

Gelehrt, aber doch auch willkürlich z. B. gegen alle übers Meer kommende Ansiedelungen. Der Handschuh ist wieder einmal umgekehrt, und jeder meint, er trage die rechte Seite auswendig.

Cervantes, Novelas exemplares.

Meisterstücke in jeder Art. Möchten unsere Novellenschreiber, bei denen die Leute auf dem Kopf stehen und denen nichts mehr pikant ist als spanischer Pfeffer und Teufelsdreck, hier lernen, was gut schreiben, einfach und doch interessant anordnen und erzählen sei.

Schleiermacher's Dogmatik.

Unwandelbar ist das dogmatische System nicht festgestellt und anerkannt, und die Bildung und Entwickelung rückt mit der Zeit unaufhaltsam vorwärts oder auch — rückwärts. Schleiermacher will Theologie und Philosophie trennen, während er stets philosophirt und seine Dogmatik auf psychologisch-philosophische Untersuchungen baut. Höchst scharfsinnig, geist-

reich, dialektisch; aber schwer — zum Theil weil ein einfacher, gläubiger Grundgedanke fehlt, und das kunstreiche Bestreben immer in Spannung hält, zuletzt also den minder Fähigen angreift und ermattet. Das Bemühen des Mittelalters, Offenbarung und Philosophie auszusöhnen oder ihr Wechselverhältniß aufzufinden, war gewiß ein natürliches und läßt sich gar nicht so kurzweg von der Hand weisen. Alles Offenbarte ist bei Schleiermacher in Philosophisches übersetzt, aber Melanchthon würde schwerlich damit stimmen, und Schleiermacher nicht so oft für sich citiren, als dieser jenen. — Nicht jeder Aufputz und Ausbau des alten überkünstlichen, oder strohern und geistlos gewordenen Systems ist sacro-sanctus; aber eine Dogmatik mit weniger philosophischem Zusatz kann es geben, und sie wird darum nicht minder wirksam und eingreifend sein. Die ganze Lehre von dem Abhängigkeitsgefühl ist so negativ gestellt, als sei es ein Uebel; sowie wol Leute meinen, Freiheit sei am größten, wenn man keine Gesetze befolge und zu befolgen habe. Und wie, wenn jemand sagt: er fühle sich nicht abhängig.

Augusti, Handbuch der Dogmatik. Neue Ausgabe, 1825.

Wie verschieden sind die dogmatischen Handbücher, welche doch alle vorgeben das Christliche rein und ganz darzustellen. Vergleiche (der Katholiken nicht zu gedenken) Melanchthon, Calvin, Schleiermacher, Augusti, Wegscheider u. s. w. Jeder hat vom Evangelio einen Theil, wer hat den ganzen Christus? Soll ich die ganze Dogmatik eines Mannes einer Schule annehmen, so gerathe ich immer in opponirende Stimmung und kann mich gar nicht für einen Christen ausgeben, wenn er nicht anders sein darf, als man ihn daselbst verlangt.

Schleiermacher, Reden über die Religion. Dritte Ausgabe.

Die Zusätze zu dieser Ausgabe sind ungemein lehrreich und führen manches Uebertriebene auf die bessere Mitte,

manches Negative zum Positiven; doch möchte ich gegen dies und das Erinnerungen machen, z. B. daß das Gefühl, ganz von übrigen Functionen des Menschlichen getrennt, allein und einzig Religion bieten und zu ihr führen soll; auch der Gedanke, der Begriff (bis auf die sehr vom Gefühl entfernt stehende Mathematik) kann Religion erwecken, ins Leben rufen. Schwachen Gefühlspietisten, die Denken und Wissenschaft verwerfen, will ja Schleiermacher auch die rechte Religion nicht zugestehen. — — Die unbedingte Trennung von Kirche und Staat genügt mir so wenig, als die der Philosophie und Theologie; jedes hat eigene Natur, Boden, Geschäft, Zweck; und wiederum greift dies alles ineinander und übereinander. Objectiv ist also Gleichheit und Verschiedenheit; auch schließen Kirche und Staat dieselben Subjecte in sich, welche beides im Auge behalten, mit beiden und durch beide zusammenleben. Leib und Seele nennen wir auch verschieden, heißen aber ihre gänzliche Trennung Tod. Die Systeme der Muskeln, Nerven, Adern sind selbständig und abhängig und wechselwirkend zugleich im menschlichen Körper, so im Geiste Theologie, Philosophie, Kirche und Staat.

Uebrigens geben wenige Schriftsteller so viel zu denken, sind so erregend, belebend als Schleiermacher.

Lettres de la Marquise de Sevigné. 8 Vol., ed. Grouvelle.

Nun ja, die Frau ist gebildet, gewandt, schreibt ihre Muttersprache leicht und richtig und macht ihrer Tochter große Freude, daß sie ihr 1000 Briefe mit 10000 Lobeserhebungen angefüllt zusendet. So weit alles löblich und natürlich; wenn man aber diese Briefe als ein classisches Werk allen Völkern und Zeiten zum Lesen empfiehlt, so ist dies ein Aberglaube gleich dem, daß Boileau ein außerordentlicher Dichter sei. Allerdings ist die Natürlichkeit der Sevigné besser, als die vorher bewunderte, gezierte Phraseologie Voitüre's und Balzac's;

doch taugt die Meinung auch nicht: das Wesen eines guten Briefs bestehe darin, daß er eben ein angenehmes Nichts sei und weder in die Höhe aufsteigen, noch in die Tiefe dringen dürfe. Was könnte, was sollte nicht in acht Bänden vertraulicher Briefe einer in alle Verhältnisse so eingeweihten Frau, über jene denkwürdige Zeit Ludwig's XIV. stehen? — Und was steht drin? Nichtigkeiten, Lappalien in Unzahl, vielleicht anziehend für einen Tag, damit Frau von Grignan über die Klatschereien aus der Hauptstadt in der Provinz weiter klatschen könnte. Aber für uns? Wer nicht auf Methusalem's Alter rechnet, darf sich mit buchstäblichem Lesen solcher Bücher nicht abgeben. Weder über Staat, noch Kirche, noch Kunst und Wissenschaft etwas tiefer Eingehendes, oder nur genau Berichtendes, überall (als sei dies die echte Eleganz und Schönheit) auf der Oberfläche herumspielend, nicht einmal über die Skandale der Zeit in leichtsinnigem Scherze oder bitterem Ernste genügende Auskunft. Die Aeußerlichkeit der Form ohne Inhalt ist eben nur eine Aeußerlichkeit, und in den Briefen der Villars, den Berichten der d'Aulnoy ist bei hinreichender Schreibgeschicklichkeit verhältnißmäßig weit mehr Anziehendes und Lehrreiches.

Jean Paul's Briefwechsel mit Jacobi.

Fast in keiner schriftlichen Mittheilung spricht sich die Individualität der Menschen so anschaulich und lebendig aus, als in einem echten Briefwechsel. Ich nenne echten Briefwechsel einen solchen, wo es nicht von Haus aus auf Publicität, auf eine Kunstausstellung, ebenso wenig auf ellenlange gelehrte Abhandlungen abgesehen ist (wie bei manchen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts). Weil die Weiber diese Verirrungen besser vermeiden als die Männer, schreiben sie in der Regel bessere Briefe. — Sonst hat die Mode auch ihre Gewalt über die Briefstellerei; es gab gelehrte, citirende, witzelnde, grobe,

höfliche, verhätschelnde Briefweisen. Von der letzten Richtung ist die Zeit Klopstock's, Wieland's, Jacobi's nicht frei. Verhätscheln und Uebelnehmerei stehen sich einander immer gegenüber, während es Charakter der Freundschaft ist, Lob und Tadel gleich unbefangen auszusprechen und aufzunehmen.

Goethe's Wahlverwandtschaften.

Form und Schreibart ist so vollkommen, daß sie das Urtheil mit Recht eher bestechen, als zu Einreden Veranlassung geben. Besteht ferner die Moral darin, daß das Unsittliche böse Folgen trägt und sich straft, so dünkt mich die Buße, welche für Eduard und Ottilie eintritt, nicht mehr zu gelinde, sondern eher zu hart, und der Vorwurf begibt sich aus dem Moralischen in das Aesthetische.

Nach dem Gange der Erzählung schreitet alles ohne Kampf, Besonnenheit, Gewissensbiß so allmählich weiter, daß die vier Personen entweder bequem ihre Plätze wechseln könnten (was selbst Ottilien anfangs behagt) oder sich beruhigen sollten. Plötzlich aber wendet sich alles ins Tragische und Gewaltige, während Eduard immer nur als eitles verzogenes Kind handelt, und auch in Ottilien (trotz des ihr beigelegten Tagebuchs) schwächliche Kränklichkeit vorherrscht. So erscheint ihr Hinscheiden leider kläglich und beklagenswerth; aber es fehlt die Macht und Tiefe der Charaktere, die Erhabenheit der sittlichen Kraft, welche wir in Kunstwerken mit Recht fordern, die bis zum Tode hinanführen. Man sieht nicht das wahrhaft Incommensurable, das unlösbare Räthsel, was in menschlichen Verhältnissen bisweilen collidirend hervortritt; sondern statt dieser aus den tiefsten Tiefen unserer Natur hervorbrechenden, das Leben auseinander treibenden Kräfte, eine äußerliche Wahlverwandtschaft, die sich mit etwas mehr Salzen oder Säuren willkürlich umstellen ließe. Die letzte Periode des Werks soll als schließende und verklärende Con-

sonanz wirken, ist aber keine. Denn wenn der Hauptmann und Charlotte mit auferstehen, geht der Tanz von neuem an; bleiben Ottilie und Eduard ungestört für sich und lassen sich's miteinander gefallen, so kann ein strenger Nachsatz nicht ausbleiben; ist aber die Auferstehung keineswegs bloße Fortsetzung der jetzigen Tagesgeschichte, so müßte über beide noch ein anderes Purgatorium kommen, und die Einsicht, daß nur Verwandtschaften höherer Art die Bürgschaft ewiger Zuneigung sein können und sollen. Gereinigt von dem Irdischen werden alle freundlich neben- und miteinander gehen können, wer aber dies irdisch Leidenschaftliche, Zerstörende unverändert festhalten will und das höchste Ziel darin sieht, wird in jener Welt so wenig wahrhaft selig werden, als in dieser sein können. So zeigt sich allerdings die physische Seite, das willenlose Geschehen (oder doch das willkürliche Machen und Machenwollen) zu gewaltig, der unter freien Wesen unpassende Begriff von Wahlverwandtschaften zu vorherrschend, das Höhere, was aus einer viel tiefsinnigeren Philosophie als diese der todten Natur, den Menschen anziehen und bestimmen soll, zu unbedeutend, und die wahre Universalmedicin gegen derlei Krankheiten, die Religion als gar nicht existirend. Die Philosophie, die Religion können in Thätigkeit gesetzt, und doch ein Roman geschrieben und die Saiten menschlicher Schwäche angeschlagen und ein tragischer Untergang unvermeidlich werden. Das bei allem Glanze künstlerischer Geschicklichkeit Zurückstoßende, ja Zerstörende des Buchs liegt darin: daß wir die physische, ethische und ästhetische Nothwendigkeit für diese Personen nicht einsehen, oder wenn wir daran bona fide glauben, doch des Centrums entbehren, wo Wahrheit, Schönheit und Güte nur Zweige eines Stammes sind und ungetrennt bleiben sollen.

Herr von Hormayr an Raumer.

München, den 5. März 1829.

Der Tod der zwei großen Tartuffe, Friedrich Schlegel und Adam Müller, welche mit Gentz verbunden, soviel Geistesdruck und so bittere Verfolgung in Wien organisirt haben, ließ (wie Sie aus der Beilage sehen) auch in München die Gemüther nicht unbewegt. Adam Müller hat insonderheit die Todsünde auf sich, daß 1814—15 den Tirolern durch elende Sophismen mit dem himmelschreiendsten Undank, ihre alte geheiligte, noch vom Kaiser Franz 1792—97 bekräftigte Verfassung höchst unpolitisch entrissen und dadurch die Stimmung dieses Landes unwiederbringlich verscherzt worden ist.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 2. April 1829.

Ueber Ihre Novelle „Marie"*) hätte ich Ihnen nur gleich schreiben sollen, wie Herz und Phantasie ganz voll davon waren. Lange hatte mich nichts so sehr aufgeregt, ja erschüttert. Es ist das alte, oft angeregte, nie erschöpfte, nie in Harmonie aufgelöste dissonirende Thema des Lebens, wenn dieses zum geistigen Bewußtsein gelangt, wenn es geistig Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leben und Tod in Liebe verbinden will. Diese Aufgabe ist wol überall nicht zu lösen; das heißt genügend, befriedigend für Herz und Phantasie, für Wahrheit und echtes Leben. Entweder — Resig-

*) Sie ist noch ungedruckt.

nation: Aufgeben des Höchsten und Würdigsten, Fallenlassen des Herzens und der edelsten Neigungen, der Sympathie: oder Surrogate in sogenannter Moral, Religion u. s. w. sogenannter, denn die wahre Durchdringung derselben müßte wol anders sprechen: oder das Durchhauen des Knotens mit dem Schwerte, ein Genuß, wo Sinnlichkeit und Geist sich verbinden, in Liebe sich kühlen und mäßigen und dadurch später auf einem Umwege zu einer milden und wehmüthigern Resignation als jene oben angedeutete zurückkehren. Denn mittelmäßig sein, beschränkt sein und sich fühlen, ist denn doch die Aufgabe des Lebens, als Lebens, also schon synonym mit jener Resignation. Aber freilich, jedes echte Gefühl, jeder wahre Moment ist auch eine Ewigkeit; das Ganze, kein Theil: und also würde ich, individuell, immer für diese Lösung und Kühlung jener zu gesteigerten unsterblichen Gefühle sein, wenn der arme Mensch immerdar, vor den Gespenstern der Eifersucht, Reue, Gewissen u. s. w. sicher wäre, vor allen den Nervenfiebern, die sich auch aus der Sphäre der Gesundheit entzünden. Wo Weiber sind, wie im Alterthum, wo die Casuistik der fein und vielfach gesponnenen Empfindung nicht aus der Schönheit in die Herzens- und Seelenfibern schmerzhaft hineingezogen ist, wie es im ganzen Mittelalter, möchte ich doch sagen bis Anno 1770, bis zu meiner Geburt nicht war, da entstehen diese Fragen und Aufgaben gar nicht, höchstens verwandte, die sich aber des Lebens nicht so bemächtigen können. Was ist Liebe? Was Ehe? Was Treue? Alle diese schnell beantworteten Fragen lassen nur, wenn ich die individuellsten Verhältnisse und Empfindungen kenne oder schildere, eine Art von Antwort zu, und wenn der jugendliche Goethe, seine damalige „Stella" ein Schauspiel für Liebende nannte, so war denn doch nur die Gattung in jenem Augenblick gemeint, die wol eine doppelte Neigung in sich erlebt hatten; aber die Phantastischen, die lieben und verachten können,

die einer wilden Eifersucht bedürfen — die in der Leidenschaft schon ihre künftige Untreue voraus ahnden — die, wie Tristan und Isolde, wie vom Zauber umsponnen, weder Reue noch Gewissen kennen; die aus zu großer Zärtlichkeit und Wollust, die Wollust fliehen, die das religiöse Gefühl mit dem Reiz der Sinnlichkeit vermischen, wo sind diese und so viele Gefühlsarten wol schon charakterisirt? Sie sehen, mit Ihrem Ausgange bin ich nicht zufrieden, aber auch nicht mit der Einleitung einverstanden, sie scheint mir etwas zu dünn und gewöhnlich, und doch ergreift uns die einzige Situation wol mit deswegen so gewaltig, weil sie so plötzlich aus dem Gewöhnlichen auftaucht. Das Leben, gleich Leben: das ist und bleibt der Inhalt alles Fühlens und Denkens. Und wird es je anders sein oder sein können? Wenn Existenz nur unter Bedingungen Existenz ist, oder ein und derselbe Begriff, gewiß niemals. Darum ist Schmerz und Wehmuth ewiger Natur, und unser Titanengefühl des Himmelsstürmens, was uns auch oft beseligt, eine Erinnerung an einen frühern Zustand und an ältere Götter. — Träume, Schäume, aus Schaum entstand die Aphrodite. Ein schönes Wortspiel.

Ueber Friedrich Schlegel hätte ich Ihnen viel zu sagen, und wie wir uns beide mit jedem Tage mehr abstarben. Die erschütternde plötzliche Wirklichkeit war mehr ein körperlicher Schreck, als ein Seelenverlust, und doch muß ich mir das Zeugniß geben, daß ich zu diesem Entfremden und gegenseitigen Ableben nichts aus Eigensinn oder willkürlichem Unglauben und Unfrommheit that; ich konnte es aber ebenso wenig hindern. Die Liebe ist aber dadurch unbegreiflich, daß ich ihn dennoch lieben mußte, obgleich sich unser Wollen und Erkennen, und unsere Wahrheit fast gar nicht berührten; obgleich er mir in manchen Stunden wie ein Gespenst erschien, für welches es keine Wahrheit mehr geben kann. Mündlich über diesen Gegenstand recht viel. Ich habe durch Friedrich

während seines Hierseins viel gelernt, aber freilich auf die entgegengesetzte Weise, als er es wollte. Sie werden mich verstehen. Was ist der Geist des Menschen! Wie sonderbar, daß er sich oft am größten fühlt, wenn er sich aus der Unermeßlichkeit in kleine Dürftigkeit zurückzieht und im Gespenstischen, Fremden, Willkürlichen, im Abenteuer und Aberglauben (ganz dem Sokrates entgegengesetzt) die höchste Weisheit sucht und findet, und doch das Süße der Beschränktheit und des Irdischen, die hohe Fülle im scheinbar Vergänglichen, das Geistige und Lebendige im Zufälligen, Materiellen, Todten (was so oft so misgenannt wird) verkennt.

Raumer an seinen Bruder Karl.

Dresden, den 12. April 1829.

— — — Wäre ich nicht Vertheidiger meiner selbst, würde ich gegen mich schlimmere Dinge beibringen, als Du mir vorwirfst. Du suchst (ich möchte auf diese Bemerkung fast meine weitere Antwort zurückbringen) die Gefahren fast lediglich in dem von außen Gegebenen, Sehen, Hören, Tanzen, Schauspiel u. s. w.; ich erkenne sie vorzugsweise im Innern, in der eigenen Persönlichkeit, welche sich zu demselben Aeußern ganz verschieden verhalten kann und wirklich verhält. Die Art der Wahlverwandtschaft und Anziehung gibt dem Aeußern erst die Qualität, und alle Tanzböden und Komödienhäuser in der ganzen Welt haben noch nicht so viel Böses zu Tage gefördert, als unter der Firma der Religion als Fanatismus zur Wirklichkeit gekommen ist. Das lag gewiß nicht in der echten Religion, sondern in der Teufelei, welche die Leute hinzubrachten. — Was Du von den falschen Freuden der Welt sagst, hat keinen Zweifel; nur besteht der rechte Ernst,

ohne welchen keine echte Heiterkeit möglich ist, nicht in ascetischer Selbstpeinigung. Der Tod macht ja nicht blos unserem Scherze, sondern auch unserem Ernste ein Ende, und es fragt sich: ob nicht manches gering Geachtete von jenem dereinst so viel gelten wird, als manches Ueberschätzte von diesem. Der Gedanke an den Tod soll nicht das Leben selbst tödten, sonst ginge es nach dem Alarkos: aus Furcht zu sterben, ist er schon gestorben.

Raumer an den Professor Löbell.

Berlin, den 30. April 1829.

— — — Mir entstand die Novelle „Marie" als ein Beispiel zu vielen Gesprächen, die besonders in Dresden geführt worden waren; sie berührt eine Menge der unergründlichsten Fragen und Räthsel. Besser vielleicht, wer diese sich nie aufgeworfen hat, und auf glatter Chaussee durchs Leben fährt; allein ein anderer, den der Himmel nicht auf diese Weise mit der Schnellpost befördert, darf, ja muß seinen eigenen Weg gehen. Die Fragen über das Verhältniß des Allgemeinen und Besondern, des Gesetzes und der Individualität, des Gegebenen und Anzulernenden, des Verstandes und der Phantasie, der Sinnlichkeit und des Stoicismus, der Schönheit und Tugend, der Begeisterung und Besonnenheit, der Liebe und des Hasses, oder wie man diese Gegensätze weiter ausführen will; — wer über dies Alles so im Klaren und Sichern ist, wie über zwei mal zwei macht vier; ich weiß nicht ob ich ihn bewundern oder beklagen soll. Vielleicht beides, je nachdem der Grund der Sicherheit so oder anders gestaltet war. Mir erscheint mit menschlichen Kräften auf

dieser Unterwelt eine volle harmonische Lösung nicht möglich, vielmehr besteht ja das Leben nur in der fortlaufenden Verflechtung der Consonanzen und Dissonanzen.

Raumer an den Professor Löbell.

Berlin, den 12. Mai 1829.

— — — So weit ein Streit; jetzt zu einem zweiten. Sie haben A. W. Schlegel's Aufnahme wol zu finster gedeutet. Wenn jemand zu mir käme, im Augenblick wo ich vielleicht ausgehen oder irgendetwas Bestimmtes vornehmen wollte, vielleicht machte ich einen ähnlichen Eindruck wie Schlegel. Sie wissen, daß er sich hier um viel kleine Leute bekümmerte und von mir lange gar keine Notiz nahm; mich hat's nicht gekümmert, als weil ich mit einem so reichen Geiste gern in eine nähere Verbindung gekommen wäre, — und nachher wie offen, freundlich, zuvorkommend hat er sich gegen mich benommen; wie angenehm hat Tieck bei ihm gelebt und sich mit ihm verständigt. Ich kann auf seine kleinen Eitelkeiten kein Gewicht legen, jeder hat dergleichen in irgendeiner Art, und sie sind mir bei ihm so gutmüthig und offen erschienen. Z. B. der kleine Spiegel, und sollte nicht jeder einen mit sich führen, der Taback schnupft, rothe Augen hat, eine bewegliche Perrüke trägt u. s. w.?

Friedrich Schlegel hat freilich das böse Schicksal derer gehabt, die mit Gewalt die Schranken alles Menschlichen durchbrechen wollen. Er war zuletzt nichts weniger als Katholik im kirchlichen Sinne, sondern stand auf einer Stelle, die ihn der Kirche gegenüber als Ketzer bezeichnet hätte. Auslegungen der Apokalypse, darauf gegründete mystisch-symbolische

Zeichnungen und Bildchen galten ihm für das Höchste. Er erwartete Wunder, Umstellungen der Sterne am Himmel, große Veränderungen auf Erden vor Eintritt der vorigen Ostern, ja er sprach als werde er binnen kurzem Wunder thun, Todte erwecken und Berge versetzen. Und das alles mit und durch jene Zeichen und Bilder; Magnetismus, Hellseherei, Glaube — und Unglaube durcheinander. — Als Tieck die Größe des Gedankens der Hierarchie anerkannte, aber auf die Mängel in der Ausführung aufmerksam machte, sagte er ungeduldig: das alles nenne ich ja nicht Hierarchie! — Und was denn? Wenn Gott Feuer durch Elias vom Himmel fallen läßt. Und er meinte wol nächstens solchen Beruf anzutreten. Besonders suchte er die Weiber zu gewinnen und als er mit Dorothea zerfiel, hat er doppelt Frau von *** zugesetzt. Von Gott so begünstigte Naturen müßten sich von allem Thun und Denken der gewöhnlichen Welt lossagen, anderen Offenbarungen und Erleuchtungen hingeben — das heißt sich ihm und seiner Leitung unbedingt unterwerfen! Hätte Marie (sagte er der widersprechenden Frau) dem Heiligen Geist so widerstehen wollen, wäre Christus nicht geboren!! Doch genug, damit ich von diesem Punkte aus, die Klagen und Betrachtungen Ihres Briefes nicht wiederhole.

Raumer an seine Schwester Luise.

Berlin, den 23. Mai 1829.

— — — Es ist freilich das Natürlichste, Bequemste und für die meisten Gemüther Heilsamste, alle Erscheinungen, Gefühle, Handlungen des Lebens kurzweg in gut und böse, recht und unrecht zu zerfällen und danach loszusprechen und zu ver-

urtheilen; ich habe darin nie Geschicklichkeit besessen, nie mich mit diesem mechanischen Spruchgeschäft begnügen können, und je älter ich werde, desto mehr fühle ich, daß dies Verfahren fast niemals ausreicht. Wer hat denn Recht: Alexander der Große oder Demosthenes, die Hohenstaufen oder die Päpste, Elisabeth oder Marie Stuart — und so hinab bis auf Streitigkeiten zwischen Herrschaften und Gesinde, Studenten und Senat, Schüler und Lehrer. — Glaube nicht, daß ich damit Recht und Gerechtigkeit an sich leugne, nur ist der abstracte Begriff, den viele lediglich davon geltend machen wollen, gewiß nicht das weltenerhaltende Auge Gottes. Kann doch das allereinfachste Geschäft des Rechtsprechens nach dem Buchstaben des Rechts damit nicht auskommen, sondern muß sich oft zu der hülfreichen Sonne der Gnade hinwenden, und wer wird seine Kinder danach erziehen, seine Ehe allein nach dem Landrechte binden und lösen?

Hofrath Heeren an Raumer.

Göttingen, den 24. Mai 1829.

— — — Das Interesse, welches Ihr Werk mir einflößte, war vielfach. Es ist in meinen Augen etwas Großes, wenn ein Schriftsteller sich einen Hauptgegenstand wählt, dem er seine besten Kräfte und einen Theil seines Lebens widmet. Dies haben Sie gethan, und der Gegenstand ist von solchem Umfange und von solcher Wichtigkeit, daß in der ganzen Geschichte des Mittelalters kein anderer damit verglichen werden kann. Sind es doch aus diesem ganzen Zeitraum die größten Charaktere, die hier auftreten; und was ist die Geschichte ohne diese? Es war eine schwere Aufgabe, hier diejenige Unpar-

teilichkeit zu beobachten, welche bei der Darstellung des Kampfes so entgegengesetzter Gewalten so schwierig ist. Auch diese Aufgabe ist von Ihnen glücklich gelöset. Was aber Ihrem Werke eigentlich sein Leben einflößt; was seine Dauer ihm sichert, weil auch der Leser sich wieder dadurch ergriffen fühlt, ist Ihre eigene lebendige Theilnahme an dem Gegenstande. Die Werke unserer großen Compilatoren, wie gelehrt sie auch sein mögen, bleiben doch todte Werke. Es gibt keinen großen Geschichtschreiber, ohne jene eigene Theilnahme, die aus dem Gemüth des Historikers hervorgehen muß. Wo anders schöpft er die Wahrheit der Darstellung, die doch die Aufgabe für die Geschichte ist?

Urtheilen Sie nach diesem allen, mit welcher Theilnahme ich Ihr Werk gelesen habe. Gern würde ich Ihnen meine geringen Bemerkungen mittheilen, wenn ich sie mir sogleich damals aufgezeichnet hätte. Jetzt bedarf es erst einer wiederholten Lesung. Bei der Flut des Mittelmäßigen und Schlechten in unserer Wissenschaft, war das Erscheinen eines neuen classischen Werkes in derselben stets mein größter Genuß, und diesen soll mir selbst mein zunehmendes Alter nicht schwächen. — — —

Tieck an Raumer.

Juli 1829.

— — — Das reine Interesse für Wissenschaft, Kunst, Wahrheit, Religion, Geschichte und alles Edle ist höchst selten. Man begreift, wenn ich den Freund preise, er ist ein Freund, sagen die übrigen; man vergibt mir, wenn ich den

Feind gering schätze, weil er mein Widersacher ist! Lobe ich am letzten irgendwas, so sucht man nach der Absicht, die ich damit durchsetzen will; tadle ich am Freunde, so bin ich undankbar, oder schlechten Herzens, oder stehe im Begriff ihn anzufeinden. Die Schreier machen der Menge die Meinung. Weiche ich ab, widerspreche ich, so ist es Hochmuth, Eigensinn. Die Wahrheitsliebe, die unerschütterliche Verehrung dessen, was ich für das Rechte erkenne, daran glaubt kein Mensch. Kehren die Schreier nach Jahren zu jener Meinung zurück, die ich vertheidigte, so haben sie längst vergessen, daß sie ihretwegen mit mir stritten. Es scheint mir Naturgesetz: man soll nur mit sich und seinen Freunden leben. Jene Zeiten, wo Wahrheit und Schönheit allgemeiner anerkannt wurden, sind die seltenen lichten Punkte. Haben Sie nicht schon recht viele Verehrer des Rafael und Sophokles gekannt, die mit den elendesten neuen Schmierereien oder halbsüßen Kindereien, sowie mit Hofmann und noch schlimmeren völlig einverstanden waren? Können Sie dergleichen unmöglich vereinigen, nun so zuckt man vornehm die Schultern; sie sind einseitig, mit der Zeit nicht fortgeschritten, ein universeller Sinn fehlt u. dgl. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 30. August 1829.

— — — Vorgestern gab man den „Götz" zu Goethe's Geburtstag recht brav, sonst ohne Prolog und Vivat, ganz kahl. Der König, sagen die Leute, liebe dergleichen nicht; ob er gleich an tausend Dinge nicht denkt, die sie ihm aufbinden um ihre Faulheit oder ihre Vorurtheile zu rechtfertigen.

Mein Bruder Karl schreibt mir: ich solle ja nicht zu viel an den „Hohenstaufen" ändern und sie dadurch verderben. Das fiel mir bei Goethe's Aenderungen des „Götz" ein. Adelheid und Weislingen werden gar zu geringe, und die pure Vortrefflichkeit, die dem Götz angekünstelt ist, droht immer loszubröckeln. Das Ganze hat eine ultraaristokratische Richtung für den Adel, und nie hätte Shakspeare den Kaiser und Luther und alles Große der Zeit so beiläufig über das Theater traben lassen. Selbst Götz wird auf diese Weise unverständlich und dreht sich wie in einem engen Seitenwirbel eines großen Stroms umher, während dieser Strom selbst und die bewegende Größe und Kraft eigentlich unsern Augen entzogen ist.

Am 16. d. M. feierte die Universität ihr zwanzigjähriges Stiftungsfest, wo einmal alle Fehde ein Ende hatte und Schleiermacher, Schmalz, Hegel u. s. w. sich zusammenfanden, sprachen und als ehrenwerth behandelten. Gewiß gut, daß Humanität die Grobheit austreibt, und verschiedene Ansichten und Richtungen nebeneinander sich entwickeln, gefördert und bekämpft werden, ohne des Anstandes zu vergessen, oder die Persönlichkeit übereilt zu verdammen.

Wie richtig sagen Sie in Ihrer Vorrede, daß z. B. leidenschaftliches Zanken über Vernunft und Mystik, Philosophie und Religion nur beweise, man habe die vernünftige Mitte nicht gefunden. Aber freilich ist diese Mitte nicht der todte Niederschlag zweier lebendigen Kräfte, die sich völlig gegeneinander aufgehoben haben und Null geworden sind. Dies kommt mir vor, als wenn einer behauptete, das Einathmen, der zweite, das Aushauchen sei das wahre ganze Leben, und der dritte gar das Nichteinathmen und Nichtaushauchen, dieser Indifferenzpunkt mancher neuern Lehre!

Ohne Mühe habe ich die Attiker, Spanier und sonst mannichfache Formen des Drama begriffen, aber immer von Shakspeare herkommend, an Ben Jonson keinen Geschmack

finden können. Es kam mir alles so gemacht, pedantisch, nüchtern vor; er gab mir nicht das, was ich für meine Person beim Dichter suche. Auch Spenser gefiel mir nur, solange ich seine sans foi, sans roi, sans loi vergaß; diese Art Allegorien sind nun einmal meine Antipathie. Sie sind nicht einmal ein Knochengerüst zur Poesie, viel weniger mehr.

Sie stellen die tragische Oper der romantischen gegenüber. Dieser Gegensatz scheint mir nicht ganz scharf und erschöpfend. Denn sowie es eine romantische Tragödie gibt, gibt es auch eine romantisch-tragische Oper. Beide stehen (gleichwie die romantische Komik) den mehr antiken Formen gegenüber. Daß wir nicht viel romantisch-tragische Opern haben, beweiset nichts gegen ihre Möglichkeit; die unerreichte „Armide" Gluck's kann für tausend gelten und ist nach Text, Inhalt, Behandlung mehr werth, als was jetzt romantisch heißt und nur eine zusammengewürfelte Rummelei ist, wo man nicht einmal disjecta membra poetae erkennen kann. An Ihren Einwurf, dem ich entgegensehe: „Armide" sei in gewissem Sinne keine romantische Oper, ließe sich viel anreihen, wobei ihr aber doch zuletzt unfehlbar mehr Eigenthümlichkeit und eigenes Leben bleibt, als — doch exempla sunt odiosa. — Und was ist denn „Don Juan", tragisch oder komisch, ist das Teufelholen Ernst oder Spaß, das letzte Chor nöthig oder wegzulassen? Ist „Oberon" eine romantische Oper, weil er durch die Luft fährt, oder komisch weil Fatime unmäßig lacht, oder tragisch weil Roschane in den Sack gesteckt wird. Der Held thut eigentlich gar nichts, als daß er sich der Kammerjungfern Roschane's erwehrt. Und doch wäre es romantischer für ihn, er griffe zu, und für sie, sie ließe den großen — — — (dies Costüm hat er hier) ungeschoren laufen. Doch ich gerathe in unnütz Geschwätz, und fürchte Zurechtweisungen! — — —

A. W. Schlegel an Raumer.

Bonn, den 17. August 1829.

Ich habe Sie tausendmal um Verzeihung zu bitten, mein verehrtester Herr und Freund, daß ich Ihre Abhandlung so lange behalten habe. Auf eine so interessante Mittheilung durfte die Erwiderung doch nicht ganz inhaltsleer ausfallen, und ich konnte nie die Zeit finden, meine Gedanken nur einigermaßen zu ordnen. Ich habe mittlerweile zwei Ausgaben indischer Werke in die Welt ausgehen lassen; wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, die lateinischen Vorreden dazu zu lesen, die Sie von Herrn Böckh oder Geheimrath Schulze haben können, so werden Sie mich entschuldigen. Seit vielen Jahren habe ich mich von der Kunstrichterei zurück in das Gebiet historischer und philologischer Forschung gezogen, und bin einheimischer in Asien als in Europa. Meine kritischen Schriften mußte ich denn doch sammeln, allein es hat kein Hahn darum gekräht. Meine Lorbern blühen nicht in Deutschland. Ueberhaupt machte ich niemals Anspruch darauf ein Theoretiker zu sein, et si, par ci par là, j'ai fait un peu de théorie, c'était à mon corps défendant et par la contagion de mes contemporains. — Aber ein Kritiker habe ich mich allerdings bemüht zu sein, und zwar ein praktischer und kosmopolitischer. Dies habe ich auch jetzt noch nicht ganz aufgegeben. Sollte ich jemals auf mein Buch über die dramatische Literatur zurückkommen, so werde ich gewiß Ihre Abhandlung sorgfältig vergleichen, um zu sehen, was ich anders zu bestimmen habe. Was die Poetik des Aristoteles betrifft, so will ich nur gestehen, daß Sie mich nicht sonderlich bekehrt haben. Wenn auch, wie Goethe oder Mephistopheles sagt, alle Theorie unvermeidlicherweise grau

ist, so finde ich doch diese gar fahl und aschgrau. Wegen des den Philosophen schuldigen Respectes, ziehen wir uns am besten aus dem Handel, wenn wir annehmen, es sei ein Bruchstück von einem schlechten Collegienheft. Sollte aber Aristoteles die edle und göttliche Poesie wirklich so tumultuarisch abgefertigt haben, so müssen wir uns damit trösten, daß auch andere hochberühmte Philosophen darüber wenig Ersprießliches, oder daß sie gar viel Verkehrtes zu Markte gebracht. Aus Spinoza's Schriften sollte man wol gar nicht argwöhnen, daß es etwas dergleichen, eine Poesie und Kunst in der Welt gäbe. Und ist es mit Leibniz viel anders? Kant hat in der Kritik der Urtheilskraft einige schöne Blicke gethan, hinter dem Rücken seiner Metaphysik. Wenn er sich aber näher an die Ausübung hineinwagt, so fällt es so aus, daß es einen Stein erbarmen möchte. Fichte hat mir oft in der Poesie Unterricht ertheilen wollen: ich hörte es geduldig an, weil es mir nicht geringe Unterhaltung gewährte. Die einzigen, mit denen ich mich verständigen konnte, waren mein Bruder Friedrich, als er noch ein Denker war, und Schelling.

Wenn aber auch die Alten in die philosophische Theorie der Poesie nicht tief eingedrungen sind, so haben sie eine gute Entschuldigung. Sie kannten ja nichts als die griechische Poesie, welche, wiewol sehr vorzüglich, doch nicht frei von nationalen Eigenheiten und Beschränkungen war. Sie glauben, Aristoteles würde den Werth der romantischen Dichter anerkannt haben, wenn er sie hätte lesen können. Dies muß ich bezweifeln. Man kennt ja die albernen Einbildungen der Griechen von dem durchgängigen Gegensatze zwischen Hellenen und Barbaren, und dem unermeßlichen Vorrange der ersten. Und gestehen Sie nur, in diesem Punkte war Aristoteles ein recht crasser und verstockter Grieche.

Die erste Grundlage einer philosophischen Theorie der

Poesie und der schönen Künste muß wie mich dünkt, der Beweis sein, daß die Anlage dazu und das Bedürfniß ein wesentlicher Bestandtheil der menschlichen Natur sei. Hierbei thun wir denn doch wol besser von der Thatsache auszugehen, als wenn wir uns bei der Philosophie Raths erholen.

Also ist die allgemeine Geschichte der Poesie und der Künste eine nothwendige Vorarbeit. Das, worin die verschiedensten Zeitalter und Völker in ihren Forderungen übereinstimmen, gehört zum Wesen der Sache, das übrige ist individuelle und vielleicht zufällige Ausbildung. Ich habe mich bemüht, hierzu meinen Beitrag zu liefern, indem ich das Genialische auch unter einer fremden Hülle, besonders das verkannte oder vergessene, ans Licht zu ziehen strebte; und es ist mir damit auch ziemlich gelungen. Da konnte es nun leicht begegnen, das ich in der ersten Freude des neuen Fundes etwas überschätzte. Es ist mir lieb, wenn mein Urtheil durch Freunde berichtigt wird, und ich danke Ihnen für die mich betreffende Anmerkung Seite 77.

Gegen Ihr strenges Urtheil über den „Amphitruo", besonders über den des Molière, den ich allerliebst finde, muß ich protestiren. — Ueberlassen wir es doch den Methodisten, an so guten Späßen Aergerniß zu nehmen.

Ich wiederhole meine Bitte, die lange verzögerte Zurücksendung und den geringen Gehalt dieses Briefes zu entschuldigen. Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich in recht freundschaftlichem Andenken. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung.

Raumer an Professor Löbell.

Berlin, den 7. December 1829.

— — — So machen es die ehemaligen Jakobiner; überall pure Tyrannei, erst unter der Firma, Freiheit und Republik, nun unter der Firma des Gesetzes und Königthums. In Dresden ging mir die Geduld aus, mit einem aufgeschossenen, jetzt in die Reihe der sogenannten Gutsbesitzer hineingerathenen, weitgereiseten Jünglinge. Er schimpfte auf die Gesetzgebung von 1810, klagte, daß er die Bauern nicht prügeln dürfe, wollte statt der Klassensteuer eine für alle gleiche Kopfsteuer u. s. w. Es war sehr leicht ihn wegen dieser Dummheiten in den Sand zu setzen. Vor 1810 hätte der Herr keinen Fuß breit adelichen Landes erwerben können, er müßte nach den alten Grundsätzen aus der Adelsversammlung herausgeworfen werden, er hätte damals als cantonpflichtig selbst die schönsten Prügel bekommen — und doch!! — Und es war ein sogenannter gebildeter, gereiseter Mann.

Nun zur Beantwortung Ihres Briefes: Studentenbeifall irrig genug, oft der Maßstab, wonach selbst das Ministerium den Werth eines Menschen abmißt. Muß jeder Student (wie in Königsberg) halbjährig ein Collegium bei der philosophischen Facultät hören; muß im Zeugniß Geschichte aufgeführt sein, bin ich ohne Mühe sogleich ein außerordentlicher Docent.

Umgang. Seien Sie nicht zu kiesätig, kiesetig. Ich war, das zeigen meine Briefe, darüber ehemals überstreng und verdrießlich. Bunter Wechsel meiner Lebensverhältnisse lehrte mich allmählich mit Leuten der verschiedensten Art, von Prinzen bis zu Bauern hinab, mich leicht bewegen und Sie glauben nicht, wie viel ich auf diesem Wege gelernt habe.

Jedes Instrument will auf seine Weise gespielt sein, sonst gibt es keine oder falsche Töne. Ganz Gleichartiges scheint zwar das Förderlichste, läßt aber oft auf derselben Stelle. Daß wir über manches verschieden dachten und urtheilten, von Hammelcoteletten aufwärts bis zu theologischen Systemen, war eben förderlich und hinderte daß die geistige Mühle nicht zum Stillstand kam, oder blos eintönig klapperte. — — —

Dorothea Tieck an Raumer.

Dresden, den 27. December 1829.

— — — Ihre Novelle „Marie" hatte mich im Frühling, als ich sie zum ersten male las, so erschüttert, daß ich einige Zeit geistig und körperlich wie vernichtet war. Wie das Werk aus Ihrem Innern, aus bittern Erfahrungen und Kämpfen hervorgegangen ist, so bei mir das Verständniß und lebhafte Interesse. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich über das kleine Werk, das in so engem Raum so unendlich vieles umfaßt, nachgedacht habe, wie es dazu beigetragen hat, mein Gemüth zu reifen, und mir über so manches, was noch dunkel in meiner Seele lag, ein Licht verbreitet. Wie dankbar ich Ihrer dabei gedenke, brauche ich Ihnen wol nicht erst zu sagen. Auch Ihre Meinung, daß man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen soll, bewährt sich von neuem dadurch, daß etwas Erfahrenes in solchem Grade auf andere wirken und ihnen nützlich sein kann. Ich schob das Lesen immer auf, weil ich mich scheute, jene Empfindungen, welche das erste Lesen mir erregt hatte, zu erneuern. Gestern entschloß ich mich endlich dazu, und las sie nicht mit jener schmerzlichen Spannung aber mit größerem Verständniß und Interesse.

Ich möchte Ihnen gern recht viel darüber sagen, und nicht sowol Aengstlichkeit als Ungeschicklichkeit hält mich davon ab. In den Wahlverwandtschaften ist der freie Wille ganz aufgehoben; hingegen scheint es mir, Sie wollen zeigen, wie unrecht die Menschen thun, wenn sie sich nicht genug auf diesen Willen, der sich natürlich auf höheren Beistand stützen muß, verlassen. Dadurch verfällt man in die Krankheit der Puritaner, die alles als gefährlich abweisen, was das Leben verschönern und die Seele erheben könnte. Dies gilt für Strenge gegen sich selbst, mir hat es aber immer die größte Weichlichkeit geschienen. Sollen wir eine Kraft, eine Empfindung aus unserer Seele ausrotten, weil es uns einigen Kampf kostet, die Schlacken herauszuschmelzen und die Empfindung so zu erziehen, daß sie nicht nur für dieses, sondern auch für ein ewiges Leben Früchte tragen kann? Mir scheint, wir thun uns selbst sehr zu nahe, wenn wir so wenige geringe Forderungen an uns machen; und mir scheint es nicht zu viel, wenn wir es wagen auch schon hier uns in unsern Empfindungen den Geistern anzureihen, die weder freien, noch sich freien lassen; muß doch jede Liebe, jede Freundschaft von dem unreinen Feuer sich frei machen, das alles in sich ziehen, alles selbstsüchtig verzehren möchte. Man muß sich gewiß nicht gleich irre machen lassen, wenn es in der Freundschaft Augenblicke gibt, in denen wir uns von einem zu leidenschaftlichen Gefühl hingerissen fühlen, wo man denn wol denkt, dies Gefühl überhaupt ist sündlich, dies ist aber nicht der Fall, sondern nur der irdische Stoff, der ihm noch anhängt, ist Sünde. Je mehr wir geben, ohne Lohn zu erwarten, je mehr uns an dem Gefühl an sich genügt, ohne es selbstsüchtig auf uns zu beziehen, desto einiger und reiner wird unser Gefühl, desto fester unser innerer Frieden werden, und selbst Erwiderung wird uns dann weit eher zu Theil werden, sodaß man wol jenen Spruch darauf beziehen kann: Suchet zuerst

das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit (das Reich Gottes nämlich, das durch die reine hingebende Liebe in euerem Herzen erblüht, und die Gerechtigkeit die nichts an sich reißen will) so wird auch das Uebrige dazu gegeben werden (die äußere Befriedigung, die der irdische geringere Theil in jeder Empfindung ist). Es kann uns dann wol das Herz zerreißen, wenn wir unsere Perlen einer Königin anbieten, und diese sie abweiset und sich lieber an unechten erfreut; aber erbittern kann es uns nicht, weder gegen diese Königin, noch gegen uns, noch gegen das Leben. Alles dies ist mir durch die Schmerzen und Kämpfe vieler Jahre geworden, und ich kann sagen, daß ich immer jünger mich fühle, je älter ich werde, und daß ich jetzt anfange zu hoffen, ich werde noch einst wie die Kinder, die in das Himmelreich eingehen können.

Verzeihen Sie, liebster Raumer, ich schwatze Ihnen wol zu viel vor und Sie werden am Ende aus meinen confusen Reden nicht einmal klug. In mir ist es klar und ich weiß recht gut was ich meine, aber mir fehlt die Gabe ganz diesen Gedanken eine Form zu geben, die sie auch andern deutlich machte. Dies nennen Sie immer mein Licht unter den Scheffel stellen. Nein, glauben Sie mir, es steht unter keinem Scheffel, es ist aber ein kleines, trübe brennendes Licht, mit dem ich wohl zufrieden bin, und das hell genug brennt damit ich meine Strümpfe dabei stricken kann, das aber wahrlich nicht gemacht ist, andern zu leuchten.

Raumer an Professor Löbell.

Berlin, den 30. Januar 1830.

Jetzt ist wieder ein Trödel im Gange, angeregt von Puritanern über das neue Gesangbuch. Sie könnten einem den Supernaturalismus, wie andern den Rationalismus verleiden. Mir kommen diese Parteien vor wie Leute, die sich streiten, ob die Vorderbeine oder Hinterbeine des Pferdes den Reiter tragen, als thäte dies nicht das eine ganze Pferd. Doch diese Vergleichung sans comparaison.

Noch mehr werden Sie sich über mein Lob Raupach's wundern. Sein „Heinrich VI." hat meine Erwartungen auf alle Weise übertroffen und während das ordinäre Publikum nicht recht weiß, was es mit dem Stücke anfangen soll, habe ich die vier ersten Acte mit höchstem Interesse gehört und gesehen und der fünfte, wo er die Vergiftung Heinrich's annimmt, ist leichter zu tadeln als besser zu machen. Es ist keine Frage, daß das Stück allen Tragödien voransteht, die er bisjetzt gedichtet hat, und wenn er auch kein Shakspeare ist, sollen wir uns doch freuen daß nicht blos pariser Hansnarren auf der Bühne umherhüpfen, sondern einmal ein deutscher Kaiser darüber hinwegschreitet.

Professor Raupach an Raumer.

Berlin, den 28. Januar 1830.

Wenn schon der Beifall eines jeden durch seine Bildung zum Kunstrichter Berufenen dem Dichter (erlauben Sie mir der Kürze wegen diesen Ausdruck) angenehm ist, wie viel

mehr muß es derjenige für mich sein, den Sie mir in Ihrer freundlichen Zuschrift von gestern so gütig zu erkennen gaben, da wol unter allen meinen jetzigen und etwa künftigen Zuhörern nicht einer sein dürfte, der mit dem von mir behandelten Stoffe so vertraut wäre wie Sie. Wir sind einander schon sehr früh in der Liebe zu den Hohenstaufen begegnet: denn schon im Jahre 18, wo ich zum ersten male die Geschichte des Mittelalters öffentlich vortrug, machte ich die ersten Entwürfe zu einer Reihe von Tragödien aus der Geschichte dieses Heldengeschlechts und seiner Vorgänger der Salier; weil ich schon damals den Glauben hegte, es sei das wünschenswertheste Ziel, ja recht eigentlich die Aufgabe des deutschen Dichters, Deutschland mit seiner Geschichte wieder zu vereinigen und zu versöhnen. Umstände hinderten mich in jener Zeit Hand ans Werk zu legen, gewiß zu meinem und der Sache Besten. Später, als die Zeit der jugendlichen Kühnheit, die sich vermessen an alles wagt, vorüber war, fand ich meine Kräfte immer unzulänglicher und unreifer, je mehr ich diesen welthistorischen Stoff betrachtete, der alle andern jemals von Dichtern behandelten überragt. Auf diese Weise hatte ich meine Idee so ziemlich aufgegeben, um so mehr, da es mir trotz aller Mühe nicht gelungen war, andere Dichter, z. B. Müller und Grillparzer, zu Mitarbeitern an diesem großen Werke zu gewinnen, als auf einmal in der neuesten Zeit sich mehrere Dichter dieses Stoffes bemeisterten, und ihn auf eine Art behandelten, die mich nicht durchaus befriedigte. Da erwachte meine alte Neigung wieder, und die Folge davon war der Versuch, den Sie mit so vieler Nachsicht beurtheilen. Ich habe mir erlaubt, dies alles hier anzuführen, um Ihnen zu zeigen, wie sehr unter diesen Umständen der Beifall des Kenners für mich im Werthe steigen muß. Schade nur, daß der strenge Stil, den meines Erachtens die wahrhaft historische Tragödie unerläßlich fordert,

dem Publikum nicht zuzusagen scheint, was eben nicht zur Fortsetzung ermuntert. Empfangen Sie nochmals meinen Dank für Ihre gütige Zuschrift und zugleich die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

Raumer an Tieck.

— — Neben dem Lesen ging allerdings das Schreiben her, und als Anhang zu der Auswahl aus meinem Verzeichniß gelesener Bücher, will ich Ihnen mittheilen, was ich seit 1818 schrieb:

1818. Die Geschichte Friedrich's II. bis 1239; das zweite Buch der Hohenstaufen, sowie die Vorlesungen über die alte Geschichte revidirt.

1819. Unglückliches Rectorat in Breslau, Störungen in Menge. Geschrieben die Geschichte Friedrich's II. bis 1245, die Abhandlungen über die italienischen Städte, Notizen über die Klöster zusammengestellt, mehrere Kapitel in den Vorlesungen über die alte Geschichte neu ausgearbeitet, z. B. Indier, Aegypter, Verfassung, Finanzen.

1820. Die Hohenstaufen weiter ausgearbeitet bis zum Anfange des letzten Hauptstücks im achten Buche. — Letzte Revision der Vorlesungen über die alte Geschichte. — Fast in jedem Jahre einige Recensionen geschrieben für die „Wiener Jahrbücher" u. s. w.

1821. Die Hohenstaufen ganz revidirt und die Ausarbeitung fortgesetzt.

1822. Desgleichen, besonders Band V u. VI. — Rede zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier des Königs. — Recensionen.

1823. Band VI beendet, zwei Bände gedruckt.
1824. Die neuere Geschichte Band I bis zum Tode Karl's V. geschrieben.
1825. Neuere Geschichte bis zum Tode Heinrich's IV. — Abhandlung über die Begriffe von Recht, Staat und Politik. — Anzeigen fürs „Conversationsblatt".
1826. Geschichte der Königin Elisabeth, der Niederlande bis 1618. — Ueber Familie und Ehe zu meinem Staatsrecht u. s. w.
1827. Geschichte Deutschlands von Karl V. bis zum Tode Gustav Adolf's. — Pariser Briefe, Abhandlung über die Gesetze der Stadt Pisa. — Abhandlungen über die Städteordnung.
1828. Abhandlung über Aristoteles' „Poetik". — Geschichte vom Tode Gustav Adolf's bis zum westfälischen Frieden und vom Tode Heinrich's IV. bis zum Tode Ludwig's XIII.

In jedem Jahre kleine Beiträge für das „Conversationsblatt".

Tieck an Raumer.

Dresden, den 3. Februar 1830.

— — — Weh thut mir —s Darstellung von Schlegel. Also einem Gelehrten lassen wir Schmuz, Cynismus, Taback, Faulheit, Eigensinn, Grobheit, Unwitz und Ungeselligkeit, wenn er sonst nur tüchtig ist, gern hingehen: wenn aber ein ausgezeichneter Mann einmal (aus Haß gegen die Steife der meisten deutschen Gelehrten) den Chevalier etwas spielt, da verdammen wir ihn! Schlegel ist auf seine Ringe um nichts eitler, wie ich auf manche meiner Bücher. Der Mensch ist

dabei so kindlich und wohlwollend, daß ich dies und manches gern übersehe, wenn ich es auch nicht loben kann. — — verdirbt sich dadurch den geistreichen Umgang und Witz dieses meines alten Freundes. Wie heißt's im Tasso: seiner Freunde schonend sich erfreun? so ungefähr. Das muß mit allen, Bruder, Schwester, Geliebten geschehen, sonst verfahren wir barbarisch.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 15. Februar 1830.

— — — Die historische Kritik, wie die ganze Geschichtschreibung, ist ja etwas Persönliches, ein Talent, eine Gabe Gottes, die sich durch Regeln so wenig allein beibringen läßt, als ich aus Gottsched's und Hübner's Dichtkunst alle Leute zu Poeten erziehen kann. Auch richtet sie sich nicht blos auf Mauerverband, Abputz und Zierath, sondern der Gedanke und Entwurf des ganzen Baues, ist Geschäft des Meisters und kommt von ihm. Wenn ich ein Ereigniß auf einen falschen Tag versetze, die Zahl der Lebendigen und Todten in einer Schlacht irrig angebe; man soll prüfen, berichtigen, bessern, aber dadurch wird kein Geschichtschreiber groß oder klein. Wie würde es sonst dem armen Herodot oder Livius ergehen müssen.

Ich kann mich mit dem Gedanken nicht vertragen, daß es einen gewissen gleichartigen guten Stil für alle Theile der Geschichte gebe. Bei weltgeschichtlichen Uebersichten, die das Individuelle in den Hintergrund stellen müssen, gibt es allerdings einen gleichgetragenen mittleren Stil, seit Diodor bis — —; wie aber könnten Herodot und Thucydides nach einem

Maßstab gemessen, wie könnten die persischen und der peloponnesische Krieg in demselben Tone angestimmt werden?

Mit dem, was Sie über Schlegel schreiben, bin ich ganz einverstanden, und habe — im wesentlichen schon dasselbe geschrieben. Ich würde mich mit Schlegel gewiß sehr gut vertragen. Vor einem unbedingten Maßstabe besteht niemand, darum ist's eben kein echter Maßstab. Unter Freunden und geistreichen Leuten ist vierzehn und sechzehn auch eine Mandel, der Rechenmeister und die Hökerfrau sagen dagegen, nur funfzehn ist die rechte Zahl.

Raumer an Dorothea Tieck.

Berlin, den 25. Februar 1830.

— — — Warum das Nächste nicht ergreifen und sich an dem dargebotenen Reichthum begnügen? Warum nach Briefen der Königin Christine und Katharina umherkutschiren und am Ende eine langweilige Memorie für gelangweilte Akademiker daraus zusammenschmieren, anstatt zu den lebendigen Königinnen nach Dresden zu reisen und ganz andere Offenbarungen zu holen. — Der Beruf erfordert jene Forschungen, das habe ich mir erwiesen und kann es noch nicht leugnen; beim Mangel schriftstellerischer Eitelkeit, ja schriftstellerischen Selbstvertrauens, scheint mir aber bisweilen das Bücherschreiben wie eine Last, die ich mir dummerweise aufgelegt habe und wol abschütteln könnte oder sollte.

Mit den Puritanern, diesen Stoikern des Christenthums, die alle Weisheit in das Versagen, Verneinen, Absperren und Einschnüren setzen, kann ich meiner Natur nach nicht übereinstimmen, obgleich ich die Möglichkeit dieser Richtung begreife

und ihr als Gegengift, wieder entgegengesetzte Extreme, selbst einen Werth zugestehe. Wo sie aber herrscht, wird die freudige Botschaft des Christenthums eine sehr verdrießliche.

Professor Hermann an Raumer.

Leipzig, den 9. April 1830.

Erst jetzt, verehrtester Herr Professor, haben mir meine überhäuften Arbeiten erlaubt, Ihre Abhandlung über die „Poetik" des Aristoteles zu lesen. Daher kommt es, daß ich Ihnen so spät meinen Dank für diese Schrift sage, die so reich an ausführlichen Erörterungen und treffenden Bemerkungen ist. Erlauben Sie mir, mit wenig Worten einige Punkte zu berühren, in denen ich eine etwas abweichende Meinung hege.

Die Worte ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις können keinen andern Sinn haben, als daß die verschiedenen Gattungen der anmuthigen Rede, d. i. metrische blos gesprochene Rede und Gesang, jede besonders in den einzelnen Theilen der Tragödie, den Dialogen, den anapästischen Reden des Chors, den Threnen und ἀπὸ σκηνῆς und den Chorgesängen gebraucht werden.

Ueber die κάθαρσις τῶν παθημάτων ist meine Ansicht kürzlich diese: Die Furcht des bevorstehenden Unglücks erregt ein pathetisches Interesse, sie muß aber den Unschuldigen betreffen, weil sie sonst aufhören würde Furcht zu sein. Dadurch entsteht Mitleid, welches auf die moralische Kraft hinweist, das unverdiente Unglück standhaft zu erdulden: Diese Empfindungen erwecken das Gefühl der moralischen Kraft und der unbesiegbaren Freiheit, und dadurch reinigen sie das Ge-

müth von der Uebermacht der Leidenschaften, und man kommt von der Aufführung einer Tragödie gestärkt und über das Schicksal erhaben zurück.

Soll der Komödie eine κάθαρσις zugeschrieben werden, so ist sie nicht eine Reinigung der Leidenschaften, sondern von Vorurtheilen und geht blos den Verstand, nicht das Gemüth an. Das würde vielleicht Aristoteles gesagt haben, wenn er die Natur des Lächerlichen ganz erkannt hätte. Denn ästhetisch kann das eigentliche Lustspiel mit der Tragödie nicht unter einen gemeinsamen Begriff gebracht werden, indem es dazu kein fundamentum dividendi gibt.

Daß Plato den Begriff der Nachahmung niedriger gefaßt habe, als Aristoteles, scheint mir noch streitig. Die Alten setzten überhaupt das Wesen der schönen Künste in Nachahmung. Was sie damit gemeint haben, glaube ich, läßt sich nur so ausmitteln, wie überhaupt ihre Philosopheme zu betrachten sind, daß der Punkt bestimmt werde, von wo aus sie den nicht scharf genug bestimmten Begriff bald zu weit, bald zu eng nehmen.

Bei der Frage über das Verhältniß der Tragödie zur Sittlichkeit scheint es mir darauf anzukommen, daß überhaupt die Grenzen bestimmt werden, wie das Unmoralische Gegenstand der schönen Kunst sein könne, denn das geht gleichmäßig auch die bildende Kunst an, die, inwiefern sie nicht blos inhaltlose Figuren, sondern wirkliche Gegenstände darstellt, nicht nur der Poesie ähnlich, sondern wirklich selbst Poesie ist. Das Christenthum hat dabei, wie Sie mit Recht urtheilen, keine andere Stimme, als jede Religion. Gut und nöthig war es, daß Sie das sagten, da jetzt eine Art von Hyperchristen wieder Nacht machen will, und wenn es auf den ἰατρόμαντις Heinroth, der übrigens ein Jugendfreund von mir ist, ankäme, das Christenthum sogar officinell werden würde.

Bei dem, was Sie über das Verhältniß des Aristoteles

zur romantischen Dichtkunst sagen, bin ich über den Begriff derselben in Ungewißheit. Sollte, was wir romantisch nennen, nicht für die Griechen ihre ganze Tragödie und die meisten ihrer alten Epopöen gewesen sein? Der Begriff scheint mir ein relativer gewesen zu sein, sowie der des Modernen. Auch die Alten hatten ihr Modernes, uns aber scheint es antik.

Mögen diese Zeilen Ihnen zeigen, daß ich Ihre Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen habe. Ich wiederhole meinen aufrichtigsten Dank und empfehle mich mit Hochachtung und Ergebenheit Ihrem fernern Wohlwollen.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 6. Juni 1830.

Ich habe Barante's „Geschichte von Burgund" ganz (24 Theile) und aufmerksam gelesen, und halte es für ein ganz mittelmäßiges verfehltes Werk, um nicht schlechtes zu sagen, und setze mich der Gefahr aus, auch bei Ihnen anzustoßen. Ich kann mit Wahrheit sagen, ich habe gar nichts daraus gelernt, und sogar hätte ich Zusätze machen mögen, wichtige Sachen, die völlig fehlen. Dabei der affectirte Stil der alten Chronik! Und nun höre ich und lese an so vielen Orten, dies sei ein ganz neues Geschichtswerk, mache eine neue Epoche u. dgl. Ich bin nicht mehr so jung, daß ich mich völlig irren, und diese meine Ueberzeugung ändern könnte. — Sehe ich diese Milde gegen Befreundete und Bekannte bei Ihnen, so muß ich mir ja sagen, daß Sie auch mir zu viel Gutes zuschreiben, der ich mehr, der ich Ihr wahrer Freund bin. — Wie viel schlechter ich!

Immer mistrauischer, härter, krittelnder gegen meine Freunde! Oft wol das Unmögliche verlangend. Daran thun Sie mir unrecht, wenn Sie glauben, ich sei parteiisch für Sie. Goethe sagte mir so oft ein großes Wort: Nur wer mich liebt, soll mich tadeln. So halte ich es mit Goethe, Solger und Ihnen, und das hat Steffens an mir so misverstanden.

Raumer an Tieck.

Paris, den 15. Juni 1830.

— — — Sie sagen: meine Geschichte Europas müsse meinen Ruhm noch mehr gründen, als die erste; ganz recht gründen, weil er noch gar nicht da ist. Warum nehmen Sie aber nicht das Natürlichere an, daß es mir ergehen werde wie Vitet und Mérimée, die sich nach Ihrer Meinung nicht auf der ersten Höhe erhalten haben. Sie und Löbell quälen sich ohne Noth mir in die Reihe der ersten Geschichtschreiber aus Freundschaft hinaufzuhelfen (nur Sie nicht durch Recensionen), aber ich purzele immer wieder herunter; ohne Schaden: denn komme ich auch nicht auf Beinen zu stehen, die wie ein Koloß die enge Welt beschreiten, dann doch auf meine Raumer'schen Beine, die für mich gerade hinreichen, und mich tragen werden, mag die Welt mich für ein Meerwunder oder für einen Esel halten. Zeit und Kraft (das meine ich) reichen nicht hin um den zweiten großen Plan durchzuführen; diese Ueberzeugung macht mich indeß nicht lässig; sondern ich arbeite täglich und unermüdet darauf los, solange Leib und Augen es ertragen. Das ist meine Natur und Pflicht, und ich werde dabei heiter und gutes Muths verharren, bin und bleibe ich auch nur ein Lilliput unter den Historikern.

H— an Raumer.

Den 18. November 1830.

— — Manche suchen den jetzigen Geist der Unruhen, Unzufriedenheit, der Empörung, der Rebellion zu sehr und fast ganz allein in den Mängeln, Fehlern, Schlechtigkeiten, Schandthaten der Regierungen. Dem kann ich in dem Maße nicht beistimmen. — Dieser Geist hat seine Wurzel ebenso sehr in dem Herzen der Menschen überhaupt, unabhängig von dem wer regiert und wie regiert wird, und wie dieser Geist jetzt einmal ist, so mag ein Engel vom Himmel kommen, er wird ihnen nicht genügen, eher möchte sie der Teufel zufrieden stellen, der sie mit glänzenden Thaten blendet und mit eiserner Gewalt zertritt. Ist es Pflicht, diese Mängel u. s. w. der Regierungen ins rechte Licht zu stellen, damit sie erkannt, verabscheut und verbessert werden; so ist es jetzt noch viel größere Pflicht, den Menschen und den Völkern die ungeheuern heillosen Verirrungen und Frevel vor Augen zu halten, und wer das erste nur einseitig thäte, legte ein schweres Gewicht in die schon sinkende Schale.

Die Treue löset sich jetzt in spitzfindige Auslegung aller Pflichten auf; die Feigheit der höhern Stände schickt den Pöbel voran, um die Kohlen aus dem Feuer zu holen und dann triumphirend die eingebildeten Weltverbesserungen einzuführen, und es kommt ihnen ganz unerwartet, daß das Gesindel sich nachher auch über die gnädigen Gönner hermacht. — Niemand ist mit dem Stande, den ihm Gott auf Erden verliehen, zufrieden; ein ungebändigtes, auf nichts begründetes Streben nach oben, nach Genuß und Wohlleben ohne Anstrengung erzeugt allgemeinen Neid. — Das Fortschreiten zum Bessern von seiten der Regierung wird nicht

anerkannt oder absichtlich verkannt; erhaltene Wohlthaten werden vergessen; jeder will haben, niemand will geben. — Zu allem diesen ist freilich immer in der Welt der Keim gewesen, er tritt aber jetzt anmaßender und ungescheuter hervor.

— — Ferner wünsche ich, daß Du alle Ausdrücke vermeidest, die auch nur entfernt dahin deuteten, Du gehörtest zu einer Partei, gleichviel welcher, es verdirbt dies die Wirkung und benimmt den Worten die Kraft und das Vertrauen. Z. B. will ich „das Junkerthum“ anführen. Die Ausartung, die dieses Wort andeuten soll, kann kein Vernünftiger in Schutz nehmen, aber die Neigung frühere Vorrechte zu behaupten, ist wenigstens ebenso verzeihlich als die, neue Vorrechte zu erwerben. — Scharfer Spott bessert und belehrt nicht, und ist hier um so weniger nöthig, als er nicht den siegenden, sondern unterliegenden Theil betrifft. Was ich von Dir dargestellt zu sehen wünsche, mit allem Talent, mit aller Kraft des Geistes und des Gemüths, die Dir zu Gebote steht, und die durch die Größe des Gegenstandes und die Wichtigkeit des Zeitpunkts noch erhöht wird, ist: das Heil des Friedens und des Völkerverkehrs, der über engherzigen Eigennutz erhaben ist.

Das Heil eines treuen engen Verbandes des Deutschen, zur Wohlfahrt des Vaterlandes, zum Schutz und Trutz.

Das Heil eines gesetzlichen Schutzes gegen Frevel einzelner Herrscher, damit sie nicht Veranlassung und Beschönigung der Ruchlosigkeit des Pöbels werden.

Das Heil einer mäßigen Theilnahme der Völker am Regieren durch Landstände.

Das Heil der gegenseitigen Treue und Liebe zwischen Fürsten und Volk.

Darüber wünsche ich und andere ein Wort der Belehrung, des Trostes und der Liebe zu hören.

H— an Raumer.

Hierzulande gibt es wie fast überall drei wohl zu unterscheidende politische Parteien.

1) Der Pöbel, das Gesindel sieht die Zeit als eine gute Gelegenheit an, seinen Zustand zu verbessern, will weniger arbeiten und mehr Genuß, ist Feind aller übrigen, und begeht jeglichen Frevel, sobald die Furcht ihn nicht im Zaume hält.

2) Die Neuerer unter dem Mittelstand tadeln alles, wissen alles besser; erkennen das Gute nicht, und dabei fehlt es ihnen an Einsicht, an Fähigkeit, Besonnenheit und an edler Selbstverleugnung ihres Interesses. Was sie von andern mit Ungestüm fordern, das kömmt ihnen, sobald es ihre Person betrifft, gar nicht in den Sinn und dünkt ihnen eine Beschränkung ihrer Freiheit und ihrer Rechte.

3) Die Regierenden legen den Hemmschuh auf gleichen Wegen an, aus Furcht vor steilen Abhängen. Wer irgendeinen Wirkungskreis von einiger Bedeutung hat, hat auch mit allen dreien zu kämpfen. Den ersten muß man in nützlicher Thätigkeit und in Schranken erhalten; den zweiten wäre zu wünschen, sie erhielten in angemessenen Kreisen Gelegenheit ihre Weisheit zu prüfen und die Schwierigkeit des Regierens zu erkennen. Den dritten ist die Ueberzeugung zu verschaffen, daß man auf diese Weise nicht mehr fortkommt, sondern nur eine Krisis veranlaßt, deren unheilbringende Folgen nicht immer zu berechnen sind. — Nun genug hiervon, man wird selbst ohne es zu wollen in dergleichen Betrachtungen fortgerissen.

Professor Leo an Raumer.

Halle, den 1. Januar 1831.

— — Ich bin durch den Umstand, daß zu gleicher Zeit an meinem letzten Band italienischer und an meinem ersten niederländischer Geschichten gedruckt wird, in der That in einem sehr großen Gedränge, was um so größer dadurch wird, daß ich mich seit anderthalb Jahren mehr und mehr politischen Studien hingegeben habe, die allmählich bei mir Hauptinteresse werden zu wollen und die historischen in das Gebiet der Hülfsstudien zu drängen scheinen. Der Haß gegen die atomistischen, modern-liberalen Richtungen der Politik, die Freude an einer dahingeschwundenen Zeit, wo sich das Bauer- und Bürgerleben wie das Leben des Adels, der Kirche und der Universitäten, jedes nach seinem natürlichen Princip organisch entwickelte, wo das politische Gesammtleben einer Nation nur als Resultat dieses organischen Lebens der einzelnen Kreise und noch nicht in der ebenso prosaischen als übermüthigen Thätigkeit einer Hierarchie von Staatsbeamten beschlossen war, — dies sind die Interessen, deren wissenschaftliche Verfolgung mich erquicken und mir bei mancher anderweitigen trockenen Untersuchung und ungeduldig machenden Arbeit, Muth und Frische erhalten. Ich werde nächsten Sommer, wenn das Ministerium nichts dawider hat, eine Vorlesung halten, die mir hoffentlich später zum Hauptwerke meines Lebens erwächst und welcher ich den Titel gebe: die Naturlehre des Staats. Da meine politischen Ansichten der Hauptsache nach in meinen Aufsätzen in den „Berliner Jahrbüchern" ausgesprochen sind und bisher nicht die mindeste Hinderung erfahren haben, hoffe ich, das Ministerium wird mir bei meiner Absicht nichts in den Weg legen.

Ich will mit alledem nun aber keineswegs ausgesprochen haben, daß ich mich später vom historischen Studium abzuwenden gedächte, vielmehr ist fürs erste durch unternommene Arbeiten mancher Art, die zu Ende geführt werden müssen, gesorgt, daß dies nicht geschehe, und selbst wenn sie zu Ende geführt sind, hat mein politisches Studium bis in das geringste Detail eine so innige Beziehung zur Historie, daß ich dieser höchstens als Schriftsteller untreu werde.

Von Frankreich und England aus tönt alles jetzt, mit sehr geringen Ausnahmen, in modern-liberaler Weise, und was von daher kommt, findet Anklang bei uns, bei dem platten Volk aller Stände, und diese, sich mit ihrer geistlosen, öden, numerischen Fabrikanten- und Bankiersansicht blähende Welt ist es, die in mir allerdings einen Fanatismus hervorbringt. Es mag sein, daß diese Regung in mir dem alten Adam angehört, aber sie läßt sich nicht bannen, weder mit trockenem Raisonnement noch (was bei mir gar nicht verfängt) von der Seite des Mitgefühls; — ich sehe immer die herrliche, mannichfaltige, reiche Welt, die da war und daneben die Spitzbuben, die sie mit ihrer schlechten Pöbelphilosophie gestohlen haben, — ich sehe die Reste dieses natürlichen guten Staatslebens, die noch rettbaren Trümmer und sehe die ausgestreckten gierigen Hände des platten Gesindels, was einen Stein nach dem andern abbrechen und am Ende ein lineairisches Haus ohne malerischen Anblick, ohne Bequemlichkeit für verschiedenartige Hausgenossen, ohne wohnliche anheimelnde Räume erbauen will. Was ich Ihnen jetzt für das „Historische Taschenbuch" bieten könnte, würde doch nur nach der einen oder andern Seite das Gepräge dieses politischen Grimmes in mir tragen; auch bin ich durch andere Arbeiten so bedrängt in meiner Zeit, daß die Behaglichkeit, die bei anschaulichen Darstellungen die Arbeit begleiten muß, die fröhliche Heiterkeit, die objective Haltung der Farben, einem Aufsatze von mir ganz abgehen

würden. In diesen Tagen ist mir von einem Buchhändler der Antrag gemacht worden, ein Journal zu redigiren, ein politisches Wochenblatt, in der Richtung der entschiedensten Opposition gegen die Staatslehre, die von Frankreich ausgeht: ich habe aus Gewissenhaftigket dem Mann vorgestellt, wie viel er dabei an Geld auf das Spiel setze und ihn dadurch wieder wankend gemacht; glaubt er aber am Ende doch auf seine Rechnung kommen zu können und bringt mir die Offerte zum zweiten male, so greife ich mit Herzenslust zu und raufe mich mit den liberalen Leuten herum, solange Klingen und Fäuste halten wollen. Meine Haut trage ich gern zu Markte. — —

Raumer an den König von Preußen.

Berlin, den 1. Januar 1831.

Bei keinem von mir herausgegebenen Werke bin ich so in Zweifel gewesen, ob ich es Ew. Majestät überreichen solle als bei den anliegenden Briefen aus Paris. Sie betreffen nicht die Resultate meiner historischen Untersuchungen über die Vergangenheit, sondern handeln lediglich von der Gegenwart und enthalten gar mancherlei unbedeutende, leicht hingeworfene einseitige Aeußerungen, welche Freunde zu deuten wissen und gewöhnliche Leser rügend berichtigen, — die aber nicht würdig sind einem Könige vorgelegt zu werden. Andererseits verdanke ich Ew. Majestät die Möglichkeit jene Briefe zu schreiben. Ihr Zurückbehalten würde also entweder den Schein der Undankbarkeit auf mich laden oder die Vermuthung erwecken können, sie wären in einem wesentlich verkehrten, für einen treuen Unterthan Ew. Majestät verdammlichen Sinne geschrieben. — Wenn ich in Darlegung und Beurtheilung einer

so sturmbewegten Zeit (trotz alles Strebens nach Wahrheit und Unparteilichkeit) in vielem Einzelnen irrte, so werden Ew. Majestät nach Ihrer bekannten Milde diese menschliche Schwäche mit der dem Ganzen zu Grunde liegenden Gesinnung entschuldigen. Diese Gesinnung ließ es mir als eine Art Pflicht erscheinen, das Gute wie die Mängel jeder Partei anzudeuten. Denn nach dem alten Sprichworte liegt die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte und Ew. Majestät (welche sich dadurch vor so vielen Königen auszeichnen, daß Sie über allen Parteien stehen und jeder Gerechtigkeit widerfahren lassen) geben ein Muster, das jeder sich auch im kleinsten Kreise vorstecken kann und soll, wenn er auch weit hinter demselben zurückbleibt.

Mit unbegrenzter Verehrung und Dankbarkeit — —

Raumer an den König von Baiern.

Ich würde es nicht wagen Ew. Majestät die anliegenden zwei Bändchen Briefe zu überreichen, wenn es mir nicht als eine Art von Pflicht erschiene. Sie haben das ungemeine Vertrauen in mich gesetzt, Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen Vorlesungen über die neue Geschichte zu halten; eine Aufgabe die an sich sehr schwer ist und in diesem Fall mir in Wahrheit große Verantwortlichkeit auflegt. Nun habe ich zwar meine geschichtlichen und politischen Ansichten nie verhehlt; allein die neuesten Begebenheiten schieben alles so auf eine Spitze hinauf, daß es unmöglich wird allen zu gefallen, und es eine Pflicht ist nicht wenigen zu widersprechen.

Ob ich in jenen Briefen, im ganzen und großen den richtigen Mittelweg aufgefunden habe, kann ich nicht beurtheilen; wohl aber liegt mir ob, mich Ew. Majestät zu zeigen wie ich

bin, damit Sie entscheiden können, ob es angemessen sei, daß ich in solchem Sinne zu Ihrem Sohne spreche. Der strengsten Wahrheit gemäß muß ich bezeugen, daß seine Theilnahme, Aufmerksamkeit und Gesinnung mir des größten Lobes werth erscheinen und er sich in dieser Beziehung nicht blos vor manchen Prinzen, sondern selbst vor sehr vielen Jünglingen geringeren Standes auszeichnet.

Die Augen aller Gutgesinnten in Norddeutschland sind jetzt auf Ew. Majestät gerichtet. Sie leben alle der festen tröstlichen Ueberzeugung, die edle Begeisterung, welche Kopf und Herz des Jünglings füllte, werde mit königlicher Manneskraft verstärkt, Deutschland aus den Gefahren erretten, die es von neuem zu bedrohen scheinen. Verführende Schmeichelreden zweizüngiger Diplomaten, sowie Geschenke bringende Danaer, können auf den König keinen Eindruck machen, der einen deutschen Ehrentempel gründete und in der deutschen Geschichte Ehrenstellen und Lorberkränze mehrfacher Art erworben hat und erwerben will. Welch Verderben, welche Schmach kam über Deutschland, welcher jammervollen Zukunft gingen wir entgegen, wenn Baiern und Preußen (die nur in unzertrennlicher Einheit Deutschland auf ihren Flügelschwingen emporhalten können) sich in Zeiten der Noth aus geringhaltigen verdammlichen Rücksichten jemals verlassen könnten! Gottlob, das ist unmöglich!

Mit diesem unerschütterlichen Vertrauen ersterbe ich — —

Tieck an Raumer.

— — — Wer es erlebt hat in Gefühlen der Andacht in der Natur oder Idee, oder im Verständniß eines Kunst-

werks die Ewigkeit und das ganze Unermeßliche unseres Geistes, indem wir auf einen Augenblick im Anschauen ganz vergehen, zu erleben, der weiß, daß der Geist unvergänglich ist, und es fragt sich einem solchen nur, unter welchen Bedingungen das Leben ein Leben sein wird, mit welchen Hemmungen, die die Freiheit schaffen, und ob die Gnadenwahl wieder auf ähnliche Weise eintreten wird. Auf diesen Punkt kommt meine Imagination oft zurück. So viele Menschen wissen ihres Jammers und der Anklage kein Ende, und ich weiß in Dankbarkeit gegen Gott keine Ausdrücke zu finden über so unermeßliches Glück, dessen er mich gewürdigt hat. Von diesen Aeltern gerade geboren zu sein, in dieser Zeit, in Deutschland, in Berlin, so fern vom wüsten Asien und Afrika, unberührt von jenen finstern Zuständen der Sklaverei und des Aberglaubens, der Unwissenheit und so vielem menschlichen Elend; daß der Himmel mir diese Fähigkeiten und Einsichten gönnte, davon ich mich, ohne hochmüthig zu sein, bei jedem guten Buch, bei jedem trefflichen Menschen bewußt werde. Daß mein Gedächtniß und mein Erinnern die Bilder und Vorstellungen festhalten kann, daß meine innere Jugend eher zuals abnimmt, daß ich so vielen herrlichen Menschen, wie auch Ihnen, befreundet war — und daß doch weder Andacht, noch Idee, noch Kunstverständniß ohne Gnade, ohne jene unmittelbare Vereinigung mit dem Göttlichen, zu der mein Ich nichts thun kann, in mir aufgeht und daß ich doch täglich so in verschiedener Gestaltung die Ewigkeit in dem Unnennbaren in meinem Innern fühle. — Wodurch habe ich es verdient, daß die Gnade mich so vor Tausenden, vor Millionen ausgewählt hat? Dies Geheimniß bleibt unerforschlich. — Der also, der so viel für mich, so unwidersprechlich gethan hat, wird mich nicht fallen lassen, wenn ich seine Gnade nicht sündlich misbrauche. Das Innerste, der Geist dessen, was ich gedacht, gearbeitet, geschaut, jede Begeisterung und Entzückung folgt

mir nach, oder vielmehr ich finde sie da wieder, von wo sie mir auf Augenblicke in meine Seele herabstieg. — Wie mein Umgang mit diesem Himmlischen sein wird? Welche Unnatur- oder Uebernaturgesetze ihm dann entgegentreten werden? — Ich weiß nicht. Aber ich weiß, ich habe schon hier mit Unsterblichen und Göttern Umgang gepflogen, sie haben mir gesagt, daß ich ihnen ebenbürtig bin, und diese Engel werden mich künftig in keiner Gesellschaft verleugnen. — Herzlichen Gruß und Umarmung.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 18. September 1831.

— — — Ist das Wesen und Kern der Religion, was diese Ultras dafür ausgeben, so existirt sie für mich nicht, ist mir nicht mehr Princip des Lebens, sondern das fünfte Rad am Wagen. Diese verkümmerte Sorte von Theologie und Philosophie führt denn auch in die Religion des Glaubens, die Sie in Ihrem letzten Briefe abweisen. Indem Sie nicht in diesem Sande mühselig fortschreiten wollten, erheben Sie Ihren Flug bis zu prophetischem Schauen und einer eigentlichen Offenbarung, die da höher ist als aller Menschen Vernunft. Wer in der Sonne lebt, steckt zur Erleuchtung keine Lampe an. Aber gerade dies Lämpchen heißt so vielen allein Religion, Theologie, Philosophie. Die Ansicht von positiver Gnadenwahl, welche Sie aussprechen, führt zu Frömmigkeit, Demuth, Dankbarkeit; wenn aber jener Begriff nur negativ und beschränkt aufgefaßt wird, um Gott als einen eigensinnigen Tyrannen darzustellen, so kann ich mich damit nicht befreunden.

Den bloßen Argumentationen des Verstandes bleibt die Zukunft caliginosa nox, und der Kantische Versuch, welcher behufs einer moralischen Ausgleichung die ganze Ewigkeit in Anspruch nimmt, hatte für mich von jeher nichts Ansprechendes, weil ich nach meinem Gefühl schon unendlich viel Gutes in der kurzen Zeitlichkeit erhielt, die ganze Zukunft also nur bezweckt hätte, mir zur Herstellung des Gleichgewichts Böses zuzufügen. So wird den meisten die Ewigkeit der Hölle oder des Himmelreichs nur zu einer leeren Abstraction, welche in diesem Leben fast so oft stört als fördert.

Andererseits muß man billig sein: der Mensch treibt so viel Unnützes; warum soll er Vergangenheit, zeitliches Leben und Zukunft nicht von allen nur irgendmöglichen Standpunkten betrachten? Nicht physiologische, psychologische, dogmatische, skeptische Versuche darüber anstellen, den Irrthum allmählich ausscheiden, sich auf eine größere Höhe des Ueberblicks hinaufarbeiten. Nur zu oft ist freilich Eitelkeit mit im Spiele, oder man hält Schwebeln und Nebeln für echte Offenbarung. Leute, die sich Atheisten nannten, besaßen wol nur sehr selten die Geisteskraft sich dies Wort irgend zu verdeutlichen, und viele unserer Ueberchristen, welche den Mangel der Glaubenskraft an andern bitter tadeln, haben ihr Haupt wie der Vogel Strauß nur in einen Busch gesteckt, und meinen der rechte Glaube gehe an, wenn man die Augen zumache. Jeder Tag hat nicht nur seine eigene Plage, sondern auch seine eigene Freude; und redliches Arbeiten in seinem Beruf hält ab, sich in eine Taucherglocke oder einen Luftball zu setzen.

Professor Löbell an Raumer.

Bonn, den 18. Februar 1831.

— — Sich durch abweichende Urtheile oder Tadel irre machen zu lassen, sind Sie der Mann nicht, und es wird auch keinen sonderlichen Eindruck auf Sie machen, wenn ich Ihnen sage, daß Schlegel Ihre Aufsätze platt findet und nennt. Noch nie ist mir weder unter Todten noch unter Lebendigen ein Mann vorgekommen, der bei eminentem Talent auf einem geschichtlichen Felde, in der Politik (in welchem Sinne Sie dieses Wort aufnehmen wollen) so durchaus bornirt und jammervoll verkehrt wäre, wie dieser mit Hochmuth herablassende, mit Adelstolz demokratische, mit Heißhunger nach Prunk und Hofesherrlichkeit republikanische Herr von Schlegel. So leer und abgegriffen sind alle seine Reden über diese Zeit, wo das Weltgeschick mit so vernehmlichem Ernste hervortritt, daß jenes Epitheton in seinem Munde fast zu einem ehrenden wird.

Ohne Vorwurf und Kritik sollen Sie, mein Bester, indeß auch bei mir nicht durchkommen. Es ist mein alter Tadel, Sie sind zu milde. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 4. März 1831.

Sowie jedes Organ seine eigene Function hat, wol auch jeder Freund: es ist thöricht von einem das zu verlangen,

was ihm gar nicht zukommt. Die leichteste und freieste Mittheilung sucht ihr Echo, gleichwie die tiefsinnigste und ernsteste: aber die Handschuhe steckt man nicht an die Füße und Strümpfe zieht man nicht über die Arme. Jedem das Seine. Daraus folgt aber nicht, daß alle Organe gleiche Wichtigkeit und Würdigkeit haben; man kann sich ohne einzelne behelfen; einige sogar abschneiden; der Verlust von andern ginge dagegen ans Leben. In gewissen Augenblicken geistigen Schwindels greift man wol falsch und erhebt dann irrige Klagen, während man bald nachher alles an der rechten Stelle wiederfindet oder dahin setzt, wohin es naturgemäß gehört.

Raupach hat einige politisirende Lustspiele geschrieben, welche aber von der ängstlichen Censur gewiß zurückgewiesen werden. Wenn die Lächerlichkeiten der Zeit gar nicht berührt werden dürfen (Pietisten, Ultras aller Art u. s. w.), so ist man auf junge verliebte Mamsells, eifersüchtige alte Vormünder, arme edle Schlucker, reiche schuftige Minister und ander Geschmeiß angewiesen, was kein Mensch mehr sehen will. Man muß ganz in der Gegenwart wurzeln wie Aristophanes, oder außerhalb aller Zeit herrschen und erfinden wie Shakspeare. Das Baumeln zwischen Himmel und Erde ist kein poetischer Zustand.

Baron von Besserer an Raumer.

Berlin, 27. März 1831.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre, verabredetermaßen die Anlage zu übermachen; mit welchem Interesse Se. königliche Hoheit der Kronprinz von Baiern Ihre Vorträge ange-

hört, sagt Ihnen Ihr eigenes Bewußtsein; Höchdessen Empfindung darüber auszudrücken, ist mir zur besondern Pflichterfüllung gemacht worden. Empfangen Sie der Baiern Dank für die gehaltenen lebendigen und sinnreichen Vorlesungen, und genehmigen Sie meinen Ausdruck vorzüglicher Hochachtung, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe.

Raumer an Herrn Baron von Besserer.

Als Ew. Hochwohlgeboren mir den Antrag zu Vorträgen an den Kronprinzen von Baiern machten, war das Ehrenvolle des mir zu Theil werdenden Zutrauens nicht zu verkennen; allein ich konnte in der That nicht voraussehen, welch Vergnügen mir dies Geschäft gewähren würde. Wären doch alle Studirende von solcher Begeisterung für die Wissenschaft ergriffen wie der Kronprinz, so eifrig sich für ihren Beruf auszubilden wie er, so theilnehmende, ununterbrochene aufmerksame Zuhörer! Durch die Art und Weise, wie der Prinz sich benahm, verschwand das Bedenken, welches ich anfangs gegen das Privatissimum hegte; die Wechselwirkung konnte nur auf diesem Wege wahrhaft lebendig und mir eine Gunst zu Theil werden, welche der Professor ganz entbehrt, der blos zu schweigenden Studenten spricht.

Der König von Baiern an Raumer.

München, den 7. April 1831.

Herr Hofrath und Professor von Raumer!

Ich hatte das Vergnügen, Ihre Zuschrift vom 27. Januar zu empfangen, mit welcher Sie Mir zugleich zwei Bände Ihrer Briefe übermachten. Ich bin Ihnen für diese Aufmerksamkeit aufrichtig verbunden und freue Mich auf den Zeitpunkt, wo Ich Muße finden werde, Mich mit diesem Ihrem, eines unserer vorzüglichsten Geschichtschreiber, Werke zu beschäftigen. Die ausgezeichneten Lehrer der hohen Schule zu Berlin auch zu hören, war der Zweck, warum Ich Meinen Sohn den Kronprinzen dahin sandte, und es freut Mich, daß er insbesondere Ihren Vorlesungen über die neue Geschichte seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, und was Sie in dieser und anderer Beziehung Mir Lobenswerthes von ihm melden. Empfangen Sie mit Meinem Danke die Versicherung, daß Ich mit ganzer Werthschätzung bin

Ihr

wohlgewogener

Ludwig.

An

den Herrn Hofrath und Professor von Raumer.

Raumer an Professor Löbell.

Dresden, den 2. April 1831.

— — Daß Niebuhr's Urtheile über die neuesten Begebenheiten beide Extreme verletzen würden, war vorauszusehen, ist aber kein Tadel. Die Vernünftigen billigen die erste Hälfte und betrachten die zweite als eine sehr zeitgemäße Warnung, wenn auch nicht als eine unbedingte Weissagung. Mich hat die Gleichgültigkeit verdrossen, mit welcher viele seinen Tod vernahmen. Mit allen seinen Einseitigkeiten war er ein Riese gegen diese Lilliputer, und wenn der Tod solch eines Mannes in unsern literarischen Kreisen kein großer Trauerfall ist, auf welche Theilnahme können wir kleinen Leute rechnen? Schon die gemeinste Eitelkeit sollte zur Theilnahme führen, fehlte es auch an größern und echtern Gründen. — Freilich hat jede Individualität, eben weil sie eine solche ist, ihre Beschränkung und Einseitigkeit; wer aber diese aufheben und eine leere allgemeine Abstraction an ihre Stelle setzen will, hebt Wissenschaft und Kunst, ja das ganze Leben auf. Auch fallen Niebuhr's Einseitigkeiten gar nicht einmal in den Kreis gewöhnlicher Zurechnung, und von dem Irrthum, er sei ein großer Geschäftsmann, war er wol selbst zurückgekommen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. April 1831.

— — Der Arzt heilt keineswegs alle Kranke, doch bringt man diese zu ihm, und nicht zum Schuster oder Schneider. Die meisten politischen Schneiderärzte haben irgendeine homöopathische Universalmedicin zur Hand (z. B. Gewalt, Milde, Erhaltung des Alten, Gründung des Neuen, Krieg, Friede u. dgl. m.); diese wird für die verschiedenartigsten Krankheiten auf den Grund der oberflächlichsten Beobachtung verschrieben, und jede aus tieferem Eindringen hervorgehende Mannichfaltigkeit der Behandlung als inconsequent zur Seite geworfen. Dem einen ist das Recht gar nichts; er treibt Götzendienst mit allem, wo sich Gewalt und Empörung zeigt; der andere kann nicht begreifen, daß weltgeschichtliche Ereignisse immer ein Rechtselement in sich schließen, weit höherer Art als der Buchstabe des Privatrechts ausspricht. Jener lamentirt, wenn die Obrigkeit plündern und brennen nicht gestatten will, als sei dies ein Eingriff in die rechte menschliche Freiheit; diesem ist die Befreiung der Schweiz, der Niederlande, Amerikas, die Reformation u. s. w. ein Abfall vom göttlichen Gesetz zu bloßer nichtsnutziger Willkür. Aus Kosmopolitismus will dieser alle Russen, aus Patriotismus jener alle Polen ausrotten. Weil der Anfang einer großen Reihe von Ereignissen nicht tadelfrei war, kümmert sich der zweite gar nicht um das, was sich später daran reihte; weil der Fortgang preiswürdig ist, will der erste gar keine Auswüchse einräumen.

Mit solcher unbedingten Seligsprecherei oder unbedingtem Verdammen geht alle wahre Geschichte, wenigstens alles Große und Tragische in derselben zu Grunde. — Zum Schlusse

nochmals herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme Ihnen und allen übrigen. In der Erinnerung kommt's mir immer vor, als sei ich ganz dumm gewesen. Jedenfalls habe ich mich mit meinen Lesereien zu breit gemacht. Man verhätschelt mich überhaupt in Dresden; hier gibt kein Christenmensch einen Heller für mich und meine ganze Weisheit. Das ist sehr heilsam und sehr bequem. —

Heinrich an Friedrich von Raumer.

Jonitz, den 16. Mai 1831.

— — Die Freude über die Geburt des Erbprinzen war mehr als eine sonst wol herkömmliche und gebräuchliche; die Theilnahme an dem frühern Unglück der herzoglichen Familie war aufrichtig; ebenso an der Erfüllung ihrer Wünsche. Die hohe Achtung, die sich die Herzogin durch ihren edeln Charakter und durch die seltene Geduld und Standhaftigkeit, mit der sie alles ertragen, erworben hat, erstreckte sich nicht blos auf den Kreis des immer bewundernden Hofes; das ganze Land hatte Ursache, bei der Möglichkeit des Aussterbens der regierenden Fürsten von Anhalt bange zu werden: denn was man auch anführen mag, um die Zusammenschmelzung mehrerer kleiner Länder und Anschließung an ein großes vortheilhaft zu schildern — ich kann nichts Gutes darin finden.

Anstatt reicher generöser Fürsten bekommt man hungerige, rechnende Regierungsräthe; anstatt Gärten, Schauspiel, Kapelle, Bibliotheken, Kunstsammlungen —, Soldaten, Kanonen, Kasernen und die paar Fabriken, die sich etwa mehr etabliren möchten, sowie das bessere Bier, was gebraut werden könnte, ersetzt den Schaden nicht, den das abgestandene Wasser der

geistigen Armuth, das sich über solche zu Landstädten erniedrigte Residenzen ergießt, anrichtet.

Professor Löbell an Raumer.

Bonn, den 4. Juni 1831.

— — — Ihnen jetzt noch über Ihre pariser Briefe, nach allem, was Sie mündlich, schriftlich und gedruckt von ihrer Wirkung vernommen haben, etwas Ausführliches sagen zu wollen, würde viel zu spät sein. Sollte ich aber auch der letzte der Dankenden sein, so bitte ich doch zuversichtlich, mich in die ersten Reihen der Erfreuten zu stellen. Die beiden Bände haben mir und den Frauen meines Hauses — denen ich sie regelmäßig vorlas, und in deren Namen ich noch eine besondere Danksagung abzustatten habe — einen großen Genuß gewährt. Wie oft war es mir, als ob ich Sie in den verschiedensten Lagen lebendigst vor mir sähe, wie oft glaubte ich den subjectiven und individuellen Eindruck zu empfinden, der gerade Sie zu dieser oder jener Nüance des Urtheils und der Empfindung brachte. So wahr ist es, daß wir jedes Buch, in dessen Wesen die Persönlichkeit des Autors hineinspielt — und wie viele gibt es, in denen dies nicht mehr oder weniger der Fall ist? — erst verstehen durch die Anschauung dieser Persönlichkeit und daß das aus dem Leben stammende Bild derselben unendlich höher steht, als das durch Reflexion und Abstraction geschaffene. In den Ansichten von Leben, Staat, Wissenschaft und Kunst im allgemeinen divergiren wir in nichts irgend Erheblichem, in der religiösen stehen wir uns wenigstens sehr nahe, obschon ich Sie hier, ohne daß Sie die vollkommenste Toleranz, die freieste

Beweglichkeit, die Fülle der Lebensheiterkeit in allen ihren Gestaltungen aufgeben dürften, etwas positiver wünschte. Nur in dem einen der rothen Fäden, die durch das Buch hindurchgehen, stimmen wir nicht, aber dieser betrifft zuletzt etwas Persönliches, und die Forderung, sich in allen Gefühlen, die von persönlichen Beziehungen durchflochten sind, zusammenzufinden, wäre wahrhaft absurd. Desto größere Freude gewährt mir die Anerkennung und Würdigung freundschaftlicher, gemüthlicher, liebevoller Verhältnisse überhaupt und Aeußerungen, wie II, S. 56, 116, haben mich mit wahrer und tiefer Rührung erfüllt, ich habe in ihnen die Wurzel unsers innern Zusammengehörens erkannt, dessen, was uns aneinander fesseln würde, wenn wir auch in mehr gegenständlichen Dingen voneinander abwichen, als es wirklich der Fall ist.

Hofrath Heeren an Raumer.

Göttingen, den 12. Juni 1831.

Ich verfehlte Sie, mein verehrter Freund, in Berlin, um Ihnen noch ein Lebewohl zu sagen, und Ihnen für die viele, viele Freundschaft zu danken, die Sie uns bewiesen haben. Die genauere persönliche Bekanntschaft mit Ihnen betrachte ich als eine der schönsten Früchte meiner Reise und knüpfe daran um so mehr die sichere Hoffnung, daß diese Freundschaft dauernd sein wird; da ich die Uebereinstimmung unserer Gesinnungen und Ansichten über literarische nicht nur, sondern auch rein menschliche Angelegenheiten so viele Veranlassung gehabt habe, kennen zu lernen. Ich selbst befinde mich, mit den meisten Wortführern in unserer Kritik, die kein

anderes Verdienst, als das einer möglichst vollständigen Compilation zu schätzen wissen, im Widerspruch; da ich noch immer nicht über die Schwäche Herr werden kann, auch auf die Methode der Behandlung, die Correctheit der Schreibart und die Schönheit der Darstellung einigen Werth zu legen. Und so werden Sie es sich erklären können, wie das Zusammentreffen mit einem Mann, der darin gleiche Gesinnungen mit mir hegt, mir so erfreulich sein konnte.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 26. Juni 1831.

Zu jedem Verständniß auf Erden gehören ja aber immer wenigstens zwei; so ward es mir gestern bei Schleiermacher sehr schwer, Cousin's Tadel zu widerlegen: daß unsere Staatspapiere so hoch ständen und nach richtigem Calcul kein Mensch sein Geld darin anlegen sollte. Es sei aber bei uns nicht blos eine affaire de calcul, sondern (gottlob) auch eine affaire de croyance, de devoir et même de sentimentalité.

Cousin unterrichtet sich hier, im löblichen Auftrage seiner Regierung, mit großem Fleiße über unser Schulwesen und urtheilt überall wie ein verständiger Mann.

Aus einem Briefe Tieck's.

Wer mit Musen hat verkehrt
Lacht ob der verkehrten Welt,
Denn er ist ja nicht bekehrt

Nicht sind ihm die Schatten werth
Die der Thor für Wahrheit hält
Wenn an Narrheit mancher zehrt
Und nur Götzenbilder ehrt,
Die er blind für Götter hält,
Warst du früh dem Gott gesellt
Der mit Lust fährt durch die Welt
Frohsinn bleibt der stärkste Held.
Wen die Muse einst genährt
Dem ist Freud und Leid verklärt,
Das hat Dir ein Gott gewährt
Wer da trägt des Witzes Schwert
Und Begeisterung nicht entbehrt
Hat Olymp zum eignen Heerd
Was mehr ist als Gold ihm werth.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 3. August 1831.

— — Ist es nicht kränklich, wenn Schiller sagt: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich." Heißt das zuletzt etwas anderes als: es ist armselig ein Individuum, eine Person zu sein. Nur als tüchtige Person findet man den Uebergang zu seinem Volke, nur aus der Tüchtigkeit des Volks geht die Brücke in jene angestrebte kosmopolitische Wirkung. Ich gestehe, daß mich der Wunsch oder die Hoffnung diese zu erreichen, nie ergriffen oder begeistert hat. Bei dem Besten, was ich je schrieb, habe ich nicht einmal an mich, sondern gewiß nur an das gedacht, wovon es sich handelte. In den Zeiten, wo die Friedriche, Manfred, Konradin, Karl V., Elisabeth und ähn-

liche große Gestalten meine ganze Seele füllten, wußte ich kaum noch von meiner eigenen Persönlichkeit; ich erlebte eine demüthige Incarnation in ihren Geist und ihre Sinnesart. Freilich wirken solche Naturen auch auf die Gattung, auf die ganze Menschheit; für mich bestand das Erregende, Begeisternde, zunächst aber nicht in der Expansion, sondern in der Concentration.

In spätern Jahren, das deuten andere Stellen an, stand Schiller meiner Ansicht wol näher.

Was Humboldt über oder wider die schöne Seele im „Meister" sagt, ist von jeher auch meine Ansicht gewesen. Anspruchsvolle Bornirtheit und selbstgefällige Caricatur ist nie schön. Zu hart ist Schiller, wenn er im Homer gar keine schöne Weiblichkeit erkennt; sein sentimental-idealistischer Standpunkt macht ihn ungerecht, und selbst von diesem aus ist Andromache und Penelope ganz etwas anderes, als die von ihm darüber hinaufgestellte schöne Seele. Wenn er ferner den griechischen Trauerspielen Armuth und Leerheit vorwirft, so ist dies Beweis daß ein Undichterischer bisweilen vielseitiger sein und auffassen kann, als ein Dichter.

Wenn Schiller sagt: die Arten der Poesie wären die Grenzen des Gattungsbegriffes, so ist mir das so wenig begreiflich, als wenn er tadelt: das griechische plastische Ideal habe zwar von bestimmten, aber noch nicht von allen Erfahrungen abstrahirt. Wie ist dies jemals möglich? Käme man auf dem Wege nicht bei bloßen Gespenstern an oder eigentlich ins leere Nichts? Auf demselben Boden erwächst das Lob: Goethe habe in der natürlichen Tochter um der hohen Symbolik willen, alles Stoffartige vertilgt und jegliches nur als Glied eines idealen Ganzen behandelt.

Nicht blos einen Nebenpunkt, sondern ich möchte sagen, den Kern und Mittelpunkt meiner Lebensansicht und Lebensweise greift endlich Schiller an, wenn er sagt: das ästhetische

Ideal unterscheidet sich vom moralischen darin, daß jenes in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, dieses hingegen nur in einem einzigen kann realisirt werden.

Zuvörderst erscheint mir das Trennen des καλος vom ἀγαϑος übertrieben, obgleich ich weiß, daß beides nicht überall zusammenfällt; dann ist jenes angebliche Ideal nichts als das auf dem untergeordneten Standpunkte der Abstraction gefundene Negative. Alle Individualität, alle Historie wird auf diesem Wege wo nicht getödtet, doch auf verkehrte Weise beschnitten und verschnitten. Es ist keineswegs thörichter, die Venus mit einem Bart und den Jupiter mit Weiberbrüsten darstellen, als Kaiser Friedrich II. und einen Bettelmönch über denselben moralischen Leisten schlagen: — sei's nun der abstracte Kaiser- oder der abstracte Mönchsleisten. Diese Normalleisten unlebendiger Sittenlehre haben nicht minder Verkehrtheit und Schmerzen und Leiden erzeugt, als die entgegenstehende Lehre der anarchischen, Gesetz und Regel ganz verwerfenden Willkür.

Ich breche ab, denn dies Thema läßt sich nicht auf dem Reste des Blättchens erschöpfen. Heut höre ich zu Ehren des Königs Böckh's Rede, morgen lese ich zu Ehren des Königs über Masaniello, und übermorgen esse ich zu Ehren des Königs in der Sandbüchse, hier zu Lande Tivoli genannt. Viel Strapazen und Pflichterfüllungen und Tugenden: das dritte zu Pflicht und Tugend, das höchste Gut, fehlt freilich dabei ganz. Schlosser in Heidelberg hat den friedfertigen und liebenswürdigen Heeren von seinem Throne des historischen Weltrichters herab, mishandelt. Heeren ist nicht so gelassen oder so faul gewesen, wie ich in ähnlichem Falle; sondern hat geantwortet, gemäßigt und doch siegreich. Uebrigens sind so verdrießliche Naturen wie Schlosser zu beklagen, nichts ist ihnen recht, und selbst ihr Judiciren und Verdammen macht sie nicht heiter. Pfeift irgendein lustiger Vogel aus einem

andern Winkel, müssen sie, wie die Puter, sich von neuem ärgern. Ich werde aber auch ärgerlich werden und fluchen und wettern, wenn Sie nicht eiligst schreiben.

Professor Löbell an Raumer.

Bonn, den 17. August 1831.

— — Ich weiß, womit Sie meine Rede unterbrechen, mein optimistischer Freund! Das Schlechte ist auf Erden dem Guten von Anbeginn beigemischt gewesen und hat doch die Entwickelung desselben nie verhindern können. So wird es auch diesmal sein, das Geschlecht wird durch diese Reibungen zu einem neuen Fortschritt gelangen, und ein großer Theil der Kunst, nicht nur zu leben, sondern auch zu wirken, besteht darin, sich durch die Thorheiten und Verkehrtheiten anderer die nöthige Heiterkeit nicht rauben zu lassen.

Sehr wahr, aber die Zeiten haben ihre eigenthümlichen Farben, und die Gegenwart wie die nächste Zukunft fordern auch ihr Recht. Und ich fühle mich alle Tage zu der Frage gedrungen, was soll zunächst aus uns werden, wenn die vermeinte Weisheit des Tages uns wieder ganz in den revolutionären Strudel stürzen will und was ihm entgegentritt, entweder ein nicht minder falsches und verderbliches Extrem, oder Lauheit, Unsicherheit, Schwanken, Halbheit und Kraftlosigkeit ist?

Der literarische Name gehört auch zu den Münzen, deren Geltung unsere Zeit gewaltig herabgesetzt hat. Wie die Zahl der Schreibenden wächst, schrumpft die der Lesenden zusammen, nur was die Interessen des Tages behandelt, kann sich

noch eines, freilich auch nur ganz ephemeren Interesses erfreuen; für alles andere nimmt die Apathie immer mehr zu. — hat jetzt eine Werkstatt aufgerichtet, wo seine — auf andere Leute schelten, und es scheint mir dabei vorzüglich auf die abgesehen zu sein, die das Unglück haben, mit Ihnen in freundschaftlicher Berührung zu stehen. Kein Tadel ist wohlfeiler, als die Nachweisung dessen, was der Geschichtschreiber noch alles hätte darstellen und schildern, welche Verhältnisse noch in ihren tiefsten Gründen entwickeln können.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 12. August 1831.

— — Was ist denn endlich ausgemacht und erwiesen und lehrreiches Resultat der Geschichte, wenn Männer, wie z. B. hier Professor Jarke, in der religiösen Duldsamkeit unserer Zeiten lauter Irreligion sieht und behauptet, die Zeiten Alba's und der Dragonaden seien besser gewesen? Oder wenn ein anderer sagt: wer für seine Ueberzeugung nicht andere umbringen könne, habe keine Ueberzeugung? Ist das die Lehre der christlichen Märtyrer? ja wußte nicht schon Platon: es sei besser unrecht leiden, als unrecht thun?

Das alles ist gutentheils Folge der Lehre von der unbedingten Wahrheit, gegen welche Sie sich auch in Ihrem letzten Briefe erklären. Kein Mensch hat die Wahrheit ganz, jeder wurzelt aber mehr oder weniger in ihr, hat Antheil am

Göttlichen, soll danach lehren und bekehren, aber nicht hochmüthig zwingen und grausam verfolgen und verketzern.

Ebenso ist's mit dem Rechte. So viele vergessen, daß es sich ja in der Zeit (so gut wie der Mensch und die Menschheit) erzeugen und entwickeln soll, daß ein Recht ohne Bewegung und Fortschritt eben todt ist. Diese Ultraverehrer sogenannter Principien wollen hier in ihrem Stabilitätswahnsinn jeden Misbrauch, bis zu Sklaverei und Ketzerverfolgungen, aufrecht erhalten und sanctioniren; gleichwie umgekehrt für ihre Gegner keine Vergangenheit existirt, sondern jeder Einfall des letzten Tags für ewige Weisheit gilt. Wer zu diesen Fahnen nicht schwören will, wird von beiden Seiten geprellt und geschlagen.

Je älter ich werde, desto gleichgültiger wird mir nicht sowol literarischer Ruhm (dessentwillen ich mich nie in Bewegung gesetzt, also auch das Ziel nicht verfehlt habe), sondern das, was man gewöhnlich ein Hauptwerk, ein Lebenswerk u. s. w. nennt, erscheint mir wie der Ballast, auf dem die Seele der angeblichen Seele obenauf schwimmt, wodurch sie sich einstweilen conservirt, bis sie ihre Flügel leichter und besser wird regen dürfen. Wenn zwei Geister sich berühren und gleichsam aus dem Nichts die leuchtende Flamme des Gedankens und der Erkenntniß emporschlägt; wenn zwei Herzen, die todt und unbewegt nebeneinander einhergehen, plötzlich Blut und Lebenswärme austauschen, und am eigenen Tode fremdes Leben entzünden; ist das nicht mehr, nicht höhere Offenbarung des Würdigen, Ewigen und Beseligenden, als alles, was man auf die Packwagen der Gelehrsamkeit, oder in die Schläuche matter Sentimentalität laden oder einfüllen kann?

So bleibt der Künstler auf Erden der eigentliche Schöpfer, und wer ihn versteht, gehört zu seinem Gefolge.

Ich bin ein Thor: ich werde immer jünger, während alle

um mich herum älter werden. Die blos berechnende Klugheit scheint mir täglich unzulänglicher, der Haß gegen ganze Nationen immer einseitiger, die Unzufriedenheit über einzelne Uebel immer unbegründeter, die Hoffnung auf einzelne Mittel immer unzuverlässiger, die Parteiwuth immer widerwärtiger. — Also weisest Du, sagt man mir, auf das Christenthum hin. Allerdings, aber da komme ich in dieselbe Klemme, deren ich schon erwähnte; denn ich bin dem einen nicht katholisch, dem andern nicht protestantisch genug.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. September 1831.

— — Selbst unsre bessern Schauspieler wollen immer allein stehen und allein glänzen; daß in so vielen Shakspeare'schen Stücken, jeder, der auch nur ein Wort sagt, sein eigenes Gewicht hat und verlangt, ist ihnen ein Eingriff in ihren Absolutismus, und aus ähnlichen Gründen ziehen sie die Häufung des Effects, wie in Goethe's Bearbeitung des „Romeo", der Shakspeare'schen Vertheilung vor. — Ueberhaupt geht man so vielen Bewunderern Shakspeare's näher auf den Leib, so kommen oft gar wunderliche Dinge zum Vorschein; die meisten tragen einige Witze, Sprüche, Stellen als Parole bei sich, und werden gutmüthig darauf in die engern Kreise echter Verehrer eingelassen. Solcherlei Bewaffnung könnte man aber zur Noth auch aus Iffland und Kotzebue zusammensuchen; man kommt damit noch gar nicht an das wahrhaft dichterische Leben. — —

Raumer an Professor Löbell.

Berlin, den 11. October 1831.

— — Sie wollen, ich soll meine Geschichte bändeweise herausgeben. Glauben Sie denn, daß irgendeine Seele davon so viel Kenntniß nehmen wird, daß das abgedroschene Gerede über Karl V., Elisabeth dadurch abkäme oder auch nur berichtigt würde? Vielmehr würde man aus den alten stereotyp gewordenen Ansichten beweisen, ich habe nichts von Sachen und Personen begriffen und ein dummes Buch geschrieben. Und könnten denn derlei Urtheile, oder die noch gewöhnlichere völlige Apathie mir wirklich (wie Sie hoffen) neue und frische Kraft geben? Sie Melancholikus müssen sich von mir Leichtsinnigen solche eitle Jugendhoffnungen austreiben lassen. Freilich ist's schlimm, wenn man sich alle Begeisterung aus den eigenen Fingern saugen soll, man vertrocknet auf diesem Wege und wird zuletzt wie dürres Holz in den Ofen geworfen. Aber wer kann es ändern?

Sie werden nach solchen Reden an meinem angeblichen Optimismus irre werden. Warum? Ich bilde mir nicht ein, wie ein historischer Weltrichter im Centrum des Universums zu sitzen, sondern treibe mich bedeutungslos an einer sehr kleinen Stelle des Umkreises umher, und verschwinde gelassen in der großen Entwickelung des Guten und Bösen, das täglich um uns her vorgeht. Es fällt mir nicht ein, meiner Länge etwas zusetzen zu wollen; mein Mikrokosmus hält bis er zerbricht, oder größer wird. Dies ist nicht irreligiös; denn ich kann die Religion nicht (wie manche) darin finden, daß man ungeheuer anmaßliche Ansprüche an unsern Herrgott macht.

Ihre Reden für und wider die Gestaltung unserer Zeit,

kann ich beide unterschreiben; denn sie stellen das Leben in seiner Doppelrichtung dar. Nur, was in Worten zersetzt und als Gegensatz erscheint, ist im wahrhaften lebendigen Leben ungetrennt und unzertrennlich. So finden Sie es in allen Abschnitten der Weltgeschichte; nirgends offenbart sich allein das Gute oder allein das Böse in der Entwickelung der Völker und der Einzelnen. Wer erführe nicht an sich selbst, daß das, was einem bisweilen am höchsten und verdienstlichsten angerechnet wird, vor der innersten Prüfung wie ein ganz Nichtiges zerfließt; und umgekehrt hängt an dem, was alle Welt mir als Unrecht und Sünde auslegen würde, das Edelste, was Kopf und Herz zu erschwingen im Stande ist. — Sie reden von den Puffen, die gegen Uebermuth schützen. Mein theurer Freund, ich habe deren ganz andere im Leben und bitterer erfahren, als Sie; schon deshalb, weil ich mich mehr zwischen Felsen und Klippen weichmüthig, vorwitzig, oder wie Sie wollen — hinausgewagt habe. Und noch immer kann ich, trotz aller Erfahrungen, es nicht lassen, mich auf das Eis des Lebens zu begeben, und mit allen Kräften nach allerlei Richtungen zu träumen, zu hoffen — und am Ende mit einer langen Nase nach Hause zurückzukehren. Man lernt viel auf diese Weise, aber freilich nicht ohne Schmerzen, die man besser verschweigt, als darüber viel schreit und lamentirt.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 15. November 1831.

Liebster Freund! Die Cholera nimmt hier gottlob so ab, daß es nicht mehr nöthig ist, ihrer zu erwähnen. Auch der Streit über Contagiosität und Nichtcontagiosität ist längst

langweilig und nur dadurch unbeendet, daß man mit und über Worte streitet, ohne festzusetzen, was sie bedeuten und bedeuten sollen. Was heißt also Ansteckung? Muß eine Empfänglichkeit dafür vorhanden sein? Ist das andringende Gift unwiderstehlich? Auf welche Entfernung und welche Zeit wirkt es u. s. w. Auf alle diese medicinischen Betrachtungen sehen unsre Puritaner hinab und rühmen sich des höhern Standpunkts: die Krankheit sei eine Strafe Gottes, zugefügt in dem Maße der Sünden. — Allerdings steht alles, was geschieht, in Gottes Hand und kommt von ihm. Ist's aber nicht absurd daß der General, welcher die Cordons geleitet hat, so spricht, als könne er durch Soldaten und Häusersperren Gottes Strafgericht vereiteln? Gewiß ist die Cholera eine sehr ernste Hinweisung auf die Hinfälligkeit und Eitelkeit alles Menschlichen, auf die Verdammlichkeit mancher Genüsse, Faulheit u. s. w. Verkehrt aber ist es, wenn jemand daraus, daß eine Krankheit erscheint, die Verdammlichkeit mancher Beschäftigungen, z. B. der Kunst, ableitet. Sind denn die Ueberlebenden tugendhafter als die Gestorbenen, die Alten tugendhafter als die Kinder? Obbesagter General leitete die geringere Sterblichkeit in Berlin davon ab, daß hier weniger gesündigt und gestraft werde, als anderwärts, blieb aber die Antwort auf die Frage des Herrn von Knobelsdorf schuldig: ob er glaube, daß das arme Wrietzen zwanzigmal so gottlos sei, weil daselbst im Verhältniß zwanzigmal mehr Menschen gestorben sind. Ich habe keinen Begriff, wie man glauben kann, Gott und göttliche Gerechtigkeit zu erkennen und zu ehren, wenn man ihm ein Verfahren beilegt, wofür man jeden menschlichen Richter cassiren würde. — Niemand will demüthig anerkennen, daß die meisten göttlichen Anordnungen höher sind, als die menschliche Einsicht; war doch schon das Nichtwissen der Alten auf richtigerem Wege. Doch genug hievon. —

An Berliner Witzen und Caricaturen über die Cholera fehlt es, trotz der Ernsthaftigkeit der Sache nicht; z. B. ein Mann mit allen Präservativen behangen, sodaß kein Fleck seines Leibes frei bleibt. — Ein Kranker, der beim Bürsten immer schwärzer und vom Arzte aufgegeben wird, bis der Bürstende sagt: ich habe in der Eil' die Schuhbürste gegriffen. — Eine Köchin fragt den Fleischer: „Warum wird das Kalbfleisch nicht wieder wohlfeil?" Antwort: „Weil die Kälber so lange an der Grenze aufgehalten werden, daß sie als Ochsen ankommen." Ein Schneider stellt sich viermal krank, um nacheinander in vier Lazarethen aufgenommen zu werden und beiläufig zu stehlen. Endlich erkennt man seine Gesundheit an der ganz vortrefflichen Verdauung. Die Acten lauten: „Gegen den N. N. Wegen angemaßter Cholera." — Haben Sie Börne's Briefe aus Paris gelesen? Ihre Erwartungen, so groß sie auch sind, werden übertroffen werden. Vorher schaffen Sie aber alle Dispositionen zum Aerger aus dem Leibe. Ich will nicht mehr von dem edlen, anständigen, wohlerzogenen, humanen Kunstwerke verrathen!!

Soeben erhalte ich die sehr traurige Nachricht, daß Hegel gestern den 14. November an der Cholera gestorben ist. Schon immer war seine Gesundheit, besonders seine Verdauungswerkzeuge angegriffen, und Diätfehler sollen hinzugekommen sein. Er ist der erste Mann von wahrer Bedeutung, der in Berlin dieser Pest erliegt. Sein Verlust ist zunächst unersetzlich. Selbst seine Gegner müssen zugestehen, daß er eine ungemeine Kraft des Geistes besaß; er war ein starker Denker und wenn von seinem dogmatischen und dialektischen Standpunkte aus manches minder beleuchtet und klar erschien, so darf man eine solche Beschränkung auch der größten menschlichen Naturen, nicht zu stark hervorheben. Ich habe ihn oft gegen unbillige Angriffe vertreten, ob ich gleich nicht leugne, daß er sich dergleichen auch selbst zu Schulden kommen ließ.

Unsere Akademie, die ihn immer perhorrescirte, wird sich gegen kleinere Halbphilosophen wahrscheinlich nunmehr sehr nachsichtig erweisen. Es wäre unbillig Herrn Ritter nicht zum Ordinarius zu machen, wen man auch sonst berufen will. Mich schmerzt Hegel's Tod persönlich sehr, stets vertrug ich mich gut mit ihm, immer war sein Gespräch, selbst sein Examiniren (trotz der unbequemen Form) interessant und lehrreich.

Wie vergänglich ist der Mensch, vor vier Tagen saß Hegel drei Stunden abends im Tentamen neben mir, und wir sprachen heiter über sehr viele Gegenstände, und morgen um drei Uhr soll ich mit zu Grabe gehen und um sechs Uhr bei einer Cousine Gevatter stehen!!

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. November 1831.

Friedrich Schlegel hatte unrecht, die Kunstform der Geschichte zu verwerfen, was zuletzt nur auf eine falsche, vorgeblich wissenschaftliche Objectivität hinweiset. Wiederum steht dies mit der Ethik im Zusammenhange und ich möchte dem Aristoteles darin beitreten, daß er das Sittliche und Natürliche in enge Verbindung stellt, worohne alle Zurechnung irrig wird und die Lehre vom individuellen Berufe ganz dahin fällt. Mit Recht will er jedes eigenthümliche Leben auf die vollkommenste Entwickelungsstufe hinaufheben oder hinauftreiben; findet in dieser Tugend auch die echte Lust und weiß bereits, daß und warum das Lieben höher steht, als das geliebt werden. — Was ist's doch für ein miserabel Ding

um sogenannten literarischen Ruhm. Herr Schwenke sagt: ich sei mit puritanischen Redensarten frisirt; Herr Kobbe: ich sei ein Jakobiner ohne Grundsätze und Einsicht; Herr Börne: ich sei ein geschmeidiger Kammerdienerhistoriker, der sich für ein Ordensbändchen der Lüge verkauft habe; unsere Ultras: ich lehre Rebellion und verdiene fortgejagt zu werden! Ist's denn sehr zu verwundern, wenn viele, Austern und Rheinwein all dem literarischen Narrenschneiden vorziehen? — — — —

Raumer an Frau von Lüttichau.

Berlin, den 12. November 1831.

— — Was Sie auf der letzten Seite Ihres Briefes über Hamlet sagen, ist gewiß richtig und tief. Die Lösung und Befriedigung geht nicht aus den Personen und ihren Schicksalen hervor, die Dissonanz tönt fort, sie tönt in jedem menschlichen Gemüthe ganz anders nach, als etwa durch Macbeth oder Richard III. Hat denn nicht jeder ein Stück Hamlet's in sich? einen Pips, sagt das gemeine Sprichwort. Wenn ich Hamlet nur so äußerlich hin, als eine Reihe von Thatsachen betrachte, scheinen sie fast willkürlich und ergreifen minder tief; gehe ich aber ein in die Seelenzustände, auf den rothen hindurchgehenden Faden, so schlingt sich der um Kopf und Herz und der Athem vergeht einem, wie dem ergriffenen Laokoon. Die ganz neue Welt, den Beweis daß mit dem Untergange dieser Personen nicht alles zu Ende sei, bringt Fortinbras. Es ist ebenso gut der Anfang eines neuen, als das Ende des alten Stücks. Geht denn nicht jeder wie eine unaufgelösete Dissonanz durchs Leben, und streben die Leute,

welche vorzeitig mit vollen Consonanzen der häuslichen, wissenschaftlichen, künstlerischen u. s. w. Allgenugsamkeit leben wollen, nicht zu oft auf bloße Philisterei hinaus. Die Dissonanz treibt uns zu weiterem Leben, Denken, Fühlen, Wirken; darum hielten die Pythagoräer auch die ungerade Zahl für vollkommener, als die gerade: daß im Hamlet die Dissonanzen doch nicht zu thatenreichem Fortschritt treiben, ist vielleicht das Eigenthümlichste und Ergreifendste. — — — Hamlet schließt dissonirend in dis, und nun kommt Fortimbras und setzt durch enharmonische Tonverwechselung den vollen Accord in Es ein, und wir nehmen diese kühne Wendung als genügend und beruhigend hin. Daß der Monolog to be etc. nicht von a bis z vom Selbstmorde handeln könne, ist klar wie die Sonne, auch kann der frühere Gedanke, sich umzubringen, nach dem spätern Gebot und Auftrage des Geistes, unmöglich in der alten Form und Richtung wiederkehren. Mir scheint es aber noch immer nicht unnatürlich, daß dem Hamlet in der Mischung von Besonnenheit und künstlichem oder natürlichem Wahnsinn, Gedanken und Worte ineinander spielen, von einem Unternehmen, welches das Leben aufs Spiel setzt, und einer Selbsthülfe, die über das Unternehmen hinweghilft. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 1. December 1831.

Mein geliebter Freund! Es gibt Zeiten der Ueberreizung, wie der Apathie, der Freude wie des Schmerzes, der Hoffnung wie des Verzagens, wo man Freundes Wort und Zuspruch am meisten bedarf, am herzlichsten ersehnt. Wie viel solche einzelne Laute habe ich in meinem Leben durch alle

Tonarten hindurch gegen Befreundete ausgerufen, und gegen Sie zehnmal mehr als gegen andere. Meist fand ich gar kein Echo; vielleicht der glücklichste Fall, weil sich dann alles ins Unendliche hinaus abschwächt und verflüchtigt und durch Ausbleiben der Gegenwirkung das (freilich oft unbedeutende) Gleichgewicht hergestellt wird. Und was ist das gewöhnliche Echo? das eigene Selbst, damit man sich daran verhätschele und in reichlicher Eitelkeit zu Grunde gehe. Ein rechtes Herz muß mehr ertragen lernen. Das ist ein miserables Herz, welches stirbt, weil es einmal gebrochen wird. Welches wahrhaft große Herz kann zählen, wie oft es dies Schicksal im Leben erlitten hat! Es wird gebrochen durch Liebe, wie durch Haß, durch Gleichgültigkeit wie durch Eifersucht, durch Entgegenkommen wie durch Entfliehen, und träte nicht Aeußeres hinzu, würde es durch eigene Kraft zerspringen und sein Blut ausströmen lassen, bis nachher die beruhigten Theile zusammenheilen, der ruhige Pulsschlag wieder beginnt und sich allmählich bis zu einer neuen Explosion steigert. Wenn ich mir in schmerzlicher Besonnenheit das Herz ausriß und es als ein unnützes Möbel oder verdammlichen Störenfried zur Seite warf, wuchsen mir deren gleich zwei, und hätte ich die Wunde, wie Hercules die der lernäischen Schlange ausbrennen wollen, ich glaube, es wären deren noch mehr geworden und alle wären mir über das Haupt gewachsen. Das ist das Wesen und Glück des Dichters, daß sich ihm jedes Streben und jedes Wiederaufleben, jede Explosion nach außen und jede Rückkehr zum Innern, zum Kunstwerke gestaltet. Aus ihm entstanden und von ihm abgelöset, wird es in demselben Augenblick zu sicherem Heilmittel, während unglückliche historische Naturen, wie ich, nur Wehen und Nachwehen haben, aber keine Kinder gebären zu Trost und Beruhigung. Der Dichter schafft, der Historiker erlebt nur; jener verjüngt sich an Gedanken, Empfindungen und Werken, dieser consumirt

sich daran — und geht seinem Ende entgegen. Wie ich dazu komme, dies alles zu schreiben? Aus tausend Gründen, zunächst von Ihrem Hexensabbat herkommend! Nach so mancher erschütternden Aufregung von innen und von außen, Ueberreizung durch cholerisicirte Atmosphäre, Verirrungen in fremde Gebiete, wo ich nicht hingehöre; hatte ich mir die alte Drehorgel wieder so ziemlich gestimmt und leierte schon gelassen darauf los, da springen feindliche Geister von neuem in meine Kreise, und als ich mich eben rüste sie niederzukämpfen, fällt gar der ganze Hexensabbat hinein, und so — ist mir Kraft und Ruhe wieder auf lange Zeit entzogen! Bis auf das innerste Mark der Gebeine bin ich erschüttert, mir ist als schnitten die schmerzlichen Töne vieler gigantischen Aeolsharfen Gehirn und Herz in tausend Stücke, und wenn so Wahrheit und Dichtung gleichmäßig von allen Seiten auf mich eindringen, schwindet mein eigenes Selbst zu einem Nichts zusammen.

Alles was seit Romeo bis Werther von unglücklicher Liebe gedichtet oder gefaselt ward, ist ja nur ein Nippen an einem Honigkelche; im Vergleich mit dieser Geschichte der Katharina, Robert's, Friedrich's, des Dechanten. Also das ist auch möglich, wirklich! Alles Leiden was das Hassen je über einen Menschen bringen kann, erscheint als eine bloße Kleinigkeit gegen die unausbleiblichen Leiden der Liebe. Zwar spreche ich hinsichtlich der ersten Hälfte wie der Blinde von der Farbe, denn ich kenne die Leidenschaft des Hasses und der Rachsucht nicht. Wenn ich aber diese Unbekanntschaft nicht als Verdienst darstellen kann, warum trafen mich denn auf der entgegengesetzten Seite leider gerade da am meisten Leiden, wo Gefühl und Gesinnung am edelsten und reinsten waren? Und ist diese Erfahrung nicht die allgemeine? Erkläre das Ihr Lucifer, von dem Sie hier mehr offenbart haben als bisher. Meinem Gefühl und meiner Einsicht nach gehört vieles, was Labitt

spricht zu dem Großartigsten und Tiefsinnigsten, was jemals gedacht und ausgesprochen ist. Zu einer eigentlichen Kritik der Novelle bin ich noch völlig unfähig, dazu ist mein Gemüth viel zu bewegt. — Wo ist, könnte einer sagen, der beruhigende Schluß. Er besteht selten, und hier gewiß nicht darin, daß man die Dämpfung auf die Saiten fallen läßt und in einem Nu alles so stumm und still ist, daß man von andern Lappalien schwatzen kann; er besteht vielmehr darin, daß man alle Dämpfung des Schmerzes aufhebt und diesen ungestört nachhallen läßt bis die Thränenquellen versiegen. — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 22. December 1831.

— — Wir erweisen die Barbarei der Griechen aus dem Opfern der Iphigenia. Was ist diese That milde, ja in einer Beziehung (wie Isaak's Opferung) religiös, im Vergleich mit dem Molochsdienste der Inquisition und der Hexenverbrennungen. Was hat man nicht aus dieser Religion der Liebe gemacht! Und wenn ich die Greuel des Dreißigjährigen Kriegs verdamme, so heißt es, ich sei ohne Kraft und Begeisterung, indifferent, weder kalt noch warm u. s. w. Je älter ich werde, desto widerwärtiger, wenigstens fremder wird mir das, was manche als Wesen der Religion bezeichnen. Diese Furcht, Angst, Weltverachtung, dieser Gott, der wie ein Cerberus darauf wartet, die armen Menschenseelen in Ewigkeit zu quälen, dieser Wahnsinn den Satan in aller Kunst, Schönheit und Wissenschaft zu wittern, diese eng gezogenen Kreise angeblich höchster Tugend und Entwickelung, dieses Anstoßnehmen an aller Heiterkeit, dieser trostlose Aberglaube von dem steten

Schlechterwerden der Menschheit und der Geschichte, dieses Entsetzen vor dem Tode, dem ich mit wachsenden Jahren immer ruhiger ins Antlitz schaue. Wäre das Verbrennen noch an der Tagesordnung, ich entginge ihm schwerlich und wäre zu eigensinnig, um mich durch falsches Leugnen oder Bekennen zu retten. Doch ich schreibe unzähligemale dasselbe. Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über. — Variationen über ein sehr reiches Thema!

Raumer an den Herrn Geheimrath von Raumer.

Ew. Excellenz verehrliches Schreiben vom heutigen Tage veranlaßt mich Sie zu ersuchen, meine Entlassung als Mitglied des Obercensurcollegiums um so mehr zu bewirken, da ich allerdings einsehe, daß ich meine bisherige Entfernung nur der Nachsicht des Collegii verdanke und die Geschäfte durch eine Fortdauer dieses unpassenden Verhältnisses leiden.

Erlauben Ew. Excellenz zugleich mit voller Aufrichtigkeit die Gründe meines bisherigen Benehmens und meines jetzigen Gesuchs vorzutragen:

1) Beschäftigt mich mein Beruf dergestalt, daß ich schon früher keine Zeit für Censurangelegenheiten finden konnte. Seitdem sich diese aber durch neuere Bestimmungen gemehrt haben, bin ich noch weniger im Stande, an denselben einen doppelten Antheil zu nehmen.

2) Kam ich in ein Misverhältniß zum Obercensurcollegium, als dasselbe den Druck der (später in Leipzig erschienenen) Rede untersagte, welche ich am Tage der fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier Sr. Majestät des Königs als Rector der Universität in Gegenwart Sr. Hoheit des

Kronprinzen und einer erlauchten Versammlung hielt. Zu meiner Rechtfertigung darf ich indeß bemerken: daß Se. Majestät selbst die überreichte Handschrift gnädigst aufnahmen. Ich würde indeß die für meine geschichtlichen Arbeiten nöthige Zeit vielleicht gefunden und gewiß die nebenerwähnte persönliche Thatsache leicht verschmerzt haben, wenn ich mich

3) mit voller Ueberzeugung dem Verfahren anschließen könnte, welches zeither das Obercensurcollegium geleitet zu haben scheint. Anstatt nämlich die schreibende und lesende Welt für größere, echte Freiheit zu erziehen und, ich möchte sagen der literarischen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Aengstlichkeit der Aufsicht allmählich zugenommen, sodaß Preußen (einst in dieser Beziehung der freigesinnteste und der Treue, sowie dem Verstande seiner Unterthanen am meisten vertrauende Staat) jetzt fast hinter allen andern zurücksteht.

Die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitschriften wächst, obgleich dieser geistige Cordon das etwaige Böse noch weniger abhalten oder vernichten kann, als der jetzt aufgegebene, medicinisch-militärische die Cholera. Hierbei wird der wissenschaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrene Kind, das sich in der Lesebibliothek schlechten Zeitvertreib holt; fremde Buchhändler beziehen den Vortheil, welcher den einheimischen entgeht, und das Ausland druckt das, was (ich war selbst mehreremal in dem Fall) hier das Imprimatur nicht erhält. Preußen, auf welches das übrige Deutschland wie auf seinen Leitstern hinblickte, hat hierdurch unglaublich an Popularität verloren und zwar durch Maßregeln, die, für sich betrachtet, unbedeutend erscheinen, aber mehr auf die wichtige Gesammtstimmung der Deutschen wirken, als derjenige glaubt, dem es an Verbindungen mit dem Auslande fehlt.

Ja die unwahren und ungezogenen Angriffe der Fremden auf Preußen finden nirgends eine angemessene Stätte der Widerlegung, weil man nicht erlaubt daß neben der Rechtfertigung auch die Anerkenntniß etwaiger Mängel eintrete. Sollte ich mich indessen in dem hier mehr Angedeuteten als Entwickelten schlechthin irren, so werden Ew. Excellenz und ein verehrtes Collegium doch billigen, daß ich mich aus einem Verhältniß zurückziehe, welches mich zwingen würde gegen meine Ueberzeugung zu handeln, und mich für Maßregeln mit verantwortlich machte, die ich misbillige.

Diese Erklärung lege ich übrigens erst jetzt ab, weil mir Ew. Excellenz nicht eher dazu eine unabweisbare Veranlassung gaben. Früher würde sie mir vorlaut und anmaßlich erschienen sein; auch wollte ich den Schein vermeiden, als suchte ich durch einen auffallenden Rücktritt falschen Ruhm und zweideutige Popularität zu erwerben.

NB. Ob ich gleich weiß, bester Onkel, daß Ihnen die Anlage nicht angenehm sein kann, erlaubt doch mein Gewissen und meine wohlbegründete Ueberzeugung nicht, sie anders zu fassen. Und ob ich gleich ferner weiß, daß mein Stoßseufzer so wenig Wirkung thun wird, als wenn (nach dem Sprichwort) der Hund den Mond anbellt, muß ich doch verlangen, daß er in die Hände der drei Minister komme.

An die Ministerien des Innern, des Cultus und der auswärtigen Angelegenheiten.

Ew. Excellenzen sind ohne meine Versicherung gewiß davon überzeugt, daß mir der Abdruck meines Gesuchs um Entlassung vom Obercensurcollegium höchst unangenehm war. Obgleich

mir nun wol kein Unbefangener zutrauen konnte, eine solche Unschicklichkeit begangen zu haben, hielt ich die in der „Staatszeitung“ darüber gegebene, hiemit an Eidesstatt wiederholte Erklärung für nothwendig und bemühte mich seitdem, nicht ohne Erfolg, den Hergang der Sache aufzuklären. Herr Buchhändler Reimer nämlich hatte Irriges über mein Entlassungsgesuch gehört und wünschte theilnehmend die Wahrheit zu erfahren. Ich trug kein Bedenken ihm, als einem Mann, den ich seit vielen Jahren kenne und mit dem ich in mannichfachem literarischen Verkehr stand, dasselbe mitzutheilen. Nachdem indeß der Abdruck des Gesuchs erfolgt war, stellte ich ihn zur Rede, ob er denselben veranstaltet habe? worauf er mir aber sein Ehrenwort gab, daß er daran unschuldig sei. Erst gestern hat einer seiner Buchhalter, Schönrock, dem er aufgetragen eine einfache Abschrift anzufertigen, reuig bekannt, daß er ohne Herrn Reimer's Wissen und Willen eine zweite Abschrift genommen und nach Stuttgart geschickt habe.

Die urschriftlich anliegenden Erklärungen des Herrn Reimer und des Herrn Schönrock bestätigen, daß ich an dem Abdruck schlechterdings unschuldig bin. Sollte indeß hierüber noch der leiseste Zweifel obwalten, so bitte ich die Vereidigung des Schönrock (zu welcher er sich erbietet) zu veranlassen.

Beilage 1. Reimer an Raumer.

Der Ueberbringer ist das corpus delicti. Es ist nämlich mein Neffe, der zugleich in meinem Geschäfte steht und dem ich die Abschrift Ihres Absagebriefs übertragen hatte. Er hat aber, statt meinen Auftrag zu erfüllen, ihn verdoppelt und deren zwei gemacht, wovon eine durch seine Hand — aber auf mein Ehrenwort ganz wider mein Wissen und meinen Willen — nach Stuttgart gelangt ist an seinen ehemaligen Principal, den Buchhändler Erhardt (Metzler'sche Buchhandlung), der zugleich Verleger der Stuttgarter Zeitung ist.

Verfahren Sie nur mit dem Verbrecher möglichst billig. Vor der Hand habe ich ihm gesagt, daß er sofort an Erhardt schreiben soll und sich von ihm bescheinigen lassen, daß der Abdruck durchaus ohne Ihr Mitwissen und noch vielmehr ohne Ihr Zuthun stattgefunden habe.

Der Ihrige Reimer.

Beilage 2.

Ich erkläre hiermit auf Pflicht und Gewissen, daß ich, als mir Herr Buchhändler Reimer auftrug, zu seinem Privatgebrauch das Abschiedsgesuch des Herrn Professors von Raumer zu copiren, ich ohne Wissen und Willen beider und ohne sie zu befragen oder zu benachrichtigen, eine zweite Abschrift meinem ehemaligen Principal, dem Buchhändler Erhardt in Stuttgart, mitgetheilt habe, durch welche Mittheilung das Abschiedsgesuch in öffentlichen Blättern abgedruckt worden ist. Ich werde die meine Aussage bestätigende Erklärung des Buchhändlers Erhardt beibringen und wiederhole meine mündliche Aeußerung, daß es mir sehr leid thut, durch eine Handlung, welche ich irrigerweise für ganz unverfänglich hielt, dem Herrn Professor Raumer soviel Unannehmlichkeiten bereitet zu haben. Uebrigens bin ich bereit, sofern es verlangt oder die unbedingte Wahrheit dieser Erklärung irgend in Zweifel gezogen wird, dieselbe eidlich zu erhärten.

Berlin, den 20. Januar 1832.

L. Schönrock.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 3. Februar 1832.

— — — Mancherlei las ich in den neuen Staatengeschichten, die bei Perthes erscheinen. Alles recht fleißig und gründlich, — aber ich kann fast nichts davon behalten, und während ich oft darauf loslese, denke ich an etwas anderes oder an gar nichts. Das kommt freilich zunächst aus Mangel an Aufmerksamkeit; aber dieser Mangel muß doch wiederum hier seinen besondern Grund haben. Ich sehe ihn vorzugsweise darin, daß Geschichtschreiber alle und jede Ereignisse wenigstens mit einem Worte erwähnen wollen. Da fehlt denn zuletzt keine Faser — wol aber Saft und Kraft, und diese trockene Osteologie des Lebens wird keine Physiologie und noch weniger Psychologie. Ich meine: vieles muß ganz über Bord geworfen und lediglich das Denkwürdige, wahrhaft Lehrreiche festgehalten werden. Hätte Gibbon z. B. diese Regel nicht befolgt, wer könnte sein Werk durchlesen, wer würde etwas daraus lernen? Ich kann mich nicht entschließen dieser sandigen Unerschöpflichkeit nachzustreben; wenn ich auch deshalb von manchem ungründlich gescholten werde. Das Excerpt muß nicht so kahl hervorscheinen, und die Freude über das unendliche Bagatellenwissen ist kindisch und verkehrt.

Raumer an Tieck.*)

Den 20. Februar 1834.

Das steigende Alter gibt sich unter vielem andern auch dadurch kund, daß von Bekannten und Freunden immer mehr und mehr absterben; kein Jahr vergeht ohne erheblichen Verlust. So wird Schleiermacher's Tod auch auf Sie einen tiefen Eindruck gemacht haben. Es ist in vielen Beziehungen ein unersetzlicher Verlust: denn wenn schon mittelmäßige Leute sich nicht ganz ebenso wiederfinden, wie viel weniger ausgezeichnete Geister. An Scharfsinn und dialektischer Kraft stand ihm niemand gleich, und er verband damit eine Kunst der Entwickelung und Darstellung, welche Hegel trotz aller großen Vorzüge fast ganz fehlte. In den mannichfachsten Richtungen hat er preiswürdig eingewirkt und nicht blos die wichtigsten Gegenstände angemessen behandelt, sondern auch dem Kleinsten und Wiederkehrenden immer eine neue Seite abgewonnen. Ob man in allen Dingen seiner Meinung war und ist, darauf kommt es gar nicht an; wer darf verlangen, daß allen Bäumen *eine* Rinde wachse? Donnerstag vor seinem Tode sah ich ihn noch auf der Akademie und schalt ihn, daß er bei großer Heiserkeit ausgehe. Er behandelte es als unbedeutend, legte sich aber in der Nacht und stand nicht wieder auf. Viele Tausende drängten sich zu seinem Begräbnisse, ein erfreuliches Zeichen, wenngleich blos Neugierige sich den Theilnehmenden zugesellten. Natürlich aber litt strenge Ordnung und Feierlichkeit dieser Massen halber, und abwechselnde Hitze, Kälte und Nässe hat manchen krank gemacht. Ich bin mit vierundzwanzigstündigem Kopfweh davongekommen.

---

*) Da die Briefe Polen betreffend aus dem Jahre 1832 jetzt nicht abzudrucken sind, mögen als Anhang einige spätere folgen.

Steffens hielt (einige Wiederholungen abgerechnet) eine sehr löbliche Denkrede in der Aula der Universität. Manche rügten, daß er am Schluß derselben zu großen Nachdruck auf den Umstand legte, daß Schleiermacher kurz vor seinem Tode noch das Abendmahl genommen. Ich möchte diesem Einwande beitreten: denn das, was bei einer andern Form der Krankheit ganz unmöglich gewesen wäre, kann nicht füglich als ein nothwendiges, das ganze Leben erst krönendes und zum Verständniß bringendes Ereigniß betrachtet werden. Ueberhaupt will ich gewisse Ansichten vom Abendmahl nicht tadeln, kann mich aber für meine Person nicht hineinkünsteln oder darin das eigentliche punctum saliens der christlichen Weltentwickelung sehen. Einige haben ferner in diesen Tagen lebhaft darauf hingewiesen, der Mittelpunkt der ganzen Natur Schleiermacher's sei die Liebe gewesen. Dieser Ausdruck hat zum mindesten etwas Unbequemes, und ist vielleicht deshalb am meisten hervorgehoben worden, weil das Liebevolle bei Schleiermacher am wenigsten in Aeußerlichkeiten hervortrat. Ich bin um so entfernter, hierauf entscheidende Wichtigkeit zu legen, weil ich mir dadurch wol selbst den Stab bräche, da ich an dem süßlichen Hätscheln keinen Gefallen finde, und die tiefsten Empfindungen am wenigsten zur Schau legen mag. Andererseits zeigte sich bei Schleiermacher die Kraft des Geistes so sehr vorherrschend, daß man hier den Schlüssel seines Wesens leichter findet. Jemand sagte: es sei eigentlich die Rede von der Liebe zur Wahrheit; aber es fragt sich, ob diese z. B. eine so bitter mitspielende Polemik erforderte, wie sie der Ueberlegene bisweilen gegen kleine Leute übte. In Tauler, Thomas a Kempis, Neander, zeigt sich das, was wir kurzweg an dieser Stelle Liebe nennen können viel deutlicher, als bei Luther, Bossuet, Schleiermacher u. a. Darum suum cuique und nicht alles über einen Lobleisten geschlagen. Aus seinem Nachlaß wird gewiß noch sehr Lesenswerthes zu Tage gefördert,

hoffentlich mit besserer und strengerer Auswahl als bei Goethe und Zelter.

Ich habe nun auch den dritten Band ihres Briefwechsels gelesen; nein, das ist nicht möglich — sondern durchgeblättert und Gold aus dem Wuste herauszufinden versucht. Ueber mich und auf mich bin ich zornig, daß ich — wie soll ich sagen — zu dem ganzen Verkehr kein recht Zutrauen fassen kann. Von dem dreifachen Panzer zieht Goethe kaum einen aus, sodaß ich auch in einer kalten diplomatischen Stimmung bleibe, von der ich bei Lessing's, Solger's, Forster's, Jacobi's, Müller's Briefwechsel nichts spüre. Vielmehr fühle ich mich bei diesen allen bequem zu Hause, befreundet, theilnehmend. Hier fürchte ich hingegen, daß der überlegene Goethe mir armen Schlucker die Thür vor der Nase zuschlägt und Zelter mich zur Thür hinauswirft. Doch ich weiß am Ende nicht was ich will und sage, und schelte mich deshalb aus. Thun Sie desgleichen, damit mir mein Unrecht klarer wird und ich mich dann bessern kann.

Heute gibt die Singakademie eine Hälfte der großen Messe aus H-moll von Sebastian Bach. Rungenhagen hat das größte Verdienst dies große und schwere Kunstwerk, trotz aller Widersprüche kleiner Herren und Dämchen, zur Aufführung zu bringen. Einige Gelbschnäbelchen meinen was sie nicht vom Blatt wegkakeln oder wozu sie nicht mit Armen und Beinen tanzmäßig Takt schlagen können, das sei eben veraltet oder nichts. Desto eifriger zeigt sich der Stamm echter Kunstfreunde und Kunstfreundinnen.

Berlin, den 9. März 1834.

Haben Sie die Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung" über Schleiermacher gelesen? Der zweite wird hier viel besprochen und allgemein getadelt, ja als schändlich und niederträchtig bezeichnet. Ich liebe derlei heftige Beiwörter nicht und fühle mich dann immer geneigt den Punkt aufzusuchen, von wo aus sich der Angegriffene, wenn nicht rechtfertigen, doch begreifen läßt. So ist diesmal der Schreiber ein Mann, welcher alle Weisheit zuletzt etwa in den Satz zusammenfaßt, daß die Welt tagtäglich fortschreite, ja in den Julitagen hiezu wol Siebenmeilenstiefel angezogen habe; Schleiermacher aber nicht mehr in dem Maße vorwärts gekonnt, sondern zusammengesunken sei. Lassen wir den doppelten Aberglauben zur Seite: daß das Paradies mit dem Juli 1830 zugeschlossen oder aufgeschlossen worden, so ist etwas Wahres an der Sache, daß manche Rüstige des Jahres 1813 müde geworden sind und Schlendrian und Gleichgültigkeit überhandnahmen. Dies erfährt man täglich in der Akademie und in der Universität. Auch Schleiermacher kam bisweilen über seine künstliche Dialektik nicht zum einfachen Handeln und zog sich in diejenigen Kreise zurück, wo ihn niemand turbiren konnte. Thut jeder so das Seine, geht's freilich am besten; aber die Kreise sind nicht abgeschlossene Monaden, und es ist z. B. übel, wenn die tüchtigsten Professoren sich gar nicht mehr um die Universität bekümmern, obgleich ich mich auch auf diesem Wege befinde — aus vielen Gründen, die ich Ihnen wol mündlich vortrage. Sonderbar daß Hegel's Polemik hauptsächlich gegen Schleiermacher's Gefühlslehre gerichtet ist, obgleich bei diesem der denkende Scharfsinn eine so große Rolle spielt. Für mich ist Denken und Fühlen gar kein unbedingter Gegensatz; die Hälfte ist nie das Ganze. Denken drängt zum Fühlen und

umgekehrt, sowie auch Allgemeines und Besonderes zueinander gehört und sich nicht untereinander aufhebt. Das Individuellste ist zugleich das Allgemeinste, und die größten Personen hatten auch das meiste Göttliche (θειον) in sich. Ferner kann das Denken so gut irren als das Fühlen. Die Subjectivität in beiden sucht und findet objective Bestätigung. Gedanken enthalten so wenig immer das wahrhaft Allgemeine, als Gefühle; beide müssen auf die Kapelle genommen, geprüft und gereinigt werden. Die Ansicht, welche allein dem Menschen das Denken, das Fühlen aber auch dem Thiere zuschreibt, ist nur halb wahr; denn das Gefühl des Thieres ist ebenso wesentlich vom höheren menschlichen Gefühle verschieden, als seine Quasigedanken von dem Tiefsinn des Weisen. Auf diese Betrachtungen führt mich der zweite Band von Hegel's „Geschichte der Philosophie", aus Heften zusammengetragen. Natürlich ist die Form mangelhaft und scholastisch, aber scharfsinnige Gedanken finden sich in bedeutender Zahl, mag man nun beistimmen oder widersprechen. Das alte Lied von der Ironie wird denn auch noch einmal durchgespielt, obgleich Hegel in seiner letzten Auflage der Encyklopädie sich schon zweckmäßiger als in diesen früher gehaltenen Vorträgen ausgesprochen hatte. Daß dies Wort seine großen Unbequemlichkeiten hat und Misverständnissen ausgesetzt ist, habe ich schon früher gegen Solger behauptet. Ebenso wird Hegel's Sonderung der Sittlichkeit und Moralität, sein Satz: das Wirkliche ist vernünftig u. dgl. künftig wie bisher misverstanden und misgedeutet werden. Der Sprachgebrauch unterwirft sich in solcher Weise der Schule nicht; man muß auf andere Weise die Wissenschaft damit versöhnen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 3. November 1836.

Wie oft werden wir von außen durch das bestimmt, was wir wol Zufall nennen, weil der eigene Beschluß dazu gar nicht oder wenig mitwirkt und wir die Reihe der Ursachen nicht genau erkennen. Wie oft kommen wir umgekehrt nicht zu dem, was wir uns fest vornehmen und bezwecken. Täglich hat man zu dieser trivialen Bemerkung Veranlassung; so auch ich.

Hätte J. Murray mir nicht die schöne Ausgabe der Werke Byron's geschenkt, hätte die Verwundung meines Fußes mich nicht so lange an mein Sofa gekettet, schwerlich wäre meine Aufmerksamkeit von neuem und gründlicher auf jenen Dichter geleitet worden. Hieraus entstand Neigung und Vorsatz, etwas Ordentliches und Geregeltes über ihn niederzuschreiben. Da aber dieser Vorsatz gewiß nie ausgeführt wird, so will ich dies und das in bunter Unordnung anmerken, was mir als Randglosse einfällt. Zusammenhang entsteht vielleicht dadurch am ersten, daß ich das Zerstreute und Unbedeutende an Sie richte, der Sie es auszulegen und zu berichtigen verstehen. Moore's „Leben Byron's" gehört zu den anziehendsten Büchern, die ich je gelesen. Es ist kein biographisches Kunstwerk, erreicht aber durch die Unmittelbarkeit des Mitgetheilten und durch die Zusammenstellnng mehr, als auf jedem andern Wege; und wird es eben dadurch nicht ein Kunstwerk im höheren Sinne und richtigerem Maßstabe? Es gibt Wahrheit; — nicht Wahrheit und Dichtung in Goethe'scher Weise. Die Dichtung zur Wahrheit geben Byron's poetische Werke; in der Lebensbeschreibung herrscht die Wahrheit allein — und ich möchte sagen mit Recht. Ja ich sehe selbst in allem

Gewaltsamen, Leidenschaftlichen und Unsittlichen die Kraft und das Recht der poetischen Natur. Da der Vorwurf auf der Oberfläche liegt und Byron seine Blößen nirgends bedeckt oder versteckt, so bin ich geneigt diese Blößen milde zu verhüllen und die Absolution theils für die Aufrichtigkeit zu geben, theils weil hinter der Oberfläche das Bessere und Tiefere verborgen liegt. Ich kenne den Mann ganz und stehe deshalb mit ihm in einem innigeren Verhältniß, als wenn er sich nur halb oder theilweise gäbe. Weil ich in die Tiefen seines Gemüths sehe, dringt sein Wort, seine Größe, seine Schwäche auch in die Tiefe meines Gemüths. Trotz der Ueberlegenheit Byron's ist mein Verhältniß zu ihm ein durchaus klares, verständliches, offenes und darum menschlich frei und herzlich! Ist's unnatürlich, wenn man in Bezug auf Goethe anders fühlt? Ist er nicht im Recht, wenn er selbst sein Leben in ein poetisches Kunstwerk verklärt, wenn er die Schlacken beiseite wirft und dem Silberblick seines Daseins höhere Dauer und Haltung gibt? Wozu große und kleine Skandale mittheilen, wozu dem Pöbel die Freude machen, zu sehen, daß der große Mann doch auch bisweilen ein kleiner Mann ist? Ich sage mir dies und Aehnliches, aber ich fühle und denke es eigentlich nicht selber. In Byron und Moore — Byron habe ich Dichtung und Wahrheit unvermischt; ich kenne den Dichter und den Menschen in ihrer gesonderten Erscheinung, und sehe doch zugleich aufs deutlichste, wie sie sich bedingen und ineinander übergehen. Sofern ich das Schlimmste von Byron und durch ihn weiß — ist es schon nicht mehr das Schlimmste. Und gäbe es denn für dieses Schlimmste keine Gründe, keine Buße, keine Reue, keine Besserung? —

Goethe zeigt sich gebügelt und geschniegelt, à quatre épingles, in full dress, liebenswürdig überall. Wäre es denn aber unvernünftig, bei Beurtheilung der Dichter die

Forderung zu stellen, welche Paris bei Beurtheilung der drei Göttinnen machte? Byron hat sich ohne Zwang der Welt unverhüllt gezeigt; Goethe hat mehr wie ein Feigenblatt vorgehalten und vollgeschrieben, und seine unbedingten Verehrer halten diese Feigenblätter für sein Fleisch und Blut. — Weil Goethe seine vielleicht bittere Wahrheit mit schöner Dichtung umpanzerte, kann niemand ihm so nahe auf den Leib, wie Berufene und Unberufene Byron, kommen. Die Welt hat Goethe erhoben und Byron verfolgt; jenem hat man Weihrauch geopfert und diesen mit Schmach überhäuft. — Welche Erziehung ist die lehrreichste? (Ich denke an Gustav Wasa, Elisabeth, Heinrich IV., Friedrich II., Napoleon III.)

Ein Hauptthallo hat die londoner Welt über Byron's Heirath und Scheidung erhoben. Ich begreife nicht weshalb? Jene war ein großer Irrthum: die geregelte, immerdar gemäßigte, sittliche, verständige und anständige Frau paßte nicht zu dem kühnen, leidenschaftlichen, ungemäßigten, dithyrambischen Dichter. Sie trennten sich, worüber ich weder der Frau noch ihm einen Vorwurf machen will. Byron war gewiß kein ordentlicher und treuer Ehemann, und Lady Byron trotz edler Eigenschaften doch keine den Dichter beherrschende Muse. Warum aber solch Geschrei, soviel Haß, Verfolgung und Lüge über Geschichten, wie sie leider oft genug vorkommen?

Byron's Verhältniß zu den Weibern ist wesentlich von dem Goethe's verschieden. Beide veredelten und verschönerten wol manchen Gegenstand, aber Goethe that es wie der Herr und Meister, der Maler oder Bildhauer. Die Weiber waren ihm Mittel, Vorwürfe, Gegenstände für seine poetischen Zwecke, er beherrschte, er verklärte sie.

Byron war seinen Geliebten gegenüber nicht ihr Herr und Meister, er war ihnen hingegeben, unterthan mit Leib und Gut, mit Kopf und Herz. Ihm blieb keine nüchterne Ueberlegung, keine besonnene Wendung, keine Vorsicht für Auswege,

kein Gedanke an möglichen, ja wahrscheinlichen Ueberdruß oder nothwendiges Abbrechen. Er stürzte sich dem Sturm, dem Regen, dem Schnee entgegen, in den Strom der sinnlichen wie der geistigen Liebe, und schwimmt wie Leander von Sestos nach Abydos hinüber. Und wenn der allzu kühne Schwimmer erläge, sein Untergang bliebe ein Zeugniß für die Begeisterung seines Kopfes und die Glut seines Herzens. — Goethe scheint dagegen für seine Liebesfahrten ein Schiff so wohl bemannt und bemastet zu haben, daß er mit jedem Winde wo nicht rasch segeln, doch laviren, überall landen, einnehmen, aussetzen, aussteigen kann, immer untadelich zur rechten Zeit und an der rechten Stelle.

Um jenes Vorzugs oder Mangels willen ist Byron vorzugsweise ein lyrischer Dichter, und weil es der Lyrik vielleicht am schwersten wird sich selbst Maß und Gesetz zu geben, richtet Byron seinen Blick auf den gemäßigten und gesetzlichen Pope. Ich kann mir wenigstens seine Bewunderung für diesen Dichter kaum anders erklären, als daß er daselbst zu finden glaubte, was ihm fehlte, ohne daß Pope ihm als Nebenbuhler gefährlich werden konnte.

Berlin, den 4. November.

Ich fahre fort mit meinen Randglossen. Byron, sagt Moore (II, 11), hatte keine Heimat. Gewiß ein Verlust. Wenn er sich diesen Verlust zum Theil zugezogen, so waren andere in nicht geringerem Maße Urheber seiner freiwilligen oder erzwungenen Verbannung. Denn an dem Talente einheimisch zu werden und der Neigung, lange an einem Orte zu beharren, fehlte es ihm keineswegs. Für jeden größern Beschluß, z. B. England, Venedig, Ravenna, Italien zu verlassen,

gab er gute Gründe, und mancher einzelnen Liebschaft war er wol länger treu als es sich gebührte. Die wilde Wirthschaft in Venedig hat er nachher selbst misbilligt und bereut. Es war indeß ein durchaus eigenthümlicher, nicht so kurzweg nach allgemeinen Regeln zu verurtheilender Zustand. Theils wirkte Schmerz des verwundeten Herzens, theils Ekel an der Fischblutstugend seiner Gegner und Gegnerinnen, theils Verzweiflung über seine Lage, theils trunkene Begeisterung für die Schönheit, von welcher gottlob die meisten Leute keinen Begriff haben. Sehr natürlich sagt Byron: „Es ist ein Unglück, daß wir weder mit noch ohne Frauen leben können."

Die Melancholie Byron's war nicht die blos verdrießlicher Personen — weil sie nicht gut geschlafen, sich den Magen verdorben, zu viel getrunken haben u. dgl.; sie bezog sich auf die tieferen Geheimnisse des innern Menschen und der äußern Welt, sie vertrug sich mit dauernder Zuneigung. So sagt er: „Ich habe nachgedacht über die Leiden der Trennung. O wie selten sehen wir die, welche wir lieben; doch leben wir Jahre in Augenblicken des Zusammenseins. Der einzige Trost während der Abwesenheit ist die Betrachtung, daß keine persönliche oder geistige Entfremdung stattfinden kann."

Berlin, den 5. November.

Eben war der Vater R—l bei mir. Er erzählt, sein Sohn lese vor allem Byron's Gedichte. Eine üble Wahl: denn bei seiner Natur wird dieser filius nichts herauslesen als das: sobald er mehr Geld ausgibt als einnimmt, und seinen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, er seine Genialität beweiset und auf dem geraden Wege ist, ein großer Mann zu werden. Duo cum faciunt idem, non est idem.

Gäbe es denn aber nicht sittliche Gesetze, gleich verbindlich für alle, für Hochbegabte wie für kleine Leute? Und unterliegt nicht die Unsittlichkeit des Handelns und des Schreibens (der Dichtkunst) gleichen Gesetzen? — Diese Fragen führen auf so schwere und tiefe Untersuchungen, daß ich sie gewiß nicht in einem Briefe beginnen und zu Ende bringen kann. Doch will ich einige vereinzelte Bemerkungen nicht zurückhalten. Das Allgemeine, das Gesetz, die Regel mag noch so großen und überwiegenden Werth haben, so ist doch die ihr gegenüberstehende Person keine bloße Null, sondern es findet ein wechselseitiges Verhältniß, eine Wechselwirkung statt. Aus der Natur, der Stellung, den Anlagen, dem Beruf, ja selbst aus den Leidenschaften der Einzelnen geht eine natürliche, erlaubte, gerechte Modification des Allgemeinen hervor, und nur da findet die rechte Gleichheit vor dem Gesetz statt, wo alle diese Verhältnisse in angemessener Weise berücksichtigt werden. Wenn den Gesetzen diese lebendige Bildsamkeit fehlt, wird ihr Buchstabe ertödtend; steigert sich umgekehrt der Anspruch des Einzelnen, sodaß er sich über alle Gesetze hinaufsetzt, so geräth er in Laster und Wahnsinn. Das ganze Leben ist eine Vermittelung des Allgemeinen und Besondern, geschickt oder ungeschickt, harmonisch oder mit vorwaltenden Dissonanzen.

Gewiß kann es eine sittliche und unsittliche Dichtkunst geben, aber es ist schwer zu sagen, worin sie besteht. Oft ist das sittliche Bestreben gewisser Dichter völlig undichterisch, und die Gnomiker oder die directen Lehrgedichte wird doch niemand für den Triumph der Poesie halten. Ferner kommt, wenn ich nicht von dem Urheber, sondern von den sittlichen oder unsittlichen Wirkungen eines Werkes rede, viel darauf an, auf welchen Boden die Saat fällt. Ein achtzigjähriger Mann wird durch Ovid's Anweisungen nicht verführt und ein junges Mädchen durch Wallenstein nicht zum Verrath verlockt werden. Die Lehre vom Verführen ist mindestens zur Hälfte eine

Absolution, die man selbst gibt; man kommt auf halbem Wege entgegen. Gar viele Fanatiker haben die heiligen Schriften zur Rechtfertigung ihrer Greuel angeführt, wie sollen da die armen Poeten sich vor Anklagen retten? Gewiß ist Euripides im vollen Rechte gegen A. W. Schlegel, wenn dieser ihm vorwarf, daß in jenes Trauerspielen ruchlose Personen ihrem Charakter gemäß sprechen. Ebenso behauptet Byron seinen Tadlern gegenüber mit Recht: Lucifer könne nicht reden wie der Bischof von London. Ebenso wenig kann sich Werther die Grundsätze aneignen, welche der würdige Verfasser der Kunst das menschliche Leben zu verlängern, für anders geartete Personen sehr überzeugend ausspricht. Dem Dramatiker und ebenso dem Epiker wird man also die Befugniß einräumen müssen, daß sie ihre Personen charakteristisch sprechen lassen und nicht über einen sogenannten moralischen Kamm scheren. Warum soll aber nicht auch der Lyriker seine Lieder in fremden Zungen ertönen lassen? Je größer der Dichter, desto weniger wird man seine Person herausfinden, er ist überall und nirgends: so Homer, Sophokles, Euripides, Shakspeare u. a. Nur wo Wahrheit und Dichtung gemischt ist, wird man zu solchen Versuchen hingedrängt. Sie haben aber selten rein sittliche oder rein poetische Zwecke; sie werden öfter von bloßer Neugier hervorgetrieben. Ganz einfache Anempfehlungen des Unsittlichen (ohne dramatische Motivirung) kommen wol nur äußerst selten vor, und thun gewiß am wenigsten Schaden; sowie umgekehrt eine trockene Anpreisung des Sittlichen nicht auf den dichterischen Dreifuß erhebt.

Sofern ein Misverhältniß der Mittel und des Erreichten, der Anstalten und Zwecke sich kund gibt, kann mich das scheinbar Sittlichste verletzen. Oder ließe sich nicht von einem keineswegs verwerflichen Standpunkte darthun: Byron's Kain sei sittlicher als manche angeblich christliche Epopöen? Wenigstens war es Mäßigung (σωφροσύνη), daß Byron nur den

Teufel und nicht unseren Herrgott sprechen läßt, was in der Regel blasphemisch oder albern herauskömmt. Nicht Lucifer, Kain, Manfred und ähnliche Charaktere sind zu verdammen, denn sie geben sich einfach nur für das, was sie wirklich sind; sehr anstößig ist mir dagegen in Byron das willkürliche und schon deshalb tadelnswürdige Umspringen vom Edelsten zum Gemeinsten, das übermüthige Vernichten oder untereinander Aufheben des einen und des andern. Auch ist der Uebermuth oft wol nur der einer kalten Bitterkeit und Verzweiflung, und eben deswegen unpoetisch, ja unsittlich. Die Bemerkung: dies Verfahren sei satyrischer Zwecke halber nothwendig geworden und dadurch gerechtfertigt, erscheint mir ganz ungenügend.

Wenn die Moral (der gewöhnlichen Meinung gemäß) wesentlich darin besteht, seine Persönlichkeit der allgemeinen Regel unterzuordnen, so erscheint mir Byron an einer Stelle in ästhetischer Beziehung moralisch — zu seinem eigenen Schaden. Vielleicht trieb ihn das Gefühl sonstiger übermäßiger Ungebundenheit, diese an einer Stelle freiwillig zu opfern, und die selbst auferlegte Beschränkung desto sorgsamer und gewissenhafter zu tragen. Sein Aberglauben an die misverstandenen Lehren des Aristoteles über die sogenannten drei Einheiten, seine ungenügende Einsicht in das Wesen der antiken und modernen Tragödie, haben ihn in Hinsicht auf Wahl und Behandlung der Stoffe zu Misgriffen geführt; er fühlte wohl daß er Shakspeare in seiner Bahn nicht übertreffen könne, und träumte deshalb von Erfindung einer ganz neuen englischen Tragödie. Er ist gewiß nicht vorzugsweise ein dramatischer Dichter, doch darf man bedauern, daß er sich in dieser Beziehung die Schwungfedern vorsätzlich verkürzte oder ausriß.

Ich komme zurück auf Byron's Immoralität. Was man in seinem Leben so nennen mag und muß, liegt auf der

Hand. Es ist darüber nicht zu streiten, es ist kaum der Rede werth. Aber was über Trinken und Liebeln hinausberichtet oder gefolgert worden ist, ermangelt des Erweises. Wer sich in londoner routs nicht gefällt, oder nicht jedem hergelaufenen Laffen williges Gehör bewilligt, ist deshalb noch kein Menschenfeind. Sein Ich vergaß er in der Liebe zu andern, in der Hingebung für fremde Zwecke, er opferte Geld, Gut, Bequemlichkeit, Gesundheit, Leben, und wenn in ihm wie in jedem ein Stück erblicher und eigener Sünde steckte, so kann man doch auch sagen: numine afflatur. Dem Teufel (mit dem er ungebührlich spielte) würde er bei längerem Leben wol immermehr den Laufpaß gegeben haben. Bei allem Abstoßenden, Sündlichen war in ihm kein zum Haß geneigtes Gemüth; er zog sich einen Harnisch über, hielt ein Medusenhaupt vor sich, weil im Innersten ein nur zu weiches, verletzbares, sich hingebendes Gemüth wohnte. Der Egoismus, welcher Fehler verheimlicht oder künstlich verdeckt, war nicht in ihm, und noch weniger der, welcher in angeblicher Allgenugsamkeit alles zurückweiset, was seine eigenen Kreise stören könnte. Er hatte in dieser Beziehung eher zu wenig als zu viel Egoismus. Er wollte kein Jupiter sein und lieber andere anbeten, als sich anbeten lassen. Mit Recht konnte er, ungeachtet einzelner Streitigkeiten, sagen: er lebe in Frieden mit der ganzen dichterischen Brüderschaft (II, 293), denn das Feld der Gedanken sei unermeßlich, und das Universum sei der Tempel des Ruhms. Byron's poetische Politik ist allerdings von der prosaischen verschieden; und doch ist das, was er für Irland sprach und für Griechenland dachte, fühlte und that, mehr werth als die herzlosen Berechnungen und die juridischen Deductionen, auf welche sich angeblich weisere Leute etwas zugute thaten. Er hatte Muth des Charakters. An Murray schreibt er: „Mögen diejenigen, welche meine Ausdrücke über Irland nicht verschlucken können, daran kauen. Sollte auch

Herr Croker mit all seinem Schrecken gegen mich auftreten, es kümmert mich nicht."

Croker ist derselbe, welcher mich aus ähnlichen Gründen im „Quarterly reviev" so erschrecklich heruntergemacht hat. Ich folge indeß Byron's Beispiel. Ein andermal (Bestätigung des oben Gesagten) schreibt Byron (II, 87): „Ich könnte jetzt sehr sentimental sein, aber ich will nicht. Die Wahrheit ist, daß ich mein ganzes Leben hindurch mich bestrebte mein Herz zu verhärten; noch ist es mir aber nicht vollkommen gelungen." Und in einer andern rührenden Stelle ruft er schmerzlich bewegt aus (II, 285): „Mich kalten Herzens, mich unempfindlich nennen! Ebenso gut könnten sie sagen, das Glas ist nicht zerbrechlich, welches in einen Abgrund hinabgeworfen ward und in Stücken zertrümmert zu ihren Füßen liegt!"

Aus einem andern Briefe (geschrieben im großen Styl II, 141) hebe ich nur eine Stelle aus: „Sie machten aus mir ohne mein Zuthun eine Art von Volksgötzen (popular Idol). Wiederum warfen sie (ohne Vernunft oder Urtheil, lediglich aus Eigensinn ihrer Willkür) jenes Bild hinab von seinem Fußgestell. Es ward durch den Fall nicht zerbrochen, und sie möchten es (so scheint es) wieder hinaufstellen; — es soll aber nicht geschehen."

Ich sollte nun wol näher auf die Beurtheilung einzelner Werke Byron's eingehen, aber dieser Brief ist schon übermäßig lang geworden. Sollten Sie oder irgendjemand finden, er sei zu apologetisch, zu lobpreisend, so habe ich nur meine Schuldigkeit gethan, sofern ich früher wol streng urtheilte, weil ich den ganzen Menschen noch nicht so kannte und begriffen hatte wie jetzt. Hoffentlich werde ich für mein Reden weder von Dichtern noch Moralisten gesteinigt. Was sich von echt religiösem Standpunkt noch beibringen und erinnern ließe, stelle ich heut zur Seite. Die Poesie des Teufels, der Zerrissenheit, des Hochmuths, der Nacht, des Häßlichen u. s. w.

ist gewiß nicht die rechte, aber es bleibt nach dem Verwerfen von dem allen doch eine echte Poesie übrig, welche gewisse hölzerne oder eiserne Zionswächter gewiß mit Unrecht miskennen oder verdammen.

Sollte jemand fragen: warum ich an dieser Stelle nicht umständlicher und begeisterter von Goethe spreche? — dem antworte ich wiederholentlich: „Wer auf dem Throne sitzt, braucht nicht hinaufgehoben zu werden. Rettungen schreibt man nur für angegriffene und verkannte Personen!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Erster Theil.

Seite 21, Zeile 18 v. u., statt: testamus, lies: testamur
» 28, » 15 v. u., st.: ersten, l.: ernsten
» 53, » 10 v. o., st.: allen, l.: allem
» 55, » 9 v. u., st.: Husarenanbehandlung, l.: Husarenbehandlung
» 64, » 5 v. o., st.: von, l.: vor
» 74, » 4 v. u., st.: einer mit Gehalt verbundenen, l.: eine mit Gehalt verbundene
» 126, » 2 v. u., st.: die, l.: bei der
» 281, » 12 v. u., st.: in, l.: im

Zweiter Theil.

Seite 104, Zeile 8 v. o., statt: Ausgabe, lies: Aufgabe
» 288, » 7 v. o., st.: Sekte, l.: Seite